34592, VIII, G. e.
6

34592, VIII, X, e

Unter den Kannibalen

von

Neu-Britannien.

Drei Wanderjahre durch ein wildes Land

von

Wilfred Powell,

frei übertragen durch

Dr. **F. M. Schröter.**

Mit vielen Illustrationen nach Zeichnungen des Verfassers und einer Karte.

Leipzig.
Ferdinand Hirt & Sohn.
1884.

K. K.
LYCEAL-
BIBLIOTHEK
ZU
LAIBACH

Totenkapelle, Neu-Irland (S. 221).

Unter den Kannibalen

von

Neu-Britannien.

Drei Wanderjahre durch ein wildes Land

von

Wilfred Powell,

frei übertragen durch

Dr. **F. M. Schröter.**

K. K. LYCEAL-BIBLIOTHEK LAIBACH

Mit vielen Illustrationen nach Zeichnungen des Verfassers und einer Karte.

Leipzig.

Ferdinand Hirt & Sohn.

1884.

Autorisierte Ausgabe.

Druck von August Pries in Leipzig.

Vorbemerkung des Übersetzers.

Zu den teilweise noch gar nicht, oder doch nur unvollständig, erforschten Gebieten unserer Erde gehört die reiche Inselwelt der Südsee. Wohl sind wir über die Lage der meisten größeren oder kleineren Eilande jenes Meeres unterrichtet; von sehr vielen kennen wir, wenn auch nicht immer genau, die Größe und Gestalt; viele werden mehr und mehr in den Bereich des unaufhaltsam vorwärts dringenden Handels gezogen — aber fast noch keine Insel oder Inselgruppe ist von Männern der Wissenschaft gründlich und nach allen Richtungen hin durchforscht und beschrieben, wenn auch nicht wenige gelehrte Reisende die Südsee durchkreuzt und unsre Kenntnis der in ihr liegenden Inseln und ihrer Bewohner in hervorragender Weise bereichert haben.

Unter solchen Umständen muß uns jede zuverlässige Mitteilung über die eine oder andre der Südseeinseln beachtenswert erscheinen, um so mehr, wenn sie Thatsachen verzeichnet, welche sonst der Gefahr des Vergessenwerdens ausgesetzt sind. Dies ist u. a. bekanntlich der Fall mit den Sagen, Sitten und Gebräuchen der Eingeborenen, welche letzteren gerade auf den Inseln der Südsee schneller und unaufhaltsamer, als anderwärts, dem vernichtenden Einflusse der Bekanntschaft mit den ihnen überlegenen Weißen anheimzufallen

ſcheinen. Herr Wilfred Powell verdient daher für die Veröffentlichung der Erfahrungen, welche er während eines mehrjährigen Aufenthaltes im neubritanniſchen Archipel ſammelte, den aufrichtigen Dank nicht nur der Geographen, ſondern aller, die Intereſſe für ferne, fremde Länder und Völker empfinden. Nicht geringen Dank verdienen auch die Freunde der Geographie, welche ihm jenen Aufenthalt ermöglichten.

Die vorliegende Schrift iſt überhaupt die erſte, welche ſich mit der genannten Inſelgruppe ausſchließlich beſchäftigt. Die Darſtellung Herrn Powells trägt durchweg das Gepräge vollſter Zuverläſſigkeit, Treue, beſonnenen Urteils und liebevoller Hingabe an die Sache; ungeſchminkt und beſcheiden erzählt er, was er geſehen und erlebt hat.

So dürfte denn Powells Buch auch in deutſchen, die Geographie liebenden Kreiſen freundliche Anerkennung verdienen und finden.

Leipzig, im Frühjahr 1884.

Dr. **Schröter.**

Inhaltsverzeichnis.

Erſtes Kapitel.

Seite

Fahrzeug und Mannſchaft. — Stürmiſches Wetter. — Waſſerhoſen. — Höflichkeit des Kapitäns Heath. — Lizard-Tragödie. — Broomer-Inſeln. — Teſte-Inſel. — Koch und Ente. — Waffen und Schmuckſachen der Eingeborenen der Heathinſel. — Weibliche Kaufleute. — Unterrockskauf. — Poſſeſſion-Bai. — Pracht der Südſeeinſeln. — Eingeborene der Hayter-Inſel. 11

Zweites Kapitel.

Merkwürdiger Strudel bei den Duke-of-York-Inſeln. — Verkannt. — Chriſtlicher Menſchenraub. — Ein Goonan-Dorf. — Heiße Quelle. — Die Matupi-Inſel. — Fieber. — Handelsniederlaſſung auf der Matupi-Inſel. — Kopra. — Neubritanniſche Wachtel. — Torrorturu. — Unglück mit Aleck's Gewehr. 31

Drittes Kapitel.

Duke-of-York-Inſel. — Beſuch bei Herrn Brown. — Lotu und der Häuptling. — Abenteuer auf der Utuan-Inſel. — Hauptſtation der Herren Godeffroy & Söhne. — Weira. — Sitte der Bewohner von Port Hunter. — Buckwar. — Diwarra. — Acht Frauen. — König Dick. — Menſchenbraten. — Tora-good. — Erbfolgerecht. — Der Duck-Duck. — Sein wahrſcheinlicher Urſprung. — Windmacher. — Tänze. — Der Toberran-Tanz. — Muſikinſtrumente. — Schmuckſachen. — Fiſchen. — Früchte. — Aaronswurzel. — Tan. — Melonenbaum. 45

Viertes Kapitel.

Seite

Kininigunun. — Hausbau. — Tor-Narrabay. — Schlacht. — Grauſamkeit der Weiber. — Heiraten. — Wie man die Kinder trägt. — Nach dem Berge Beautemps-Beaupré. — Eigentümlichkeiten des Landes. — Schreckensereignis zu Nuegunigu. — Der Sprecher und der Schlächter. — Tor-Narrabay wünſcht umzukehren. — Sein Verſchwinden bei Nacht. — Überlegungen. — Schweinefang. — Verlaſſen. — Waſſermangel. — Erfriſchender Schlaf. — Kokoßnuß. — Kauf. — Rückkehr nach Kininigunun. — Tor-Narrabay's Staunen und Entſchuldigung. 77

Fünftes Kapitel.

Mit Herrn Brown nach der Spacious Bay. — Feindſeligkeit der Eingeborenen. — Land am Turner-Point. — Tauſchhandel. — Grunzen, und ſeine Wirkungen. — Menſchengebein. — Waffen. — Schmuckſachen. — Bimsſteinfelder. — Vulkan in Thätigkeit. — Großartiger Anblick. — Heißer Boden. — Eigentümliche Farben von Südſeeinſulanern. 95

Sechſtes Kapitel.

Verteidigung von Herrn Brown's Politik. — Ermordung von Lehrern. — Traurige Botſchaft durch Ratu Levi. — Verräterei der Eingeborenen. — Aufbruch nach Ruterwul. — Hohe Zeit — Tarlily's Geſandtſchaft. — Schlechter Stand der Dinge. — Zum Kampfe gezwungen. — Kriegsrat. — Unſere Befehle. — Forderung von Schadenerſatz. — Erfolg die beſte Hilfe. — Beginn des Krieges. — Liſten der Eingeborenen. — In Feindes Lande. — Plötzlicher Angriff Tarlily's. — Gänzliche Niederlage des Feindes. — Hausrücken. — Unſre Spione. — Unzureichende Signale. — Karavia. — Hitziges Treffen. — Noch ein Erfolg. — Fund eines Kindes. — Schonung der Frauen. — Verbrennung von Unter-Karavia. — Dankgottesdienſt. — Verſtärkung. — Kein Widerſtand in Dewawon. — Das Ruder des Toten. — Einnahme und Verbrennung von Dewawon. — Rettung einer Eingeborenen. — Unterwerfung von Häuptlingen. — Eingeborene Lehrer ein Mißgriff. — Heilſamer Erfolg des Kampfes. — Stimmen der Auſtraliſchen Preſſe. 107

Siebentes Kapitel.

Waffen und andre Geräte der Neubritannier. — Wundärztliche Werkzeuge. — Aderlaß. — Wind- und Regenmacher. — Kunſtgriffe der Ärzte. — Religiöſe Vorſtellungen. — Geiſter von Verſtorbenen. — Heilung eines Eingeborenen durch Zauberei. — Zuſtrömen von Kranken. — Nahrung. — Kochen. — Fiſchen. — Häuſer. — Der Tabubaum. 140

Achtes Kapitel.

Seite

Unerforſchter Teil Neubritanniens. — Argliſt Tarlily's. — Junior-Miſſion-Houſe-Point. — Scheingefecht von Knaben. — Sandkuchen. — Marktweiber. — Kinderſpiele. — Zuckerrohrbau. — Port Webber. — Tättowieren eines Kriegers. — Armringe. — Gaſtfreundſchaft und Anerbieten eines Cambira-Häuptlings. — Seine Tabuhütte. — Rathaus. — Sein Beſuch. — Ein Schuß. — Die Spieldoſe. — Das faule Ei. — Eingeborene der Materbert-Inſel. — Wie man Feuer und Waſſer trägt. — Begräbnis. — Furchtſamkeit der Eingeborenen von Matukanaputa. — Tanz. — Verſchiedenheit der Karten. — Atmoſphäriſche Erſcheinungen. — Prächtiges Bild. — Krokodile als Fliegenfänger. — Rover und die Krokodile. — Sem-ſi-gorro. — Unſere Tiere. — Taubenfangen. — Jagd auf Frauen. 159

Neuntes Kapitel.

Roter Fleck zu Pondo. — Üppiger Pflanzenwuchs. — Waſſerfall. — Die Vulkane Father und Sons. — E'Watto. — Zeichen der Eingeborenen. — Läſtige Frauen. — Fieber. — Die Krater der genannten Vulkane. — Duportail-Inſel. — Handel. — Langweiliges Land. — Furchtſame Eingeborene. — Gewitter. — Willaumez-Inſel. — Mißtrauen der Eingeborenen. — Schlechter Zuſtand unſrer Mannſchaft. — Außerordentliche Vulkane. — Sturm. — Der Eingeborene und das Kreuz. — Drohendes Ausſehen der Eingeborenen. — Steinwürfe. — Baldiger Rückzug. — Von der Strömung fortgeriſſen. — Auf ein Riff geworfen. — Wir beſteigen das Boot. — Bedenkliche Lage. — Liſt der Eingeborenen. — Nächtlicher Alarm. — Freundlicher Rat. — Noch eine Liſt. — Meine Drehkanone. — Die Eingeborenen fliehen. — Sie beſteigen mein Schiff und zerſtören alles. — Mehr Täuſchungen. — Beinahe verloren. — Rettung. — Rückkehr nach Sydney. 182

Anhang 219
Bemerkungen über Neu-Irland 219
Bemerkungen über Neubritannien 223
Wörterverzeichnis 254
Regiſter 257

Verzeichnis der Illuſtrationen.

	Seite
Totenkapelle, Neuirland	(Titelbild).
Der Oſtſtern	13
Haus auf der Teſte-Inſel	17
Schildkrotmaske	24
Schilde	25
Kahn von Neuguinea	29
Dorf auf Duke-of-York	55
Der Duck-Duck	61
Schädelmasken	68
Tamtam	69
Panspfeife	71
Maultrommel	72
Muſikinſtrument	73
Schild	100
Ohrring	101
Steinkeulen und Axt	142
Steinkeule	143
Speere	145
Neubritanniſcher Kahn	149
Fiſchkorb	152
Fiſchfalle	153
Angelhaken	154
Dorf, Gazellenhalbinſel	155
Neubritanniſche Landſchaft	173
Waſſerfall	184
Open Bay	187
Eingeborener von E'Watto	189
Father und Sons	192
Eingeborener der Duportail-Inſel	193
Deception-Point	195
Duportail-Inſel	195
Eingeborener der Willaumez-Inſel	200
Keulen	201
Neubritanniſche Zeichen	228—232
Geräte zum Haifiſchfange	248

Erſtes Kapitel.

Fahrzeug und Mannſchaft. — Stürmiſches Wetter. — Waſſerhoſen. — Höflichkeit des Kapitäns Heath. — Lizard-Tragödie. — Broomer-Inſeln. — Teſte-Inſel. — Koch und Ente. — Waffen und Schmuckſachen der Eingeborenen der Heathinſel. — Weibliche Kaufleute. — Unterrockskauf. — Poſſeſſion-Bai. — Pracht der Südſeeinſeln. — Eingeborene der Hayter-Inſel.

Mit Unterſtützung einiger Herren in Sydney, welche Nachrichten über einige bis jetzt unbekannte Teile der Inſeln Neubritannien und Neuirland zu erlangen wünſchten, kaufte ich ein kleines Fahrzeug von 15 Tonnen, welches nach meinem Dafürhalten vollkommen groß genug war, um uns ſicher durch die zahlreichen Riffe und Gefahren zu bringen, die uns vermutlich erwarteten. Ich wußte aus Erfahrung, daß es in der Nähe dieſer Inſeln viele und gefährliche Strömungen giebt, die bei eintretender Windſtille ein Fahrzeug leicht zum Stranden bringen. In dieſem Falle wird ein großes Schiff vollſtändig hilflos, aber eine ſo kleine Nußſchale, wie die meinige, konnte auch durch Rudern fortbewegt und dadurch vor manchen Gefahren behütet werden, denen ein größeres Fahrzeug unvermeidlich ausgeſetzt iſt. Außerdem muß ein ſolches immer in gehöriger Entfernung von jeder Inſel bleiben, und gerade dies beabſichtigten wir gar nicht. Da wir ferner nur wenig Mannſchaft führen konnten, konnten ſich auch nur wenige über etwaige Entbehrungen beſchweren; endlich vermochten wir — ein Umſtand von nicht geringer Wichtigkeit — an Stellen

zu gelangen, zu denen ſich ein größeres Schiff nicht leicht heranwagen kann; auch iſt es bisweilen nützlich, ein Fahrzeug an der Leeſeite eines Riffes oder einer Sandbank auflaufen zu laſſen, wenn z. B. irgend welche Ausbeſſerung notwendig ſein oder der Kupferbeſchlag einer Reinigung bedürfen ſollte.

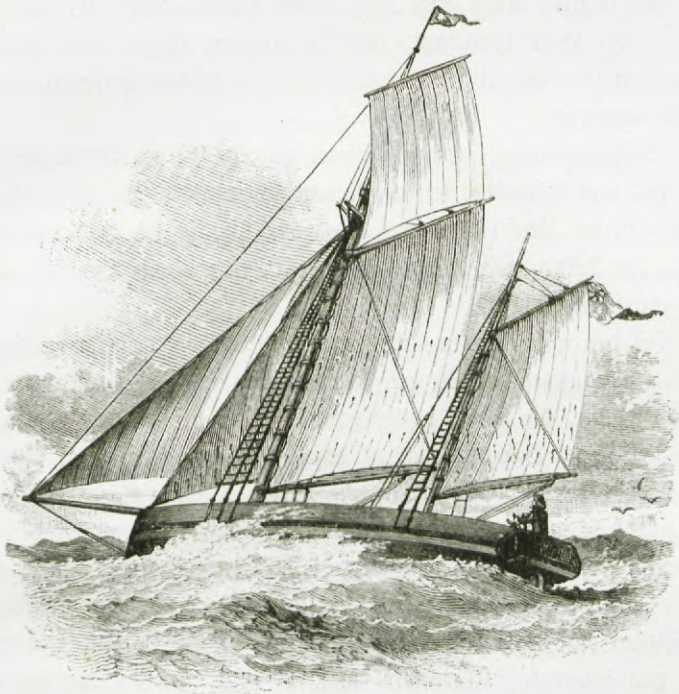
Nachdem unſer Schiffchen, der „Oſtſtern", eingedockt, friſch gekupfert und durch des Zimmermanns Hände gegangen war, verſahen wir es mit allen Vorräten für eine zweijährige Reiſe, und als wir es ſo bequem eingerichtet hatten, wie es bei der Kleinheit des Fahrzeuges möglich war, ſegelten wir am 1. Juli 1877 von Sydney ab.

Ich muß nun, bevor ich weiter gehe, dem Leſer die Bemannung des Schiffes vorſtellen: ich ſelbſt war der Kapitän, H. . . . . der erſte Lieutenant; Jack der zweite; ſodann Aleck (ein Eingeborener von Neubritannien), und der Koch (ein Farbiger aus Amerika); endlich Rover, Bluff und Pinſcher (unſere „Poliziſten"). Eine gar ſchöne Mannſchaft, und gar ordentlich, indem nur einer davon noch vor der Abreiſe auf die ſchwarze Liſte geſetzt werden mußte; dies war Rover, welcher in dem Augenblicke, als ich das Fahrzeug verließ, dies auch thun wollte (freilich in dem Wunſche, mir zu folgen); er mußte daher bis zu unſerer Abreiſe angebunden werden, da ſeine Dienſtleiſtung auf der Küſte um dieſe Zeit nicht erforderlich war, ſo wertvoll ſie ſich auch ſpäter zeigte.

Wir hatten ein ſchönes Boot auf Deck und eine Schiffsküche in einem kleinen, roſtigen Eiſenbehältniſſe; in der Kajüte zwei Pritſchen und einen Tiſch; zwei Pritſchen im Vorderkaſtelle und zwei im Raume; letztere zum etwaigen Gebrauche für Eingeborene. Die Mannſchaft ſchlief unter dem Boote auf Deck.

Während der erſten Tage hatten wir ruhiges Wetter und kamen nur langſam vorwärts; dann kam eine ſtarke Briſe von Süden, und wir legten ein gutes Stück Weges zurück. Bei Port Stephens ſteigerte ſich der Wind zu heftigem Sturme und drehte ſich nach Südweſten. Es war weiter nichts zu thun, als beizulegen und zu war-

ten, bis er ſich mäßigte. Die Lage wurde ſehr gefährlich: ein vollkommener Orkan brach los, und unſere kleine Nußſchale ſtampfte und ſchleuderte, wie beſeſſen. Aber ſie bewährte ſich glänzend: nicht ein einziges Mal ſchöpfte ſie Waſſer, obgleich der Wogenſchaum in



Der „Oſtſtern".

Strömen über Deck kam. Nur mit der Pumpe hatten wir Not, weil die Zimmerleute einen Haufen Hobelſpäne unter der Plankenbekleidung gelaſſen hatten, und dieſe durch das Waſſer in den Pumpenſchaft geſpült wurden und die Pumpe verſtopften. Natürlich konnte bei einem ſo kleinen Fahrzeuge das Eindringen von Waſſer in einem ſo ſchweren Sturme nicht ganz und gar vermieden werden; außer-

dem fanden wir, daß das Deck nicht ſo waſſerdicht war, wie es hätte ſein ſollen. Wir mußten die Pumpe herausnehmen; in ſo ſtürmiſchem Wetter war dies keine Kleinigkeit, wir ermöglichten es aber, ſchafften die Holzſpäne fort und brachten alles wieder in Ordnung. Wir lagen vier Tage und Nächte beigedreht.

Am dritten Tage fuhr eine große Barke vorbei; ſie rief uns an, ob wir Hilfe brauchten; ihre Bemannung konnte ohne Zweifel nicht begreifen, daß ein ſo kleines Schiff in ſolcher Entfernung vom Lande verweilte.

Während dieſes Sturmes zeigte ſich eine für die Breite, in welcher wir uns befanden, ſeltene Naturerſcheinung: zwei Waſſerhoſen gingen in der Entfernung von ungefähr 800 m vorüber und zwar gegen den Wind; wir hörten trotz des Sturmes deutlich das durch ſie verurſachte Toſen.

In den vier Tagen, während welcher wir beigedreht lagen, trieben wir ungefähr 225 km luvwärts, aber als wir wieder imſtande waren, die Segel auszuſpannen, richteten wir unſeren Kurs nach der Trial-Bai und warfen daſelbſt bald Anker; wir nahmen neuen Vorrat von friſchem Fleiſche, Brote u. ſ. w. ein und brachen mit gutem Winde nach Brisbane auf, das wir in wenig Tagen erreichten. Sehr zuvorkommend erlaubte uns Kapitän Heath, der Hafenmeiſter, an der Regierungswerfte anzulegen; hier nahmen wir Waſſer ein, ließen eine Rahe einrichten, verſahen uns mit dem nötigen Vorrate von Zwiebeln, Kartoffeln u. ſ. w. und erhielten von der Regierung Erlaubnis, in alle Häfen an der Küſte von Queensland ohne irgend welche Gebühren einzulaufen. Darin zeigt ſich recht der Unterſchied zwiſchen den Regierungen von Queensland und von Neu-Süd-Wales; denn als wir letztere um die Erlaubnis baten, Vorräte für unſer Fahrzeug, das doch weniger als 50 Tonnen faßte und auf einer wiſſenſchaftlichen Fahrt begriffen war, gegen Zollbons einnehmen zu dürfen, erhielten wir die höfliche (?) Antwort: es ſei keine Abweichung vom Geſetze geſtattet.

Von Brisbane gelangten wir nach Townsville, indem wir innerhalb jenes wunderbaren „Großen Wallriffs“ segelten, des Schreckens derer, welche es nicht kennen, des Entzückens derer, die mit ihm vertraut sind. Von da gingen wir nordwärts an Cooktown vorüber, und machten, um Feuerholz zu holen, bei der Lizardinsel Halt. Diese Insel war kürzlich der Schauplatz eines solchen Trauerspieles, daß ich nicht umhin kann, es hier kurz zu schildern.

Ein Kapitän Watson gründete auf der Insel eine Niederlassung, um zu fischen und Seegurken zu sammeln; hier lebte er mit Frau, Säugling und einer Anzahl Chinesen einige Monate. In Geschäften fuhr er mit seinem Schooner nach Cooktown und ließ Weib und Kind nebst wenigen Chinesen zurück. Er war noch nicht lange fort, als ein Haufen Schwarzer vom Festlande herüberkam, und die Niederlassung angriff, die meisten Bewohner ermordete und auffraß; aber Frau Watson wehrte sich, wie aus ihrem Tagebuche hervorgeht, mit einem einzigen Chinesen vom Wohnhause aus so verzweifelt, daß die Schwarzen für eine kurze Zeit zurückgetrieben wurden.

Aus Furcht vor ihrer Wiederkehr nahmen Frau Watson und der Chinese eines der zum Kochen der Seegurken benutzten Gefäße (einen großen in der Mitte durchgeschnittenen eisernen Wasserbehälter) und richteten irgendwie einen Mast darin auf; in dieser ungelenken Barke flüchteten sie mit dem Kinde nach einer anderen einige 30 km entfernten Insel, und zwar, um von den Schwarzen unbemerkt zu bleiben, unter dem Schutze der Nacht. Glücklich erreichten sie die Insel; da sie aber während des folgenden Tages Kähne mit Eingeborenen sahen, brachen sie wiederum nach einer anderen etwa 90 km entfernten Insel auf; aber auf keinem dieser Eilande fanden sie Wasser, hatten auch keines mit. Mittlerweile war der Kapitän zurückgekehrt, fand sein Heim geplündert, aber keine Spur der Vermißten, ausgenommen ein paar Kleidungsstücke und Haare seines Weibes, sowie Knochen der aufgefressenen Chinesen. Er fing eine Schwarze, die ihm in der ergreifendsten Weise die Hinschlachtung

ſeines Weibes und Kindes ſchilderte: Frau Watſon ſei ſchließlich mit dem Beile erſchlagen, und ihr entſeelter Leichnam ins Waſſer geworfen worden — ſie zeigte ihm ſogar die Stelle; Taucher, welche hinabgeſchickt wurden, fanden natürlich nichts; dies wurde den Haifiſchen zugeſchrieben. Die Schwarze ſagte auch, daß man das Kind ein Weilchen habe leben laſſen; aber weil es unaufhörlich geſchrieen habe, ſei ihm von einem der Eingeborenen der Schädel zerſchmettert worden. Ihre Erzählung war Lüge, aber ſo einleuchtend, daß der unglückliche Mann ihr glaubte und demgemäß Rache an den vermeintlichen Mördern nahm.

Einige Zeit nachher hatte ein Kapitän Bremner Veranlaſſung, die Inſel, auf welche Frau Watſon ſich zuletzt geflüchtet hatte, zu beſuchen; dabei entdeckte er die Leichname, und die Feſtſtellung ihrer Perſönlichkeit wurde durch das Tagebuch der unglücklichen Frau über allen Zweifel erhoben. Man fand das Buch nahe bei ihrer Leiche; es war offenbar bis kurz vor ihrem durch Mangel an Trinkwaſſer verurſachten Tode fortgeführt. Aus dem Tagebuche geht hervor, daß ſie einen Dampfer vorbeifahren ſahen und ſich bemerklich zu machen ſuchten; aber vergeblich! Frau Watſon's letzte Aufzeichnung lautete: „der Chineſe geht fort, um allein im Buſche zu ſterben, das Kind ſehr weinerlich und ſchwach“. Kein Wort von ihren eigenen Leiden, nicht eine einzige Klage über ihr Loos in dem ganzen, mit feſter, kühner Hand geſchriebenen Buche! Welch ein edler Geiſt ſchied in ſtiller Qual auf jenem einſamen Eilande! Eine der Expeditionen, welche nach etwaigen Spuren der Vermißten ſuchten, landete wirklich auf dieſer ſelben Inſel, gelangte aber nicht zu der richtigen Stelle!

Nachdem wir Holz und Waſſer eingenommen hatten, ſteuerten wir nach dem Wallriffe und verließen es ebenda, wo 1770 Kapitän Cook an Bord des Schiffes „Endeavour“ hineinkam. Wir hatten ſchönen ſtarken Wind, welcher uns in kurzer Zeit in nordweſtlicher Richtung über das Oſpreyriff hinausbrachte, ſodaß wir nach wenigen Tagen die Broomerinſeln in Sicht bekamen. Sie ſind hoch und felſig;

ihr höchſter Gipfel iſt nach der letzten Admiralitätskarte 202 m hoch. Wir fanden hier Brandung an einer Stelle, wo die Admiralitätskarte „20' Faden*) und kein Grund" angiebt; indeſſen hat ſich vermutlich der Boden gehoben, ſeit die auf der Karte angegebenen Tiefenmeſſungen ausgeführt wurden. Die erwähnte Untiefe liegt nordweſtlich von der größten Inſel.

Haus auf Teſte-Inſel, Neuguinea (S. 18).

Leider war ich zu der Zeit zu ſehr beſchäftigt, um irgendwelche Sondierungen oder Ortsbeſtimmungen vornehmen zu können; die Untiefe iſt jedoch von großer Ausdehnung und vom Top aus leicht zu bemerken. Nach meiner Schätzung hatten wir an der ſeichteſten Stelle, über die wir hinwegfuhren, ungefähr 5,4 m. Einige Kähne kamen heran; die Eingeborenen erſchienen freundlich und wünſchten zu handeln. Wir kauften ihnen ein paar kleine Gegenſtände ab, hielten uns aber nicht lange auf, da wir die Teſte-Inſel bald erreichen wollten.

*) 36 m

Die Eingeborenen der Broomerinſeln ſind dunkel, von demſelben Gepräge wie die des Papuagolfes, aber noch dunkler als die Eingeborenen von der Chinaſtraße und den umliegenden Inſeln.

Tags darauf erreichten wir die Teſte-Inſel und ankerten an ihrer Nordſeite, nur etwa 270 m von der Küſte, da das Waſſer in größerer Entfernung zu tief iſt. Die Eingeborenen waren ſehr freundlich und tauſchten u. a. Kokosnüſſe, Yams und Fiſche gegen Eiſenreifen, rotes Tuch und Perlen um.

Wir gingen an das Land, um ihr Dorf zu beſuchen. Es liegt an der Südküſte der Inſel; an der Nordküſte ſtehen nur wenige Hütten. Die Häuſer ſind auf 1,2—1,8 m hohen Stämmen gebaut; auf denſelben liegen große, runde, vorſpringende Holzklötze (um Schlangen, Ratten u. ſ. w. abzuhalten) und auf dieſen ruht das Haus. Letzteres ſcheint nur aus Fußboden und Dach zu beſtehen; denn das Dach bildet an jeder Seite eine runde Fläche, ſo daß es einem umgekehrten Boote ähnelt; es wird mit Gras oder Zuckerrohrblättern gedeckt. Der Fußboden iſt aus Rohrſtengeln hergeſtellt, welche quer über den Tragebalken liegen und mit Stricken aus Kokosnußfaſern verbunden ſind. Die Thüre iſt nur eine Öffnung auf der einen Seite; zwei dicke ſchräge Stangen mit Gabeläſten, in denen Querhölzer liegen, bilden die rohe Leiter, auf der man die Thüre erreicht. Im Innern des Hauſes kann man nicht aufrecht ſtehen. Zuweilen zünden die Eingeborenen auf einem großen flachen Steine mitten im Hauſe ein kleines Feuer an, meiſt jedoch wird im Freien gekocht. Das Sparrwerk des Daches iſt aus Bambus, und das Innere faſt jeden Hauſes war geſchwärzt durch den Rauch verbrannter Kokosnußſchalen — eine Färbung, welche ſich nicht wieder abreiben läßt.

Die Bewohner der Teſte-Inſel ſehen geweckt aus und ſind ſehr freundlich; ſie haben große Boote mit ovalen Segeln verſchiedener Größe, welche ſie je nach der Stärke des Windes wechſeln. Der Maſt hat 3 Fußenden, zwei auf dem Ausleger, eines auf dem Boden des

Bootes; die Taue verfertigt man aus feſt zuſammengedrehtem Baumbaſte. Die Länge des größten Bootes, welches ich ſah, betrug etwa 9,1 m. Die Boote werden mit roher Schnitzerei und weißen Kaurimuſcheln, auch mit Gras, Blumen ꝛc. geſchmückt. Es giebt auch kleinere aus einem Baumſtamme gehauene Boote, mit Ausliegern nur auf einer Seite. Sie ſind weiß gefärbt und mit augenförmigen Schnörkeln verziert. Faſt an jedem Hauſe hingen Schädel; als ich aber einen kaufen wollte, wurde ich ſehr entſchieden abgewieſen. Wahrſcheinlich waren es nicht Schädel von Feinden, ſondern eher von Verwandten.

Ich beſtieg, um Rundſchau zu halten, die Spitze des Hügels und ſah, daß das in der Admiralitätskarte angegebene Riff in Wirklichkeit eine ſchöne Lagune mit einer augenſcheinlich vortrefflichen Einfahrt an der Südoſtecke, weſtlich von der Oſtinſel, iſt. Bei genauerer Unterſuchung der Einfahrt fand ich aber, daß mitten in derſelben ein großer Felſen war, woran ſich gelegentlich die Brandung brach. Doch würden kleine Fahrzeuge dort immerhin einen guten Hafen finden, in den man freilich, bis er beſſer bekannt iſt, nur bei Tage wird einlaufen können, da außer dem Felſen in der Einfahrt mehrere Korallenbänke in der Nähe ſind.

Wir fanden die Eingeborenen außerordentlich angenehm und gefällig; ſie ſehen geweckt aus und haben den eigentümlichen jüdiſchen Geſichtsſchnitt, welcher an der ganzen Nordoſtküſte von Neuguinea angetroffen wird. Die Stämme, welche ihn zeigen, ſtehen ohne Frage höher als die an der Südküſte (Papuagolf) oder die Kannibalen der Calvados-Kette. An letzterer Stelle litten 500 Chineſen, welche als Koloniſten nach Neuguinea gingen, Schiffbruch und wurden von den Eingeborenen, als ob es ſich gar nicht anders gehörte, aufgegeſſen — wenigſtens bis auf 3 oder 4, die für Spiegel, Perlen u. ſ. w. aus den Händen der Wilden zurückgekauft wurden; eine Thatſache, deren ſich viele Händler der Südſeeinſeln wohl erinnern.

Mit Bedauern verließen wir die Teſte-Inſel, verſprachen bald

zurückzukehren — ein Verſprechen, welches nun freilich, wie ich fürchte, ſchwerlich erfüllt werden wird — und fuhren nach der Blanchardinſel, an deren Nordſpitze, ganz nahe an der Küſte, wir abends ankerten. Am nächſten Tage landeten wir, und es gelang H—, die erſte Ente, welche ich in Neuguinea geſehen hatte, zu ſchießen. Wir nahmen ſie mit an Bord, meinten einen guten Fang gethan zu haben und hingen ſie auf, dem Koch befehlend, ſie nicht anzurühren, da ich ihr die Haut abziehen wolle. Dann kehrten wir auf die Küſte zurück, um womöglich das Männchen zu erlangen; indes ſtieg der Vogel außer Schußweite auf, und unſer Verſuch war fruchtlos.

Bei unſrer Rückkehr zum Schiffe am Abende fanden wir unſere ſchöne Ente gerupft und zum Abendeſſen gekocht, und alle Federn ſorgfältig in einen Beutel gepackt; der Koch beſchenkte mich triumphierend damit und ſagte: „Ich habe es nicht gern, wenn du die dem Koch zukommende Arbeit thuſt; ich rupfte den Vogel und ſteckte die Federn in einen Beutel.“ Der Kerl hatte offenbar geglaubt, daß ich die Ente ſelbſt rupfen wollte, vertrug aber keine Einmiſchung in ſeinen Wirkungskreis und ergriff die Gelegenheit, ſeine Mißbilligung zu zeigen; ich war ſehr traurig darüber, und der arme H— wurde faſt verrückt. Die Ente war weiß, mit grauem Kopf und dunkelgrauen Streifen auf Schwingen und Schwanz; der Schnabel war gelb-grün. Ich habe nie wieder eine ſolche geſehen. Wir ſegelten am nächſten Morgen von der Blanchardinſel nach der Chinaſtraße, und von beiden Seiten der Straße — ſowohl von der Hayter- als auch von der Heathinſel — kamen viele Kähne zu uns, deren Inſaſſen uns viele Dinge zum Kaufe anboten. Darunter waren z. B. ein Kuskus (Baumbeuteltier), ein Flugeichhorn, ein kleines Wallaby (Känguruh). Der Kuskus war ein ſehr hübſches Kerlchen, braun und weiß; ſie werden ganz zahm, und wir hatten ſpäter mehrere lange Zeit lebendig an Bord. Das Flugeichhorn iſt ein hübſches kleines Geſchöpf und pflegt, jung eingefangen, ebenfalls ſehr zahm zu werden. Das Känguruh war von derſelben Art wie die auf Neubritannien und Neu-

guinea ſich findenden. Ausgewachſen erreicht es eine Höhe von etwa 0,75 m; ſeine dunkelbraune Färbung wird an Magen- und Bruſtgegend weißlich; es iſt ſehr zart und pflegt in der Gefangenſchaft nicht lange zu leben — ich wenigſtens habe dieſe Erfahrung gemacht. Schweine gab es auf dieſer Inſel zwar in Maſſe, aber die Inſulaner wollten ſie nicht verkaufen; ſie ſind nämlich Eigentum der Frauen und letztere ſehen ſie faſt ebenſo an, wie ihre eigenen Kinder. Ich habe geſehen, wie eine dieſer Frauen ein Schwein mehr liebkoſte und umarmte, als ſie je mit einem ihrer Kinder gethan haben würde.

Noch am ſelbigen Abend ankerten wir bei der Heathinſel (ſo geheißen nach dem Präſidenten des Seeamtes und Hafenmeiſter von Brisbane, demſelben zuvorkommenden Herrn, deſſen Güte wir in Brisbane ſo viel verdankten; er war, glaube ich, vor einigen Jahren in dieſen Gegenden). Hier brachten uns die Eingeborenen eine Art Schwamm, welche, obwohl mit einem ſchwarzen Häutchen überzogen, in einer ſchwachen Löſung von Salzſäure weich wird und einen wirklich recht annehmbaren Waſchſchwamm giebt.

Ans Land geſtiegen, ſuchten wir das auf der Admiralitätskarte angegebene Dorf, aber vergeblich; vermutlich iſt es nicht mehr da; wenigſtens ſahen wir, als wir über den angegebenen Punkt hinweggingen, keine Spur irgend eines Hauſes; wir folgten einem kleinen Flüßchen, in der Hoffnung, noch eine Ente zu finden, ſahen uns aber getäuſcht. Dagegen ſahen wir Spuren mehrerer Krokodile; letztere ſcheinen hier ziemlich häufig zu ſein, wennſchon wir auf keines geſtoßen ſind.

Viele Kähne mit Schildkrötenſchalen und kleinen, ſchwarzen, eckigen Perlmuſcheln kamen zu unſerem Schiffe. Auch kauften wir eine Menge Waffen, wie Beile, Speere, Keulen, Schilde.

Die Beile ſind von Stein, ſehr ſchön zur Form eines flachen Keiles abgeſchliffen und wundervoll glatt; manche meſſen an der breiteſten, zu einer ſcharfen Schneide abgeſchliffenen Seite 75—100 mm; das andre Ende iſt in einen hölzernen Stiel eingeklemmt; der Teil,

welcher den Stein hält, beſteht aus zwei ganz feſt mit geſpaltenem Rohre umwundenen Stücken; der übrige Stiel gleicht zwei Seiten eines rechtwinkligen Dreiecks; der eigentliche Griff iſt der längſte Schenkel. Dieſe Beile ſind ſo eingerichtet, daß der Stein, je heftiger man ſchlägt, deſto tiefer in den Stiel eingezwängt wird. Die größten werden ihrer Plumpheit wegen wohl nur zum Schmucke benutzt, wie ich glaube. Bei manchen iſt der hölzerne Griff beweglich, damit der Stein gedreht und als eine Art Schnitzmeſſer benutzt werden kann.

Die Speere haben verſchiedene Form; die zum Fiſchfange beſtimmten zeigen fünf oder ſechs harte Spitzen von Betelnußholz, ſo zuſammengebunden, daß ſie ſich, etwa 38 mm von einander abſtehend, kreisförmig ausbreiten; eine Spitze bleibt in der Mitte. Ein andrer Fiſchſpeer hatte zwei mit Widerhaken verſehene Zinken, welche aus demſelben Stücke Holz geſchnitten waren, wie der Griff.

Die Gefechtsſpeere ſind teils glattſpitzig, aber rohgearbeitet, teils zierlich geſchnitzt und mit vielen Widerhaken verſehen; ſie ſind von verſchiedenen Holzarten verfertigt; die roheren von Kokosnußholze, die anderen von einem ſchwarzen ebenholzartigen Holze, oder von einem roten, welches dem ſog. „Grünholz“ der Viti-Inſeln ſehr ähnelt. Die Keulen gleichen in ihrer Geſtalt Schwertern; einige ſind am Schafte gekerbt, andere glatt; meiſt beſtehen ſie aus Betelnußholze.

Die Ruder werden aus einem hellfarbigen Holze gefertigt; die Schaufeln ſind herzförmig, der Griff iſt etwa 1,2 m lang und hat oben eine Krücke, die oft ſehr geſchickt in Vogelgeſtalt geſchnitzt iſt. Die Schilde ſind ſchwarz mit weißen Zeichen, ungefähr 0,9 m lang und 0,6 m breit, an den Seiten leicht gebogen; ſie werden am Auslieger der Kähne aufgehängt, um im Kampfe als Bruſtwehr zu dienen.

Als Schmuckgegenſtände tragen die Eingeborenen u. a. Armbänder aus geflochtenem rotgefärbten Rohre und im Naſenknorpel ſpitzige Stücke von abgeſchliffener Venusmuſchel; die Männer oft auch

Perücken in Form von Franſen, welche bis über das Kinn herunter-gezogen werden können, ſo daß ſie Backenbärte bilden. Ich bemerkte, daß dies manchmal geſchah, wenn die Eingeborenen, nachdem ſie für irgend etwas bezahlt worden waren, wiederkamen und noch einmal bezahlt ſein wollten; dieſe unſchuldige Liſt glückte jedoch nicht öfter als einmal.

Ich bemerkte auch Halsſchmuck aus Kaſuarfedern, die an einem Faden befeſtigt waren, und auch aus Paradiesvogelfedern; mit letzteren zieren ſie auch die Ständer ihrer Kahn-Auslieger. Ihr Lendenſchurz iſt von Baumrinde verfertigt und ſchmucklos; oberhalb der Taille umwickeln ſie den Körper rundum mit einem eigentümlichen, ſchwarzen, geflochtenen Stricke, mit grellgelben Litzen daran, welcher ungefähr wie eine dünne Schlange ausſieht. Wozu der Strick dienen könne, weiß ich nicht; er kann nicht bloß Schmuck ſein; vielleicht fangen ſie Schildkröten damit; aber ich glaube kaum, daß er dazu feſt genug iſt. Wir kauften auch eine merkwürdige Tanzmaske von Schildkrot, mit Kaſuarfedern geziert, um die Augenlöcher weiß-, um die Lippen rot-gemalt; das Naſenſtück iſt angeſetzt, in den Naſenlöchern ſind Perl-muſchelſtückchen. Dieſe Masken ſtammen, wie ein Eingeborener mir berichtete, vom Feſtlande (Berg Thompſon).

Während all dieſer Zeit hatten wir keine Frau geſehen; ver-mutlich war für ſie eine Kahnfahrt bis zu uns zu weit.

Wir verließen die Heathinſel, paſſierten die Dinner-Inſel und ankerten in der Poſſeſſionbai (Hayterinſel), in etwa 12 m Waſſer ziemlich nahe der Küſte.

Hier kam eine Unzahl von Kähnen zu uns herüber; ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich ihre Zahl auf etwa 300 angebe; zwei große Schlachtkähne kreuzten abgeſondert von den übrigen umher, ohne Zweifel ſowohl um für Frieden zu ſorgen als auch um uns einzuſchüchtern, im Falle wir irgend welche feindliche Abſichten hegten. Dieſe Schlachtkähne waren ſehr lang, hielten je etwa 30 Mann, und die Auslieger waren mit Schilden und Speerbündeln behängt. Hier

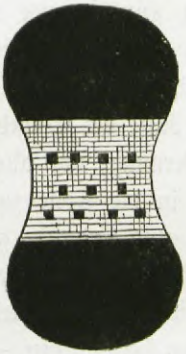
kamen denn auch mehrere Frauen heran; ihre Kähne wurden von ihren betreffenden Ehemännern und Herren (?) gerudert. Indes hatten offenbar die Frauen das Regiment; denn ſie ſchimpften und keiften auf die Männer, wenn letztere nicht ſo nahe bei unſerem

Schildkrotmaske (S. 23).

Schiffe blieben, daß ſie handeln konnten. Wenn ſie bei uns anlegten, war es unterhaltend zu ſehen, wie ſie ſich zu gutem Benehmen zwangen; ſie gaben nicht, wie die Männer, eifriger Erregung Raum, ſondern ſaßen ruhig in den Kähnen, dem ſtärkeren Geſchlechte befehlend, was verkauft und was dafür eingetauſcht werden ſollte.

Alle von den Männern eingetauſchten Gegenſtände wurden den Frauen hingereicht, von letzteren ſorgfältig geprüft und auf ihre Sitze gelegt. Die Frauen ſind offenbar ſehr klug in der Kunſt, einen Handel zu erzwingen. So trug die eine Schöne ein ſehr blendend gefärbtes Unterröckchen aus Gras, welches zu verlangen wir uns etwas genierten. Indes faßte H— doch Mut genug, um darauf zu zeigen; ſie ſchüttelte aber den Kopf und that, als ſchämte ſie ſich, es auszuziehen; doch ging ſie ſo weit, aufzuſtehen und das Band zu

Kahn-Schild, Neuguinea (S. 22).



Schlacht-Schild, Neuguinea (S. 22).

lockern; plötzlich aber, augenſcheinlich von Schamhaftigkeit überwältigt, ſetzte ſie ſich wieder hin. Dies reizte H— noch mehr; er zeigte ihr alſo ein Beil, worauf ſie ſich erhob, das Röckchen auszog — und zu unſerer Überraſchung noch ein anderes darunter anhatte. So hatte ſie durch ihr kluges Benehmen den doppelten Preis erhalten, als ſie ſonſt eingeheimſt haben würde. Die anderen Eingeborenen ſchienen es als einen gelungenen Streich zu betrachten. Ich muß noch hinzufügen, daß die Dame vor ihrem Scheiden es ſich ſehr angelegen ſein ließ, ihr zweites Röckchen loszuwerden; wir wollten aber nicht denſelben Preis dafür geben, und ſo brauchte ſie ihr Zartgefühl nicht zu verletzen.

Die Poſſeſſionbai wurde im Namen der Königin durch Kapitän Moresby vom „Baſilisk“ 1873, als er die Chinaſtraße entdeckte, in Beſitz genommen. An einem ſchönen Tage iſt dieſe Straße eine ſehr reizvolle Durchfahrt. Grüne Lichtungen wechſeln mit Wäldern, deren reiche Belaubung ſich bis zum Waſſerſpiegel herabneigt; hie und da lugt ein Dorf aus ſchattigen Kokospalmen heraus; Kähne liegen auf dem Strande oder ſchießen unter dem Schatten der Bäume hervor, bemannt mit Eingeborenen, welche das Schiff abfangen wollen, um die Fremden anzuſtaunen oder mit ihnen Handel zu treiben.

Im Hintergrunde ragen Berge empor; ſie zeigen angebaute Strecken auf ihrem breiten Rücken; in der Nähe der Küſte werden die unzähligen Stimmen der Wälder hörbar, die Lieder der Vögel und die Rufe der Eingeborenen, gemildert und verſchwimmend durch die Entfernung; vor allem aber entzückt der unbeſchreibliche Duft, der bis in die Seele zu dringen ſcheint, der ſüße Geruch all der Blumen und Kräuter, gemiſcht mit dem reichen Balſam des Erdbodens; nur hier in dieſen unbekannten Strichen iſt die Natur natürlich. Hier ſieht man keine zerbrochenen Flaſchen oder Stücke von Zeitungen herumliegen — nichts, gar nichts ſtört die vollkommene Schönheit der Scene.

Es nimmt Wunder, daß nicht die Glücklichen, welche eigene Jachten beſitzen, dieſe lieblichen Winkel der Erde aufſuchen. Man lieſt von Vergnügungsfahrten der Kreuz und Quere nach allen Teilen der civiliſierten Welt — man ſucht allüberall das Schöne — und doch ſind hier und thatſächlich auf allen Eilanden der Südſee wunderbare, ſeit Schöpfung der Erde unentweihte und unberührte Schönheiten zu finden! Hier kommt überdies das aufregende Gefühl hinzu, der erſte Weiße zu ſein, der den Fuß auf dieſe Küſten ſetzt; und wer ein wenig Gefahr als Würze des Vergnügens liebt — und welcher Seemann, ja, welcher Engländer thäte das nicht? —, der erinnere ſich, daß die Eingeborenen *nicht* alle freundlich ſind, und wenn ſie auch durch ehrlichen Verkehr freundlich werden können, ſo muß man

doch allzeit vor Verrat auf der Hut ſein. Hier iſt das Feld für die Unternehmungsluſt unſerer Jachtbeſitzer; mögen ſie herkommen und neue Inſeln, neue Völkerſchaften entdecken. Wir Engländer glauben viel zu voreilig, daß alle Teile der Erde entdeckt ſeien — wir täuſchen uns ſehr in dieſem Glauben. Es giebt Hunderte, ja Tauſende von Südſeeinſeln, die noch von keinem Weißen anders als *von weitem*, und viele, welche unzweifelhaft überhaupt noch *gar* nicht geſehen wurden.

Noch vor ſieben Jahren z. B. ſah ich auf der Karte einen kleinen Felſen eingezeichnet, und nach den Segelanweiſungen war er *angeblich* ein Felſen, ſein Daſein aber ſehr zweifelhaft. Dieſer Felſen war allerdings mit einem Fehler von 96 km in der angegebenen Länge eingezeichnet, aber anſtatt *eines Felſens* fand ich 21 Eilande mit der ſchönſten Menſchenraſſe, welche ich in der Südſee je geſehen habe. Das Merkwürdigſte war, daß ſie *gar* keine Kriegswaffen beſaßen, bloß Fiſchſpeere und die zum Daſein nötigen Werkzeuge. Sie waren ganz freundlich und gaben uns vom Beſten, was ſie nur hatten; wir ließen ihnen dafür zwei Schweine, und wahrſcheinlich haben ſie jetzt Schweinefleiſch genug, während ſie früher nur Fiſche, Kokosnüſſe, Aaronswurzel, Yams und Landkrabben hatten.

Vielleicht findet dieſer Punkt nur ſchwer Glauben bei Englands Bevölkerung, welche Tauſende von Schiffen in ihren Docks ſieht und ſich einbildet, alle Meere befahren und alle Stellen der Erde beſucht zu haben; und doch zweifle ich nicht, daß noch viele ſolcher Eilande im Stillen Oceane zu entdecken ſind.

Neuguinea ſelbſt iſt ebenfalls ein unendliches Gebiet für Entdeckungen; die Nordoſtküſte iſt noch verhältnismäßig unbekannt, und wo die Karte eine gerade und ungegliederte Küſtenlinie zeigt, hat die Inſel in Wahrheit viele ſchöne Häfen und Landſchaften.

Ich muß den Leſer um Entſchuldigung bitten, daß ich ihn in der Poſſeſſionbai ſo lange allein gelaſſen habe, während ich die ganze Südſee durchwanderte; nun aber weiter!

Nach Abſchied von der Poſſeſſionbai ſegelten wir an der Mekinley-Inſel vorbei, ließen ſo die Chinaſtraße hinter uns und ſteuerten auf Challis-Head los; die Chinaklippe, welche wir paſſierten, iſt beträchtlich gewachſen, ſeit ich ſie 1875 ſah. Sand und Korallenbruchſtücke haben das ehemalige kleine Riff in eine Bank verwandelt. Überdies fanden wir zwei Korallenbänke in etwa 3—4 m Tiefe. Sie waren bei meiner früheren Anweſenheit noch nicht da, und ſcheint es ſomit, als ob die Riffe in dieſer Richtung wüchſen. Etwas weiterhin allerdings fand ich bei einer Untiefe auf der Karte 4 Faden (7,2 m) angegeben, und dieſe Angabe ſtellte ſich als richtig heraus, ſo daß anſcheinend manche Riffe viel ſchneller wachſen als andere.

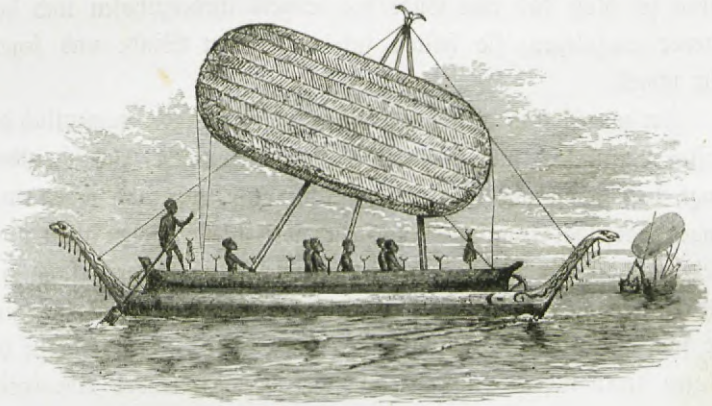
Zu Zeiten findet ſich in der Chinaſtraße eine ſehr ſchnelle Ebbe- und Flutſtrömung, welche dem Wachstum von Riffen günſtig ſein mag, und es ſcheint mir nach anderweitigen Beobachtungen ſicher, daß eine ſtarke Strömung einen wichtigen Einfluß auf ihr Wachſen ausübt.

Weſtlich von der Mekinleyinſel liegen Paples- und Didymusinſel, beide für Käfer- und Vögelſammler zu empfehlen, weil keine Eingeborenen auf ihnen leben. Aber es ſind ſtets welche von anderen Inſeln zu haben, wenn der Naturforſcher deren etwa zur Unterſtützung bedarf.

Auf Challis-Head folgt Negro-Head, ſo genannt, wie ich denke, von einem runden Hügel an der Küſte, der einem Negerkopfe ſehr gleicht; und die kurze und dicke Vegetation auf ihm trägt dazu bei, die Ähnlichkeit zu vergrößern. Negro-Head iſt der nördlichſte Punkt der Baſiliskeninſel. Iſt man an ihm vorbei, ſo kreuzt man den Eingang zur Fortesqueſtraße; im Nordoſten von dieſer Straße loteten wir über der Korallenbank, welche mit 4 Faden (7,2 m) Tiefe eingetragen war, und erhielten ein ähnliches Ergebnis.

Hierauf ſegelten wir nach der Mudgebai und ankerten gerade innerhalb des Weſtendes, da die Bai ſelbſt voll von Untiefen war, obgleich die Karte 18 m Tiefe angab.

Wir fanden die Eingeborenen nicht annähernd ſo ruhig wie die der Hayterinſel. Sie wollten an Bord kommen und hatten Luſt, bei ihrem Handel unverſchämt zu ſein. Ein Mann, entſchloſſener als die andern, kletterte aus ſeinem Kahne am Schiffe herauf, langte über das Oberlicht und ſtahl ein darauf liegendes Meſſer. Da wir mit den andern Eingeborenen alle Hände voll zu thun hatten, ſahen wir ihn nicht; aber Pinſcher ſah ihn und erwiſchte des Diebes Hand;



Neuguinea-Kahn, Chinaſtraße (S. 30).

gleichzeitig hatte ihn Rover bei dem Teile des Körpers, welcher auf dem Deckgeländer war. Das erſte, was wir von der ganzen Geſchichte hörten, war ein gräßliches Geheul des Mannes, welcher ungefähr 9 m weit ins Meer hinaus ſprang. Alle anderen Eingeborenen lachten darüber, und wir verkamen nachher beſſer mit ihnen. Der Gebiſſene nahm das Meſſer mit, kam aber wohlweislich nicht wieder, um mit uns zu handeln.

Nirgends in der Südſee betrachten die Eingeborenen Stehlen als verboten: Ertapptwerden iſt in ihren Augen das Verbrechen. Wenn ich daher gelegentlich durch Zeichen das Gebiſſenwerden andeutete und auf das Land wies, ſo pflegten die Eingeborenen unter

Kopfſchütteln und Lachen die Hände zu ſchwenken, um auszudrücken, daß der Betreffende nicht wieder zu uns kommen würde.

Die Waffen der Eingeborenen waren hier dieſelben wie die vorher beſchriebenen. Sie treiben in ihren großen Kähnen von Inſel zu Inſel ſtarken Handel. Ihre Segel ſind oval, etwa wie ein Theebret, und beſtehen aus Matten von Kokospalmblättern. Das größte Segel wird bei ſchönem Wetter benutzt, ein kleineres bei ſtarkem Winde, ein ganz kleines bei Sturm. Wenn ſie kreuzen wollen, ſo haben ſie bloß das eine Ende des Segels niederzuholen und das Steuer umzulegen; ſie halten ſich nahe beim Winde und ſegeln ſehr ſchnell.

Im ganzen ſind die Eingeborenen dieſer Eilande, namentlich der Teſte-, Baſilisken- und Hayterinſel, ſehr freundlich. Ich bin überzeugt, daß ſie nie anders werden, fürchte aber, daß auch ihnen eines Tages dasſelbe Schickſale bevorſteht, wie allen Wilden nach ihrer Bekanntſchaft mit Weißen: erſt Empörung, dann Unterwerfung, zuletzt Untergang. Weiße werden nie Wilde, Wilde nie Weiße, und die ſchwächere Raſſe geht natürlich unter. Dies ſcheint ein in der ganzen unendlichen Südſee recht ſtark hervortretendes Naturgeſetz zu ſein.

Zweites Kapitel.

Merkwürdiger Strudel bei den Duke-of-York-Inſeln. — Verkannt. — Chriſtlicher Menſchenraub. — Ein Goonan-Dorf. — Heiße Quelle. — Die Matupi-Inſel. — Fieber. — Handelsniederlaſſung auf der Matupi-Inſel. — Kopra. — Neubritanniſche Wachtel. — Torrorturu. — Unglück mit Aleck's Gewehr.

Ungefähr 6 Uhr Nachmittags fuhren wir zwiſchen der Blakeny- und Hull-Inſel hindurch in tiefes Waſſer, in ſicherer Entfernung öſtlich an den gefährlichen Riffen von Kap Ventenat vorbei und an der Oſtküſte der Normanby-Inſel entlang, welche mit ihren ſchroffen Bergſpitzen, Klippen und Schluchten — Zeugen einer furchtbaren Erdumwälzung — einen großartig-ſchönen Anblick bietet.

Kap Pierſon verlaſſend wollten wir zwiſchen der Jouveney- und Jurieninſel durchfahren, und da ich eine ſtarke Strömung von Oſten her vermutete, hielt ich mich ſo weit als möglich öſtlich, um die Luscanayriffe zu vermeiden, welche, nur wenige Durchfahrten freilaſſend, von der Welle-Inſel nördlich zur Lagrandiere-Inſel ſich erſtrecken. Meine Vermutung erwies ſich als richtig, da wir weſtlich über die Jurien-Inſel hinausgetrieben wurden, ſo daß wir zwiſchen dieſer und der Trobriand-Inſel hindurchfuhren.

Die Jurieninſel hat ein ſeltſames Ausſehen; ſie ſteigt in Terraſſen zu einer beträchtlichen Höhe auf, als ob ſie ruckweiſe aus dem Meere emporgehoben worden wäre, indem jede Terraſſe während

einer gewiſſen Zeit den Meeresſtrand bildete. Die Jouveney-Inſel ſchien von weitem ebenſo geformt zu ſein; doch konnte man es wegen der zu großen Entfernung nicht genau erkennen.

Die Trobriandinſel iſt niedrig und an der Oſtſeite mit Bäumen bedeckt, welche die eigentümliche ſpitzige Belaubung der Eiſenrindenbäume zeigten. Der nördlichſte Punkt dieſer Inſel iſt Kap Denis, 292 km (eine Fahrt von etwa zwei Tagen) vom neubritanniſchen Kap Orford entfernt; die Duke-of-York-Inſeln liegen 99 km vom Kap Orford. Wir beabſichtigten, an dieſen Inſeln unſeren erſten Aufenthalt zu nehmen.

Thatſächlich paſſierten wir mit dem Südoſtmonſun Kap Orford von Kap Denis aus ſchon in einem Tage, aber in der Spacious-Bai nahm die Briſe ab, und zuletzt hörte ſie ganz auf, als wir etwa 48 km ſüdlich von den Duke-of-York-Inſeln waren. In der Nacht kam ein Nebel mit dichtem feinen Regen — ein Nebel ſo dick, wie ich ihn während meines ganzen Verweilens in dieſen Gewäſſern nie wieder erlebt habe. Um Mitternacht etwa glaubten wir eine Brandung zu hören, und bei der Windſtille fürchtete ich, durch die Strömung an die Küſte der Duke-of-York-Inſel getrieben zu ſein. Die einzige Möglichkeit, nicht aufzulaufen, gewährte das Rudern. Zu ſpät! Schon befanden wir uns mitten in der uns fürchterlich umbrauſenden Brandung.

Ich ſchrie Aleck zu, zu loten, und den andern, um ihr Leben zu rudern, damit wir los kämen. Das Senkblei fand bei 72 m keinen Grund! Das ſchien ſo ſonderbar, daß ich ſelbſt maß: ich ließ 90 m ablaufen, und immer noch kein Grund! Trotzdem hörten wir rings um uns die Brandung, und noch dazu ſo, als ob ſie in ſeichtem Waſſer ſich bräche. „Das muß eine Kabbelung ſein“, dachte ich, „und keine ganz gewöhnliche!“ Ich ſah nach dem Kompaß und fand, daß ſich das Schiff rundum drehte. Nun dachte ich an Strudel u. ſ. w., als die Brandung ebenſo plötzlich, wie ſie begonnen hatte, wieder aufhörte.

Später waren wir in mehreren ſolcher Miniaturſtrudel dieſes St. Georgs-Kanals, und meine Beobachtungen haben mich zu dem Schluſſe geführt, daß dieſe Strudel durch Unebenheiten des Bodens und Schnelligkeit der dortigen Strömung (bisweilen 8, ja faſt 10 km in der Stunde und in gleicher Richtung wie der jedesmalige Monſun) verurſacht werden.

Am nächſten Morgen befanden wir uns nördlich von den Duke-of-York-Inſeln; die Strömung hatte uns während der Nacht 48 km weit getrieben. Dies wird einen Begriff von der Stärke dieſer anſcheinend nur durch den Wind hervorgebrachten Strömungen geben.

Eine deutſche Barke, die „Etienne", verlor faſt 3 Monate mit Verſuchen, eine Strecke von 32 km Länge gegen die Strömung zu ſegeln. Sie nahm morgens, wenn der Monſun etwa um 9 Uhr begann, einen guten Anlauf und hatte mehrmals ihr Ziel beinahe erreicht; aber bei Sonnenuntergang ließ der Wind ſtets nach, und nun trieb ſie rückwärts, weiter vielleicht als ſie am Tage gekommen war. Ich würde daher jedem Kapitän, wenn er während des Südoſtmonſuns von China nach Auſtralien fährt, ernſtlich raten, ſeinen Weg nördlich von Neuhannover zu nehmen, aber durch den St. Georgs-Kanal, wenn er nach China will.

Ich kann das Beiſpiel einer großen eiſernen Barke anführen, welche wir im genannten Kanale ſprachen, und welche von Newcaſtle (Neuſüdwales) aus nur 13 Tage brauchte — ein recht hübſches Stückchen Arbeit! Ich würde daher dieſen Weg zur Ausfahrt bei Südoſt- und zur Heimfahrt bei Nordweſtmonſun empfehlen.

Nebenbei bemerkt, hielt uns, wie ich meine, dieſe Barke für Seeräuber, trotzdem daß wir die britiſche Flagge führten; denn ſie ſpannte alle Segel auf, ſobald ſie uns erblickte. Aber da wir in dem Kanale zwiſchen den Duke-of-York-Inſeln und Neuirland waren, und ſie dieſen heraufkam, ſo hätte ich ſie, wohin ſie ſich auch wenden mochte, abfangen können. Als ich ſie ſchließlich anrief, antwortete ſie, daß ſie 13 Tage von Newcaſtle weg ſei und nach China gehe; dabei

ſegelte ſie aber unaufhörlich weiter. Es war ſehr verzeihlich, daß man uns für Piraten hielt; denn unſer Deck war voll von Eingeborenen, die ganz nackend waren oder nur ein Stück Zeug um Lenden oder Kopf trugen, und wir Weißen ſahen damals nicht gerade ſehr anſtändig aus. Außerdem lugten zwei kleine Kanonen über Bord heraus, und an einem ſo entlegenen Platze mußten wir allerdings ziemlich verdächtig erſcheinen. Aber ich ſchwatze von Sachen, die ſich erſt ereigneten, als wir ſchon einige Zeit in dieſen Gewäſſern geweſen waren, und wir ſind noch nicht einmal in Neubritannien angekommen.

Dampier ſtellte 1699 zuerſt feſt, daß Neubritannien von Neuſeeland getrennt iſt, indem er durch die jetzt nach ihm genannte Straße weſtlich von Neubritannien und öſtlich von der Rook-Inſel hindurch fuhr. Einige Teile der Inſel wurden nachmals von D'Urville genauer beſchrieben, obſchon dieſer Seefahrer ſie bei ſehr ungünſtigem Wetter beſuchte. Er nennt ſie mit dem dort heimiſchen Namen „Birara", ein Name, den, wie ich fand, auch ein anderer Teil der Inſel, 320 km nordöſtlich von der von ihm beſchriebenen Gegend, führt. In dieſem Umſtande liegt meiner Meinung nach ein Hinweis darauf, daß zwiſchen den Eingeborenen im Oſten und Weſten der Inſel früher ein Zuſammenhang beſtand, obgleich ſie ſich jetzt in Sprache, Erſcheinung und Sitten ſehr unterſcheiden.

Es lag mir viel daran, nach Nodup zu kommen, einem neubritanniſchen Dorfe gerade am Fuße der Mother-Mountains, der Heimat meines jungen Aleck; er war vor einigen Jahren von hier geſtohlen worden. Ich konnte ſicher auf freundlichen Empfang rechnen.

Indeſſen konnten wir nur ſo nahe kommen, daß ſich uns ein Kahn nähern konnte, und die Eingeborenen waren ſehr überraſcht, Aleck, den ſie längſt tot geglaubt und aufgegeben hatten, zu ſehen. Sie fragten ihn viel nach den anderen, welche zugleich mit ihm geſtohlen worden waren, und er mußte die ſo oft erzählte ſchändliche Geſchichte immer wiederholen, wie man dieſe armen, von Weißen ge-

ſtohlenen Wilden auf der Werft einer reichen Firma gleich Tieren hatte hinſterben laſſen. Sie waren in einem alten untauglichen Hauſe ohne Fenſter und mit durchlöchertem Dache untergebracht worden, und dies noch dazu im Winter. Zuerſt waren es acht; ſechs von ihnen ſtarben infolge ihrer Vernachläſſigung auf der Werft, und einer noch hinterher. (Der Chef der betreffenden Firma gilt für einen ſehr chriſtlichen Mann). Aleck war der letzte von ihnen, und zu meiner Freude war ich imſtande, ihn zu ſeinem Volke zurückzubringen. Der Arme! Als ſeine Landsleute ihn anſprachen, ſtellte es ſich heraus, daß er ſeine Mutterſprache großenteils verlernt hatte und ihnen nicht fließend antworten konnte; war er doch 5 Jahre weg geweſen! Bei Nachfrage erfuhr er, daß ſeine Eltern noch lebten, aber auf einer „Matupi“ genannten Inſel (in der Blanche-Bai) auf der anderen Seite der Mother-Mountains.

Da wir infolge der ſtarken nördlichen Strömung nicht nach Nodup gelangen konnten, umfuhr ich Kap Stephens und ankerte bei dem Goonandiſtrikte, gerade auf der anderen Seite des Kaps außerhalb der ſtarken Strömung. Von hier konnte man über die Hügel nach der Blanche-Bai und von da zur Matupi-Inſel. So brach ich denn am nächſten Tage mit Aleck und einigen Eingeborenen als Führern auf; wir hatten im ganzen nur ungefähr 20 Minuten zu gehen, um die Blanche-Bai zu erreichen, und noch dazu nur über *einen* ſteilen Hügel, obſchon nach den Admiralitätskarten die Entfernung wenigſtens 6—7 km beträgt.

Das Land, welches wir durchſchritten, war faſt durchaus angebaut; Bananen, Yams und Aaronswurzel wuchſen in reicher Fülle überall; auch ſchien der Boden ſehr fruchtbar, da er aus verwitterten vulkaniſchen und pflanzlichen Stoffen beſtand.

Zwei Dörfer auf unſerem Wege fielen mir durch die Sauberkeit und den Geſchmack, womit die Beete um jedes Haus angelegt waren, ſehr auf; die Eingeborenen ſchienen eine Menge der farbenreichſten Waldſtauden um ihre Wohnungen angepflanzt zu haben;

allerdings thun ſie dies, wie ich ſpäter erfuhr, ebenſo ſehr der Bequemlichkeit wie des Schmuckes wegen: ſie brauchen nämlich die glänzenden Blätter u. ſ. w. bei ihren Tänzen, und es iſt natürlich hübſch, ſie gleich bei der Hand zu haben.

Die Häuſer werden meiſt aus Bambus gebaut und mit Pandanusblättern gedeckt; ſie ſind nicht ſehr hoch, ausgenommen das des Häuptlings, welches gewöhnlich beträchtlich größer iſt als die anderen. Die Eingeborenen haben die ſchlechte Gewohnheit, innerhalb ihrer Häuſer Feuer anzubrennen; dies iſt ſehr ſchade; denn ohne den Schmutz des Rauches würden ſie gar nicht übel ſein; auch iſt der ſtarke Geruch des verbrannten Holzes widrig. Aber im ganzen genommen bietet ein Goonandorf einen ſehr hübſchen Anblick. Ihre Schlafpritſchen ſind gewöhnlich aus Seitenwänden zerſpaltener Kähne verfertigt, welche auf Pfählen ruhen; darüber werden Matten aus grünen Kokospalmblättern gelegt, welche zwar ſehr kühl, aber, weil man die dicken Stiele teilweiſe daran läßt, ziemlich rauh ſind. Eine dieſer Matten wird ſtets für Beſucher herausgebracht; ihr folgt ein Eingeborener mit der unvermeidlichen Betelnuß, die man, ohne zu beleidigen, nicht zurückweiſen darf.

Vom Gipfel des Hügels aus hatten wir eine großartige Ausſicht auf die Mother-Mountains und die South-Daughter nebſt der Blanche-Bai und der Küſte weithin; unter der Mother erblickten wir den Vulkan mit ſeinen dichten Rauchwolken.

Der Weg ſenkte ſich nun ununterbrochen zum Strande hinab, an welchem wir ungefähr 2,5 km hingehen mußten, um einen Kahn zu bekommen; nach langem Feilſchen mietete Aleck einen zur Überfahrt nach der Matupi-Inſel.

Auf unſerem Wege an der Küſte hin durchſchritten wir zwei Bäche, das Waſſer des einen hatte 39° R. — für nackte Füße unangenehm warm! Dieſer Bach ſchien keine eigentliche Quelle im Innern des Landes zu haben, ſondern war eher ein ſeichter nach der Bai hin geöffneter Krater. Die ganze Küſte iſt mit Bimsſtein

bedeckt, und die Eingeborenen erzählten mir von einem ſchrecklichen Ausbruche vor ungefähr 12 Jahren, bei welchem viele Leute durch rieſige herunterfallende Bimsſteinblöcke getötet wurden, und von mehreren kleineren Ausbrüchen ſeit jener Zeit.

Unſer Kahn war groß und wurde von zwei Frauen und einem Mann gerudert; dieſe, mit Aleck und mir als Paſſagieren, bildeten die ganzen Inſaſſen.

Ungefähr um dieſe Zeit begann ich eine ſchreckliche Mattigkeit zu fühlen, die Vorläuferin von Fieberſchauern, und mußte mich im Kahne auf einige Kokosmatten niederlegen; daher konnte ich unglücklicherweiſe nicht ſo auf unſere Umgebungen achten, als ich es wünſchte. Wir fuhren in der Entfernung von etwa 1,5 km an den beiden merkwürdigen, als die „Bienenkörbe“ bekannten Felſen vorüber, deren größter, obwohl er ſich ungefähr 60 m hoch ſenkrecht aus der See erhebt, ein blühendes Fiſcherdorf trägt. Ich bemerkte auch mehrere augenſcheinlich auf dem nackten Felſen wachſende Kokospalmen, die ſich mit ihren Wurzeln an ihn anklammerten, wie Schmarotzerpflanzen an einen Baumſtamm. Dieſe Felſen liegen etwa 2 km nordöſtlich von Matupi.

Die Matupi-Inſel iſt offenbar eine vulkaniſche Schöpfung, da ſich ein erloſchener Krater in ihrer Mitte findet, und faſt die ganze Inſel aus Sand und Bimsſtein beſteht.

Sie iſt mit Kokospalmen bedeckt und dicht bevölkert. Bei der Landung war ich zu fiebermatt, als daß ich auch nur zum Hauſe eines auf der Inſel lebenden Kaufmanns (Halbblut) hätte gehen können; ich legte mich daher unter einen der offenen Kahnſchuppen auf dem Strande hin. Bald umſtand mich eine zahlreiche Menge, um den „Weißen“ zu ſehen, der „Etugerier“ (ſo hieß Aleck mit ſeinem heimiſchen Namen) zurückgebracht hatte. Man brachte mir einige friſche Kokosnüſſe, welche ſehr erquickend waren, und als nach etwa einer Stunde der Fieberanfall vorüber war, machte ich mich auf den Weg quer über die Inſel zu des Kaufmanns Wohnung.

Niemand, welcher viel an der Küſte dieſer Inſeln reiſt, entgeht dem Fieber. Ich bekam es zuerſt vor langer Zeit in Neuguinea, ſo daß es mir nicht neu war. Die erſten Anzeichen ſind folgende: Schmerz in den Beinen, Gefühl allgemeiner Abgeſpanntheit, dann Augenweh, Erkaltung des Rückens und Fieberſchauer durch den ganzen Körper; dabei fühlt ſich die Haut brennend heiß an. Trotz aller Decken wird man eine Zeit lang nicht warm; nach und nach aber fühlt man ſich heiß und immer heißer und beginnt von Schweiß zu triefen, bis alles förmlich madennaß iſt. Wirft man jetzt die Decken weg, ſo kommt der Fieberanfall wieder. Man empfindet großen Durſt, und nach der Hitze ſtellt ſich in der Regel infolge der Erſchöpfung Schlaf ein; beim Erwachen iſt man ſchwach und taumelt.

Das Fieber beginnt gewöhnlich als Wechſelfieber, wird, wenn es ſich im Körper eingeniſtet hat, periodiſch und kehrt vielleicht aller zwei Tage wieder; zuletzt bleiben die Schauer weg, und es ſtellt ſich dafür als letzte Erſcheinung heftiges Erbrechen und Huſten ein. Kann man jetzt dem Klima nicht entfliehen, ſo wird die Krankheit tödlich.

Viele Weiße haben ſo viel Chinin dagegen eingenommen, daß die Arzenei ihnen faſt verderblicher geworden iſt, als die Krankheit; ſo verlor in einem mir genau bekannten Falle der Kranke infolge übermäßigen Chiningenuſſes völlig den Gebrauch des linken Auges. Mir ſelbſt verging aus demſelben Grunde mehrmals für einige Tage das Gehör und die Klarheit des Gedächtniſſes; denn ſoll dieſes Fieber mit Chinin gedämpft werden, ſo ſind übermäßige Gaben nötig. Das bei weitem beſte Mittel dagegen iſt Eiſencitrat und Strychnin. Einen Teil Strychnin auf 100 Teile Eiſen nehme man in Gaben von 5 Gran auf 1 Unze Waſſer. Dieſes Mittel hat, wenn die Krankheit nicht ſchon zu weit vorgeſchritten war, ſtets geholfen und würde, zweimal täglich genommen, ehe die erſten Anzeichen ſich fühlbar machen, meiner Überzeugung nach gegen das Fieber überhaupt ſchützen.

Man wird das Fieber nie bekommen, wenn man ſich der Küſte nicht mehr als einen halben Kilometer nähert, oder auf der Küſte

den Mangroveſümpfen und dichten Wäldern fern bleibt. Nur bleibe man beim Eiſen und vermeide Spirituoſen; ihr Genuß iſt ſichrer Tod in ſolchem Klima, wie es die meiſten dieſer Inſeln haben; ein wenig Wein oder leichtes Bier hin und wieder beim Eſſen zu trinken, iſt ratſam. Wer durch gute Koſt ſeine Kraft erhält, iſt dem Fieber weniger ausgeſetzt als jemand, der ärmlich lebt und ſeine Kräfte überſchätzt.

Eines vergaß ich noch: weiße Frauen nämlich widerſtehen dem Klima beſſer als Männer. Die Frau eines Miſſionärs z. B., welche ich kenne, hat, obſchon ſie viele Jahre in der Südſee war, nie Fieber gehabt, ihr Gatte dagegen oft. Auch muß ich erwähnen, daß magere Perſonen der Krankheit weniger ausgeſetzt ſind, als wohlbeleibte. Mein Rat geht dahin, nichts zu thun, was den Körper möglicher Weiſe ſchwächen kann, und mit Chinin vorſichtig zu ſein.

Jetzt zurück nach Matupi! Ich blieb die Nacht über bei dem Kaufmanne; am nächſten Morgen half er mir gütigſt beim Einkaufe einiger Schweine. Ich bekam 3 ſchöne für je ein Beil; letztere koſteten 10 Pence (ca. 82 Pf.) das Stück (Einzelpreis) — billige Schweine, ſehr billige! Sie werden alle mit Kokosnüſſen gefüttert, und ihr Fleiſch ſchmeckt etwas danach, was mir ſehr angenehm iſt.

Das Haus des Kaufmanns hat Bretterverſchalung, ein Dach von roſtigem Eiſen und drei Abteilungen; die Vorderthüre öffnet ſich nach dem gewöhnlichen Wohnraume, wo wir aßen ꝛc. Auf der einen Seite führte eine Thüre zur Schlafſtube, auf der anderen eine zur Warenniederlage. Jeder Raum war möbliert, wenn auch nur roh; die Eßſtube hatte einen Eßtiſch, zwei Stühle und ein rohgearbeitetes Sofa; die Schlafſtube ein Klapp-Bett und eine Kommode; die Niederlage rundum bloß Regale u. ſ. w.

Jedes Zimmer hat ein Fenſter mit Holzläden für den Fall eines Angriffes durch Eingeborene. Das erſte Zimmer hat auch eine Thür an der Hinterwand nach der Küche; letztere iſt, der dortigen Bauart gemäß, einige Meter vom Hauptgebäude entfernt; die Kocheinrichtung

iſt ganz einfach. In der Nähe iſt das Koprahaus, ein großes Gebäude aus Bambus, mit Blätterdach und ſtarker durch ein Vorhängeſchloß verwahrter Thüre. Hier liegt die von den Eingeborenen gekaufte, zerſchnittene und getrocknete Kopra, bis ein Schiff kommt und ſie holt. Dieſe Häuſer müſſen ſtark gebaut ſein und unter Verſchluß gehalten werden; ſonſt würden die Eingeborenen die Kopra ſtehlen und ſie dem Händler nochmals verkaufen.

Wohl nur wenige Nichtkaufleute wiſſen, was Kopra iſt. Man verſteht darunter den weißen Kern der reifen Kokosnuß, in Streifen geſchnitten und in der Sonne getrocknet. Der Händler kauft die Kopra in Körben, die $1\frac{1}{2}$—10 Kilo enthalten; zu der Zeit, von der ich rede, koſtete jedes Pfund einen Fingerhut Perlen; doch ändert ſich dieſer Preis mit der Zeit und der zunehmenden Konkurrenz. Die ſehr ölhaltige Kopra wird in Europa ausgepreßt, und das gewonnene Kokosnußöl wird jetzt ſo fein behandelt, daß die Hälfte des ſog. Olivenöles thatſächlich nichts anderes iſt als Kopraöl. Die Rückſtände geben Ölkuchen zum Füttern und Mäſten des Rindviehes. Die Tonne Kopra koſtet in England 10—16 Pfund Sterling (204—326 ℳ). Die Händler betreiben das Geſchäft ſehr ſelten auf eigene Rechnung, ſondern meiſt für eine Firma, welche dann und wann die Kopra durch Schiffe holen und den Händler mit Vorräten verſehen läßt. Die Händler erhalten bald feſten Gehalt, bald etwa 2 Pfund Sterling (40,8 ℳ) von jeder Tonne. Wieder andre haben einen kleinen feſten Gehalt und außerdem etwa 3 Dollars (12,75 ℳ) von der Tonne.

Der Handel beſchränkt ſich nicht auf Kopra; man kauft auch Schildkrot, Perlmuſcheln, Wachsnüſſe und die Rinde eines „Fowbaſh“ genannten Baumes, aus welcher man in Europa Papier verfertigt. Für all ſolche Geſchäfte erhalten die Händler eine kleine Proviſion; aber ſie müſſen alle ihre Bedürfniſſe zu ſehr hohen Preiſen von den Schiffen kaufen und haben über die Verwendung der ihnen gelieferten Waren Rechnung abzulegen. Es iſt nicht leicht, ein guter Händler

zu ſein, und manche paſſen ganz und gar nicht dazu. Wer mit den Eingeborenen verkommen will, muß kühlen Verſtand und großen Takt beſitzen; er muß auch wiſſen, was er im Falle eines Streites beim Handel zu thun hat, und muß es im richtigen Augenblicke thun. Der Händler auf Matupi, den ich beſuchte, war der erſte, welcher dort zu bleiben imſtande war; zwei andre vor ihm hatten aus Furcht für ihr Leben fortgehen müſſen; er aber ſcheint großen Einfluß auf das Volk zu haben und ebenſo ſehr geliebt wie gefürchtet zu werden.

Das iſt das große Geheimnis, um gut mit den Eingeborenen auszukommen. Man *muß* gefürchtet *und* geliebt werden. Wenn man nur *geliebt* ſein will (wie z. B. die Miſſionäre), ſo tritt die Liebe der Wilden bald vor ihrer Habſucht zurück, und man wird bei der erſten Gelegenheit um einer Kleinigkeit willen, die ihnen gefällt, ermordet. Iſt man aber ebenſo gefürchtet, ſo werden ſie ſchwerlich einen Angriff wagen, aus Furcht, ſich zu ſchädigen; ſie werden vielmehr aus Zuneigung alles, was ſie haben, zum Verkaufe bringen.

In der Regel hat jeder Händler ein Boot, mit welchem er die Dörfer beſucht, um einzukaufen. Die Bemannung beſteht aus Eingeborenen, deren jeder täglich ein Stück Tabak oder eine Thonpfeife erhält. Sehr oft hängt die Bemannung des Bootes vom Häuptlinge ab, welchem der Händler dann auch etwas zahlt. Das Boot wird gewöhnlich, damit es vor der Sonne geſchützt iſt, in einem Boothauſe einheimiſcher Bauart auf dem Strande aufbewahrt. Des Händlers Haus nebſt Zubehör iſt von Paliſſaden aus ſtarkem zuſammengebundenen Bambus umgeben. So ſieht alſo eine Handelsniederlaſſung in Neubritannien aus, und der Leſer wird, ſollte ich wieder von „Händlern“ ſprechen, alles in Bezug auf ſie verſtehen.

Von dieſem Hauſe aus konnte ich den Vulkan näher als vorher betrachten; er ſcheint ſich gerade über der Inſel zu erheben, iſt in Wirklichkeit aber reichlich 1600 m davon entfernt. Der Krater iſt nicht ſehr groß und hat mehrere höhlenartige Öffnungen, durch welche

Dampf und Rauch entweicht — nicht bedeutend bei trocknem Wetter, weit mehr während der Regenzeit.

Im Krater, deſſen eine Wand weggebrochen iſt, ſo daß man von Matupi aus gut hinein ſehen kann, ſcheint viel Schwefel zu ſein. Der Berg ſelbſt ſcheint aus verwittertem Bimsſteine zu beſtehen; er iſt teilweiſe mit Gebüſch und Gras bewachſen und meiner Schätzung nach ca. 304 m hoch.

Zwiſchen Matupi und der Hauptinſel findet man guten Ankergrund auf einer geraden Linie vom Mother-Mountain aus zum Mittelpunkte von Matupi, etwa 540 m weit von letzterer Inſel.

Matupi verlaſſend kehrte ich auf einem andern längeren, aber ſehr intereſſanten Wege nach Goonan zurück. Ich landete in der nördlichſten Bucht des Great Harbour an niedrigem, flachem und ſpärlich mit verkrüppelten Bäumen bewachſenem Sumpflande. Der Boden iſt mit verwitterten grasbedeckten Bimsſteinen beſät.

Hier ſah ich die neubritanniſche Wachtel, einen kleinen Vogel, ſo groß, wie etwa ein 3 Wochen altes Hühnchen. Er liegt ſehr feſt im Graſe und ſteigt bei Störung mit einem ſchwirrenden Geräuſche wie ein Miniaturfaſan auf. Der Flug iſt kurz und ſchnell, und der Vogel läßt ſich mit der Flinte gut ſchießen, ſchmeckt auch ſehr gut; nur braucht man eine Menge, um ſatt zu werden.

Wir, d. h. meine Führer und ich, gingen mehr als 1600 m weit über ſolches Land hinweg und ſtiegen allmählich höher. Die Bäume wurden immer dicker und ſtattlicher, bis wir ſchließlich zu einem ſteilen Hügel kamen, welcher mit üppig grünenden Palmen, Bananen, Dracänen und anderen Bäumen bedeckt war.

Wir überſchritten die Senkung zwiſchen dem ſchönen Mother-Mountain und der kaum weniger ſtattlichen North Daughter. Dann ſtiegen wir jäh hinab und gingen über glatten, ſchrägen Boden, welcher ſo hohl war, daß es klang, als wandelten wir auf dem Dache eines Hauſes; auch war er ganz heiß infolge unterirdiſchen Feuers;

aber ſeltſamer Weiſe wuchſen hier Gräſer und Kräuter in wilder Üppigkeit. Ich geſtehe, daß ich nicht gerade hier leben möchte; denn ſchon das bloße Betreten der Gegend macht einen nervös vor Furcht, durch den nachgebenden Boden in den Abgrund zu ſtürzen.

Jenſeit dieſer Vulkanfalle gelangten wir auf den Strand, gingen auf ihm eine kurze Strecke in ſüdlicher Richtung hin und erreichten Nodup. Dieſes Dorf liegt gerade am Nordfuße des Mother-Mountain. Der Häuptling desſelben, ein ſehr ſchöner Mann, heißt Torrorturu. Einſt war er unſer Todfeind; aber da ſein geſunder Menſchenverſtand den ſeiner Landsleute überragte, ſah er ein, daß es die beſte Politik ſei, freundlich mit den Weißen zu ſein und ihnen womöglich in allen Streitigkeiten mit den Eingeborenen ſeines Diſtrictes oder mit anderen Stämmen beizuſtehen.

So iſt er ein ſehr mächtiger Häuptling und eine ſtarke Stütze der Weißen geworden. Im Laufe der Unterhaltung ſagte er zu mir: „Einſt wußte ich nicht, was der weiße Mann war. Ich dachte, er wäre der Teufel, und wollte ihn nicht in meinem Lande haben. Aber jetzt weiß ich, daß, wenn ich einen Weißen töte, zehn andre auf mich eindringen und mich töten. Der weiße Mann hat viel Flinten, Kugeln, Pulver. Warum ſollte ich gegen ihn fechten? Er iſt mein Freund, ich der ſeine; er hat große Schiffe, Kanonen, Pulver, Kugeln und viel Perlen und alles, was meine Landsleute brauchen; warum ſollte ich ihn vertreiben und mich ſchädigen?“ Das iſt die wörtliche Überſetzung deſſen, was er ſprach. Ich entgegnete ihm, daß ich meinen Landsleuten ſeine Rede erzählen würde, und daß ich überzeugt ſei, jeder von ihnen, der hierher komme, werde ſich glücklich ſchätzen, einen ſo guten Freund zu treffen. Ich fragte ihn dann wegen eines Hauſes, und bat ihn, mir zu ſagen, wo ich ſeiner Anſicht nach am beſten ins Innere gelangen könne. Er empfahl mir Kininigunun als den geeignetſten Platz. Er ſorgte für Kähne zur Rückfahrt nach Goonan, welche wir wohlbehalten am Abend bewerkſtelligten. Aleck blieb bei ſeinen Eltern zurück; ohne Zweifel hat er

wundervolle Geſchichten über Leben und Treiben u. ſ. w. der Weißen erzählt.

Ein paar Tage darauf kam er mit einem andern jungen Burſchen, welcher einen verwundeten Arm hatte, zu uns. Aleck hatte nämlich von dem Gelde, das ich ihm gegeben, in Sydney eine Flinte gekauft; er lud das Gewehr, um nach einer Taube zu ſchießen, ſchoß aber nicht, ſondern legte ſich ſtatt deſſen hin und ſchlief. Sein Bruder ſah einen andern Vogel, lud die Flinte auch, ſchoß aber auch nicht ab, ſondern ließ ſie, doppelt geladen, bei Aleck liegen. Nun kam der Verwundete dazu, lud das Ding zum dritten Male und ſchoß. Den Erfolg kann man ſich denken; die Flinte zerſprang, und der Wilde wurde bös am Arme verwundet; er konnte noch froh ſein, daß er mit einer ſolchen Verletzung davon kam.

Ich verband ihm den Arm, wofür er mich mit einheimiſchem Gelde bezahlen wollte. Ich hatte natürlich keine Luſt, es zu nehmen; aber Aleck riet mir, es lieber nicht abzuweiſen, da unter dem Volke dort die Meinung herrſcht, daß, wer nicht bezahlt, nicht geſund wird. Wie ſchade für unſre Ärzte, daß dieſer Aberglaube bei uns nicht allgemeiner verbreitet iſt!

Drittes Kapitel.

Duke-of-York-Inſel. — Beſuch bei Herrn Brown. — Lotu und der Häuptling. — Abenteuer auf der Utuan-Inſel. — Hauptſtation der Herren Godeffroy & Söhne. — Weira. — Sitte der Bewohner von Port Hunter. — Buckwar. — Diwarra. — Acht Frauen. — König Dick. — Menſchenbraten. — Toragood. — Erbfolgerecht. — Der Duck-Duck. — Sein wahrſcheinlicher Urſprung. — Windmacher. — Tänze. — Der Coberran-Tanz. — Muſikinſtrumente. — Schmuckſachen. — Fiſchen. — Früchte. — Aaronswurzel. — Tan. — Melonenbaum.

Von Goonan ſegelten wir nach der Duke-of-York-Inſel, auf der, wie ich hörte, neuerdings eine Miſſionsſtation unter einem Miſſionäre Namens Brown errichtet war. Wir wurden, als wir Kap Stephens verließen, durch die Strömung eine gute Strecke weit nach Norden getrieben; aber als wir auf der Leeſeite von Duke-of-York waren, konnten wir recht gut fortkommen, und ich bin zu der Annahme geneigt, daß hier eine Rückſtrömung nach der genannten Inſel hin vorhanden iſt. Wir ankerten im Hafen Makada, nahe der gleichnamigen Inſel. Duke-of-York iſt von Oſten nach Weſten etwa 8 km lang und von Norden nach Süden 5—6 km breit. Die Inſel Makada liegt im äußerſten Norden von Duke-of-York; öſtlich von erſterer wiederum liegen die zwei kleinen Myet-Eilande, und dieſe drei Inſeln bilden mit der Nordküſte von Duke-of-York den Hafen Makada, den Händlern beſſer bekannt unter dem Namen „Ferguſon's Hafen".

Dieſer Hafen iſt bei Südoſtmonſun recht hübſch, kann aber nicht als einer erſten Ranges angeſehen werden, da ſehr ſtarke Strömungen durch die engen Kanäle zwiſchen den Eilanden hereinfluten, und der Ankergrund untergeordneter Beſchaffenheit iſt; er beſteht meiſt aus weißem beweglichen Sande bei einer Tiefe von 5½—18 m.

Hier beſuchte uns der Händler der Firma Hernsheim & Cie., Herr Blohm, welcher unſer Schiff für einen von ihm erwarteten Schoner hielt. Nach Gegenbeſuch und Beſichtigung ſeiner ſehr ſchönen, aber ungeſunden Niederlaſſung landeten wir an der Duke-of-York-Inſel und überſchritten die ſehr ſchmale, nur ca. 180 m breite Landzunge zwiſchen dem Hafen Makada und Port Hunter.

Letzterer iſt eine ſchöne, kleine Bai mit weißem Strande. Schlanke Kokospalmen ſpiegeln ſich in dem ſtillen blauen Waſſer, und eine Häuſergruppe, mit dichtem Gebüſche dahinter, erhebt ſich in der Tiefe der Bai zu Mowlott. Das Land ſteigt auf jeder Seite der Bucht zur Höhe von etwa 30 m auf, dicht bedeckt von vielfarbigen Schling- und anderen Pflanzen, über welche ſchillernde Vögel und Schmetterlinge hinfliegen. All dies bildet, mit dem tropiſchen blauen Himmel darüber, eine jener lieblichen Anſichten, welche man ſein ganzes Leben lang nie wieder vergißt.

Der Boden ſteigt fortwährend nach Herrn Brown's Hauſe zu empor. Dieſes liegt auf dem Gipfel des Hügels an der Nordſeite der Bai und überblickt den Teil des St. Georgs-Kanals, welcher zwiſchen Duke-of-York und Neuirland liegt. Nach dem Kanal zu fällt der Hügel jäh 30 m oder mehr ab. Wir fanden Herrn Brown zu Hauſe und wurden von ihm und ſeinem braven Weibe mit einem Mahle bewillkommnet, welches zwar nach europäiſchen Begriffen zu wünſchen übrig ließ, aber einen Laib guten Brotes brachte — ein Genuß, den wir ſeit unſerer Abfahrt von Auſtralien nicht gehabt hatten.

Herr Brown frug uns alle Neuigkeiten der civiliſierten Welt ab; letztere iſt für ihn natürlich gleichſam eine andere Welt, da er nur dann Nachrichten erhält, wenn — ein großes Ereignis! —

einmal während des Jahres ein Miſſionsſchiff anlangt. Herr Brown hat ſeine freie Zeit dazu benutzt, eine ſehr ſchöne Sammlung von Vögeln aus Duke-of-York, Neubritannien und Neuirland anzulegen; er hat auch einige Käfer und Schmetterlinge, aber nicht viele.

Port Hunter wurde zuerſt von Kapitän Hunter, einem Walfänger, beſucht. Er war auch, glaube ich, der erſte, welcher entdeckte, daß Neubritannien und Neuirland getrennte Inſeln ſind; denn vor ihm vermutete man, daß der St. Georgs-Kanal nur eine tiefe Bai ſei; wirklich hat dieſer Kanal das Ausſehen einer ſolchen, wenn man von Süden her hineinfährt.

Es iſt hier eine Station für Walfiſchfahrer errichtet worden, wo der Thran für die Verſchiffung zubereitet wird, und der Wachtplatz war beinahe auf demſelben Flecke, auf welchem Herrn Brown's neues Haus gebaut werden ſoll, ein wenig höher als ſeine gegenwärtige Wohnung. Auch wurde ſpäter eine Handelsniederlaſſung hier eröffnet, aber von den Eingeborenen, welche mit dem Händler in Streit geraten waren, niedergebrannt

Die Miſſion beſtand zur Zeit meines Beſuches drei Jahre; ich kann über die durch ſie erreichten Erfolge nicht eben günſtig urteilen. Sicherlich fehlt es bei den Miſſionären ſelbſt nicht an Eifer, aber bei den Eingeborenen an der nötigen Teilname; ſie haben kein Intereſſe daran, irgend etwas zu lernen, ausgenommen vielleicht einen neuen Tanz. Die erſten zwei oder drei Male, wenn an irgend einem neuen Platze „Lotu" oder Gottesdienſt gehalten wird, kommen die Eingeborenen hin, um zu ſehen, was dazu iſt; nachher ſcheinen ſie ſich dabei zu langweilen und bleiben weg. Ich fragte eines Tages einen alten Häuptling, ob er im „Lotu" geweſen ſei und wie es ihm gefalle. „Nun", ſagte er ganz ernſthaft, „ich ging hin, um zu ſchlafen, aber es war durchaus nicht bequem. Ich werde wohl nicht wieder hingehn". Schlafens wegen in die Kirche zu gehen, kommt freilich nicht bloß bei Wilden vor! Ich glaube nicht, daß unter den Eingeborenen von Duke-of-York zehn wirklich Bekehrte ſind.

Von Makada ſegelten wir ſüdweſtlich nach dem nördlichen Eingange des Hafens, welcher für einen ſehr ſchönen ausgegeben wird. Er iſt wirklich ſehr bequem, da er eine Einfahrt von Nordweſten und eine zweite von Südoſten hat — ein Umſtand, welcher ſeine Benutzung bei beiden Monſunen ermöglicht. Man kann ſtets mit gutem Winde hinein- und herauskommen.

Die erſte Landſpitze, welche man vom Hafen Makada aus paſſiert, iſt „Peninſular Point", ein ſonderbarer kleiner Felſen, faſt ganz frei im Waſſer ſtehend, nur durch eine niedrige Sandbank mit dem Lande verbunden; dann kommt „Rukukuru Point", dann wird die Küſte geradlinig und ſeicht; Kokospalmen ſäumen ſie; hie und da erblickt man eine Hütte. „Rukukuru Point" ſteigt ſchroff aus dem Meere auf; nahe dabei liegen garſtige Riffe.

Die „Faule Bai" iſt weit ausgedehnt und voll von Bänken und Felſen. Dann kommt man zum Nordeingange des Hafens Mioko; dieſer liegt zwiſchen der Ulu-Inſel und einem kleinen, ziemlich hohen Eilande an der Küſte von Duke-of-York.

Auf Ulu ſind keine Eingeborenen, aber eine große Menge wilder Schweine; die erwähnte kleine Inſel iſt auch unbewohnt, wird aber als Raſtplatz bei Kahnfahrten von und nach Makada, Port Hunter u. ſ. w. benutzt.

Ulu zunächſt liegt die Inſel Utuan; auf der Admiralitätskarte wird ſie „Outan" geſchrieben; ich weiß nicht, warum, da „Outan" nie gleich „Utuan" lauten kann; ja, ich ſtehe nicht dafür, daß nicht „Utuwan" geſchrieben werden muß, weil das „an" ſehr ſtark hörbar iſt. Ich meine, man ſollte ſorgfältigſt darauf achten, die einheimiſchen Namen möglichſt richtig zu erhalten; dies erleichtert den Verkehr mit den Eingeborenen ſehr und erſpart viel andere Mühe. Sicherlich würde kein Eingeborener den Namen „Outan" verſtehen, da ſie überhaupt kein ſchnelles Verſtändnis für ſchlecht ausgeſprochene Wörter haben.

Die Eingeborenen dieſer Inſel ſind unruhig und gefährlich. Als einſt einige Ausbeſſerungen an dem Schiffe nötig waren, ließ ich dasſelbe auf der Sandbank am Oſtende von Utuan auflaufen, und da ich ein Stück Land an der Küſte zur Ausführung der Arbeiten brauchte, ließ ich den Häuptling holen und kaufte etwa 40 Ar Landes mit einem Hauſe gerade gegenüber dem Platze, wo das Schiff lag.

Ich ſagte ihm nun, wenn die Sachen, welche ich ans Land bringen würde, von den Eingeborenen unberührt blieben, ſo würde ich ihm das Land zurückgeben und ein Geſchenk dazu. Das ſchien ihn völlig zu befriedigen; er verſprach, daß alles ſeine Richtigkeit haben, und mein Beſitztum „tabu“ ſein ſolle, d. h. daß er niemandem das Betreten desſelben erlauben werde, ausgenommen denen, welche ich zu Hilfsleiſtungen heranziehen würde. So ging denn alles prächtig, wenigſtens eine kurze Zeit; aber dann vermißte ich Kleinigkeiten, und eines Morgens kam H— zu mir mit der Meldung, daß über Nacht einige der Eingeborenen den Blaſebalg unſerer Schmiede an der Röhre abgeſchnitten hätten. Das war natürlich ein unerſetzlicher Schaden; thörichterweiſe ging ich in Perſon ans Land, um danach zu ſehen.

Ich fand den Häuptling nicht weit von unſerem Platze und ſagte zu ihm: „Einer von euch hat meinen Blaſebalg zerbrochen; du mußt ihn dafür bezahlen laſſen.“ Es iſt nämlich die Gewohnheit der Eingeborenen, mit Muſchelgeld (Diwarra) für jeden Unfug, den ſie begehen, aufzukommen, ſogar für Tötung eines Menſchen. Er antwortete mir mit der unverſchämten Weiſe, welche die Eingeborenen ſo gut anzunehmen wiſſen: „Ich weiß nichts davon und bin nicht der Meinung, daß irgend jemand dafür zahle.“ Ich antwortete: „Du *wirſt* den Thäter ausfindig machen, und er *muß* zahlen. Ich kam mit deiner Einwilligung in dein Land; ich habe dir Geſchenke gegeben; deine Leute haben mich beſtohlen, und ich habe nicht geſprochen; jetzt aber will ich Zahlung haben.“

Während ich ſo ſprach, ſah ich mich rund um und ſah etwa 50 bewaffnete Männer aus dem Gebüſche hinter mir kommen. „Hollah!“ dachte ich, „das ſieht wie Kampf aus!“ Ich begann nun, mich nach der Küſte zurückzuziehen; zugleich ſpannte ich einen kleinen Revolver in meiner Taſche. Mittlerweile hatte der alte Häuptling ein Beil und einen Speer hinter einem Baume hervorgelangt und ſtürzte auf mich los: als er das Beil zum Schlage erhob, ſchoß ich mitten nach ſeiner Bruſt; aber der Revolver verſagte, und ich rettete meinen Schädel nur dadurch, daß ich ſeinen Arm auffing und ihm gleichzeitig einen Stoß verſetzte, welcher es mir ermöglichte, ſchneller, als er mir folgen konnte, zurückzuweichen.

Es wäre nicht ſicher geweſen, wenn ich ihnen im Laufe den Rücken zugewendet hätte; denn dann hätte ich etwaige Speerwürfe nicht abwehren können. Als nun der Häuptling zum zweiten Male auf mich eindrang, warf einer der anderen einen Speer; zwar wehrte ich ihn mit der Hand ab, jedoch drang er unter dem erſten Finger durch ſie hindurch. Darauf machte der Häuptling noch einen Angriff auf mich, und als er ſchlug, fiel ich hinterrücks über eine Baumwurzel hin. Jetzt verſuchte ich den Revolver abzufeuern, aber wiederum ging er nicht los. In demſelben Augenblicke hörte ich ein Rauſchen in den Blättern und ein Geheul des Häuptlings: mein alter Hund Rover hatte ihn am Beine, wartete aber nicht, bis der Mann einen Schlag auf ihn führen konnte, entging auch durch ſeine Flinkheit den vielen Speerwürfen der Eingeborenen.

Der rechtzeitige Beiſtand des Hundes machte es mir möglich, hinunter auf den Strand zu kommen und H— zu rufen, der mit den Gewehren ans Ufer ſprang. Die Eingeborenen jedoch hatten ſich ſeitwärts in die Büſche geſchlagen, und wir konnten zu meiner Freude keinen Schuß thun. Nun ſchickte ich nach Torrorturu, welcher mit ſeinen Kähnen herüberkam, und als die Wilden ſahen, daß ich Ernſt machte, kam es zu einem Vergleiche, und mit hundert Faden Diwarra wurde die Sache beigelegt. Darauf beſchenkte ich den Häuptling, er

mich, und wir waren wieder gute Freunde. Seit meiner Rückkehr nach England erfuhr ich, daß auf derſelben Inſel Herr Kleinſchmidt und zwei Franzoſen getötet worden ſind. Herr Kleinſchmidt war ein Naturforſcher, welcher für das Muſeum der Herren Godeffroy ſammelte. Indeſſen haben, wie ich glaube, die Eingeborenen für ſeine Ermordung eine derbe Lehre empfangen. Ich ſelbſt entkam nur knapp und habe nun gelernt, daß es eine Thorheit iſt, allein ohne Bewaffnung unter die Eingeborenen zu gehen. Sie haben immer Waffen bei ſich, verachten daher jemand ohne ſolche und machen ſich ihre Bewaffnung ihm gegenüber zu nutze, namentlich im Falle eines Streites.

Die Handwunde machte mir noch einige Zeit zu ſchaffen; ich war in Angſt, der Speer möchte vergiftet geweſen ſein. Glücklicher Weiſe war dies nicht der Fall. Sie vergiften die Speere dadurch, daß ſie dieſelben in einen verfaulten Leichnam hineinſtechen. Obgleich dieſes Gift ſich nicht lange am Speere erhält, iſt es doch unbedingt tödlich, ſolange es noch daran haftet.

Man hat nun einen Begriff von der Art dieſer Wilden; es wäre ſehr unklug geweſen, wenn ich fortgegangen wäre, ohne den Streit beigelegt zu haben. Sie würden es für Feigheit angeſehen und andern Eingeborenen erzählt haben, daß ſie mich verjagt hätten. Das hätte gleiche Verſuche anderswo veranlaßt, und das iſt auch der Grund, warum es ſo ſchwierig iſt, die Ankunft eines Kriegsſchiffes oder eines andern mächtigen Schiedsrichters abzuwarten.

Das nächſte Eiland öſtlich von Utuan iſt Mioko, nach welchem der Hafen benannt iſt. Dort befindet ſich die Hauptſtation der Herren Godeffroy & Söhne für dieſe Inſel.

Mioko gleicht in ſeiner ſonderbaren Geſtalt etwas den getrockneten Seezungen. Es giebt dort eine kleine Bucht oder Bai, tief ins Land eindringend, in welcher kleine Fahrzeuge Schutz vor dem Winde ſuchen können. Auf dieſer Inſel hatten Herr Kleinſchmidt und ſeine Gattin ihre Behauſung. Die Eingeborenen ſind freundlich und völlig an die Weißen gewöhnt.

Der Hafen iſt wirklich ſehr geſchützt und hat guten Ankergrund. Nur in der Mitte desſelben treten bei der Ebbe Felſen zu Tage; die Fluthöhe beträgt etwa 90 cm; doch hängt dies ſehr von der Stärke des Windes ab.

An der Küſte von Duke-of-York, unmittelbar vor dem Oſteingange des Hafens, dringt eine Bucht beträchtlich weit ins Land ein; an der einen Seite von ihr iſt friſches Waſſer zu bekommen. Die Oſteinfahrt in den Hafen liegt zwiſchen der Mioko-Inſel und einem kleinen faſt ſenkrecht emporragenden Felſeneiland; man hat ſich daher beim Ein- oder Auslaufen nahe bei letzterem zu halten, da auf der Seite nach Mioko zu flaches Waſſer iſt.

Im Süden vom Hafen Mioko befindet ſich noch ein anderer, eingeſchloſſen durch die Inſeln Kerawara, Kubokonilik und die mit ihnen zuſammenhängenden Riffe; er bietet kleinen Fahrzeugen gutes Unterkommen. Von Mioko aus ſegelten wir an der Küſte der Duke-of-York-Inſel hin. Bei Weira Point näherte ſich uns in einem Kahne der Häuptling von Weira, Namens Lip-lip, welcher Schildkrot verkaufen wollte.

Er iſt ein großer Schurke und eingefleiſchter Menſchenfreſſer; freilich ſtellt er das aufs entſchiedenſte in Abrede, wie alle die Eingeborenen von Duke-of-York thun, welche genügenden Verkehr mit Weißen gehabt haben, um zu wiſſen, daß letztere die Menſchenfreſſerei nicht billigen.

Die Bewohner Weiras ſind große Reiſende; ihre Kähne, in denen ſie lange Strecken zurücklegen, ſind verſchieden von den zur Küſtenfahrt beſtimmten, haben keine Ausleger und gleichen, an beiden Enden ſpitz, ſehr den Walbooten. Die Planken ſind alle untereinander und an den Rippen befeſtigt, und der untere Teil iſt aus einem einzigen Stamm gehauen, in welchem die Rippen feſt gemacht werden.

Alle Nähte und Fugen ſind mit dem ganz fein geriebenen Kerne einer Nuß ausgefüllt, welcher in die Zwiſchenräume eingepreßt wird.

Mit der Zeit nimmt er ſolche Härte an, daß es leichter iſt, das Holz zu zerbrechen als ein ſo angeleimtes Stück loszubringen.

Die Kähne ſind ſehr ſauber gearbeitet, und bin ich der Meinung, daß die Eingeborenen die Kunſt, ſie zu bauen, von den Salomon-Inſulanern gelernt haben; denn ihre Kähne ähneln denen der letzteren ſehr. Einige Weiße haben mir geſagt, daß vielmehr ein Walboot zum Muſter gedient habe. Doch iſt dies ſicherlich nicht wahr, da dieſe Eingeborenen, ſobald es ſich um etwas außerhalb ihres gewöhnlichen Geleiſes handelt, durchaus nicht erfinderiſch ſind.

Von Weira Point fuhren wir nach Port Hunter, wo wir Anker warfen.

Die Eingeborenen der Duke-of-York-Gruppe erſcheinen als Miſchlinge der Neubritannier und Neuirländer. Ich vermute, daß früher einmal ein Stamm der Neubritannier vertrieben wurde (wahrſcheinlich von Birara) und die oben genannte Gruppe beſiedelte, und zwar von Süden her, weil ſie hier die urſprünglichen Einwohner zu ſein ſcheinen und noch Verkehr mit Birara unterhalten. Vermutlich um Nahrungsmittel einzuhandeln, fuhren ſie nach Neuirland hinüber und kauften gelegentlich Weiber daſelbſt. Dies bilde ich mir deshalb ein, weil die Sprache auf der Duke-of-York-Inſel mehr der Biraraſprache ähnelt, als der von Neuirland, obgleich die Bewohner letzterer Inſel die Duke-of-York-Mundart, ſo unähnlich ſie ihrer eigenen iſt, zu verſtehen ſcheinen. Unter „Neuirland" verſtehe ich natürlich nur den Teil unmittelbar gegenüber der Duke-of-York-Gruppe. Auch pflegen in manchen Gegenden dieſer Inſelgruppe die Frauen ihre Lenden zu bedecken — eine Sitte, welche ſonſt lediglich in Neuirland beſteht; dies ſcheint ebenfalls darauf hinzudeuten, daß die Frauen von Neuirland gekommen ſind und daher dieſe Gewohnheit beibehalten haben; die Männer gehen ganz nackt.

Ich kann nicht ſagen, daß ich bei dieſen Wilden größere Verſtändniskraft fand als bei den Eingeborenen auf Neubritannien oder Neuirland, und wenn Herr Brown ſeine Miſſionshauptniederlaſſung

auf die Duke-of-York-Inſel verlegte, ſo that er dies wohl mehr wegen der centralen Lage der Inſel, als wegen hervorragender geiſtiger Begabung ihrer Bewohner. Die Männer ſind ſehr ſchön gebaut, mittelgroß (etwa 1,7 m), dunkel, aber durchaus nicht ſchwarz, ſondern — wenigſtens in voller Geſundheit — kupferfarbig. Sie laſſen das Haar nicht lang wachſen (wie in Neuguinea); es iſt wollig, aber nicht ſo ſehr als das des Negers.

Sie haben den Gebrauch, das Haar mit Kalk zu bedecken, was demſelben eine licht-rotbraune Färbung giebt; ich kann mich nicht entſinnen, jemals einen Kahlkopf geſehen zu haben, ausgenommen wenn ſie raſiert waren. Dies geſchieht zuweilen in Trauer um einen Verwandten (dann wird die Kopfhaut mit Kohle und Öl geſchwärzt) oder aus Geſundheitsrückſichten.

Die Frauen ſind, wenn jung, wohlgebildet und gerade; bei zunehmendem Alter aber gewöhnen ſie ſich infolge der ungeheuren ihnen aufgebürdeten Laſten eine unnatürlich gebückte Haltung an, welche ſie dann immer zeigen, mögen ſie etwas tragen oder nicht; ſie altern auch ſehr raſch; dies mag teilweiſe eine Wirkung des Klimas ſein, vielleicht aber mehr von der üblen Behandlung durch die Männer herrühren. Letztere betrachten die Weiber als durchaus untergeordnete, nur zum Vergnügen und Nutzen der Männer vorhandene Weſen. Frauen arbeiten in den Yamfeldern, um ſie zum Pflanzen vorzubereiten, ſie reißen den Boden mit ſcharfen Stöcken um, verbrennen alles Gras und Unkraut und pflanzen die Knollen; ſind dieſe reif, ſo geruhen die Männer, ſie herauszulangen.

Frauen beſorgen auch die meiſten Handelsgeſchäfte, die Männer nehmen in der Regel nur die Zahlung in Empfang.

Es findet ſich hier eine ſehr unangenehme Hautkrankheit, welche thatſächlich auf den ganzen Inſeln herrſcht; ſie heißt „Buckwar“ und befällt ſehr viele. Die Haut ſchält ſich los, bisweilen am ganzen Körper, bisweilen nur an einer Stelle desſelben. Das Übel ſcheint erblich zu ſein; doch zeigt es ſich an den Kindern erſt, wenn ſie etwa

Dorf auf Duke-of-York.

3 oder 4 Jahr alt ſind. Die Kranken ſcheinen davon durchaus nicht beläſtigt zu werden, ausgenommen, daß ſie ſich beſtändig kratzen. Die Eingeborenen ſchreiben die Krankheit der Einwirkung einer giftigen Pflanze zu, die im Buſche wächſt. Da mir jedoch Herr Brown ſagte, er habe das Leiden mit teilweiſem Erfolge durch Schwefel (innerlich und äußerlich) bekämpft, ſo ſollte man meinen, es ſei eine Art von Krätze. Indeſſen bringe ich es mit dem gänzlichen Fehlen von Salz in ihren Speiſen in Verbindung. Es ſcheint Weiße nicht anzuſtecken, und obſchon weiße Männer mir ſagten, ſie ſeien angeſteckt worden, ſo ſchien ihre Krankheit bei Unterſuchung doch nicht von derſelben Art zu ſein, wie die in Rede ſtehende, ſondern von übermäßigem Genuſſe von Schweinefleiſch und der Hitze des Klimas herzurühren. Überdies verſchwanden bei ihnen die kranken Stellen der Haut bald, während die Eingeborenen ſie nie los werden; ja, ſelbſt von teilweiſer Heilung iſt durch niemanden außer Herrn Brown berichtet worden.

Das einheimiſche Geld in Neubritannien beſteht aus kleinen Kaurimuſcheln, die auf zerſpaltenes Rohr aufgereiht werden; das wird auf Duke-of-York „Diwarra“ genannt. Es wird nach Längen gemeſſen. Die erſte Länge reicht bei ausgebreiteten Armen über die Bruſt weg von Hand zu Hand; die zweite vom Mittelpunkte der Bruſt bis zur Hand des ausgeſtreckten Armes; die dritte von der Schulter den Arm entlang bis zur Spitze der Finger; die vierte bis eben dahin vom Ellbogen an; die fünfte vom Handgelenke an bis zur Fingerſpitze; die ſechſte iſt gleich einer Fingerlänge. Fiſche werden gewöhnlich nach ihrer Diwarra-Länge gekauft, außer wenn ſie zu klein ſind. Ein großes Schwein koſtet etwa 30—40 Längen erſten Maßes, ein kleines 10.

Das Diwarra wird zur Bequemlichkeit in Gewinde von 100 Faden oder „erſten Längen“ zuſammengelegt. Bisweilen werden gegen 600 Faden zuſammengewunden, aber nicht oft, da eine ſolche Menge zu maſſig ſein würde, wenn im Falle eines feindlichen Ein-

falles oder Krieges die Weiber ſie raſch fortbringen und verſtecken müſſen. Dieſe Diwarragewinde werden ſehr nett mit Flechtwerk bedeckt, welches den Sitzen unſerer Rohrſtühle ähnelt. Fragt man, woher die Muſcheln kamen, ſo ſagen die Eingeborenen, ſie wüßten es nicht; aber mehrere der Häuptlinge wiſſen es, und zwar kommen ſie von Nukani, einem Orte in beträchtlicher Entfernung an der Nordweſtküſte.

Die Muſcheln werden in die Erde gegraben, damit ſie bleichen; danach ſchlägt man mit einem Steine in ihre Spitze ein kleines Loch; alsdann reiht man ſie auf die Rohrſtreifen, was, wie ich glaube, von den Häuptlingen allein geſchieht.

Die Meſſung des Muſchelgeldes iſt in Neubritannien die nämliche wie hier, wenn es auch anders benannt wird (Tabu). Zu Mioko und Utuan gebraucht man außer den Kaurimuſcheln noch eine andre Art Geld, welches aus einer kleinen zweiſchaligen Muſchel angefertigt wird; man bohrt ein Loch hindurch und reiht ſie auf Schnuren. Die Muſcheln werden auch rund herum abgebrochen, bis ihr Durchmeſſer etwa 25 mm beträgt, und ſodann mit Sand und Bimsſtein zu glatten Scheibchen abgeſchliffen. Dieſes Geld iſt auf Duke-of-York wertlos, in Birara aber ſehr geſucht (ein weiterer Anknüpfungspunkt zwiſchen dem Süden von Duke-of-York und dem genannten Diſtrikte von Neubritannien).

Die Waffen der Eingeborenen ſind faſt alle aus Neubritannien oder Neuirland eingeführt. Sie hatten Steinbeile, bevor die eiſernen Beile der Weißen ſo maſſenhaft Eingang fanden. Sie befeſtigen das Beil an einem etwa 1,2 m langen Stiele mit geſchnitzten Verzierungen am Ende, und unter dem Beile machen ſie Einſchnitte, um die Zahl der getöteten Männer zu bezeichnen.

Vielweiberei iſt allgemein, und jeder, der genug Diwarra beſitzt, kann ſo viele Frauen haben, als er nur kaufen will. Die größte Zahl von Weibern, welche ich je ſah, betrug, wenn ich nicht irre, acht, und der Mann ſchien große Not zu haben, um mit ihnen fertig

zu werden. Er konnte es auch nur mit Hülfe eines großen Stockes; wenn man nach dem Geſchrei urteilen ſoll, das man häufig aus ſeiner Einzäunung vernahm, ſo wendete er dieſen oft an.

Auf Duke-of-York herrſchen mehrere Häuptlinge. Der mächtigſte von ihnen iſt Tor Poulo; er iſt König der großen Hälfte der Inſel und hat auch in Neubritannien und Neuirland Beſitzungen. Dieſer Häuptling heißt bei den Weißen „König Dick“.

Niemals werde ich ſeinen erſten Beſuch an Bord vergeſſen. Er kam in einem kleinen Boote; zwei ſeiner Frauen ruderten. Er hatte eine Angſtröhre auf, die durch mehrere Quetſchungen nicht eben ſchöner geworden war, und ein rotes Flanellhemd an. Zufällig trauerte er auch um eines ſeiner Weiber, und daher war ſein ganzes Geſicht und ſein ganzer Kopf mit Kohle und Öl geſchwärzt.

Als er anlegte, fragte H—, was er wollte. „Ich bin König Dick“, antwortete er und kam an Bord. „Wo iſt der Kapitän dieſes Schiffes?“ Er ſprach ſehr gut engliſch. Nachdem ich ihm als Kapitän bezeichnet worden war, kam er hinter zu mir und ſtellte ſich auch mir mit ſolcher Hoheit und Natürlichkeit vor, daß ich ihn trotz ſeiner lächerlichen Erſcheinung bewundern mußte. Aber der Zauber war bald gebrochen, als er um Tabak und Pfeifen und alles, was er ſah und was ihm gefiel, bettelte. Wir wurden ſehr gute Freunde, und ich fand ſtets eine gute Aufnahme bei ihm. Er war aber ein ſehr ſchlauer und liſtiger Staatsmann, thatſächlich der beſte aller eingeborenen Politiker, und würde, wenn er das nicht geweſen wäre, ſeine großen Beſitzungen ſchwerlich gegen ſeine zahlreichen Feinde behauptet haben.

Der nächſte an Wichtigkeit iſt „Tora-good“; dieſe Benennung iſt aus „Thorough-good“ (d. i. ganz gut) entſtanden, wie die Weißen ihn getauft haben. Sein einheimiſcher Name iſt mir entfallen.

Sein Land „Rukukuru“ erſtreckt ſich weit landeinwärts. Er iſt ein ſchrecklicher alter Menſchenfreſſer. Ich habe ſelbſt nahe ſeinem Hauſe an einem Baume, welcher zu dieſem Zwecke „tabu“ iſt, die

zerlegten Beine eines Mannes hängen ſehen. Herr Brown begab ſich eines Tages zu ihm, um ihn zur Rede zu ſtellen, weil er einen menſchlichen Körper bei ſeinem Hauſe hängen hatte, welcher ausgepfundet werden ſollte. Tora-good antwortete: „Was kann ich thun? Dieſer Mann half meine Mutter eſſen!“

Er weiß, daß Menſchenfreſſerei den Weißen ein Greuel iſt, ſchämt ſich daher, mit einem Weißen darüber zu ſprechen. Iſt der Gebrauch einmal begonnen, ſo iſt es nach meiner Meinung dieſen armen Geſchöpfen faſt unmöglich, ihn aufzugeben; ſo groß iſt ihr Verlangen nach Menſchenfleiſch, und Menſchenfreſſerei hat auf dieſen Inſeln beſtanden — niemand weiß, wie lange!

Sie fangen ihre Opfer gern lebendig, um ſie martern zu können. So wurde einſt ein armer Teufel aus einem im Innern von Duke-of-York gelegenen kleinen Dorfe gefangen genommen; er entfloh, wurde aber unglücklicher Weiſe wieder eingeholt. Jetzt wurden ihm die Füße abgeſchnitten, und die Beinſtumpfe, damit er ſich nicht verblute, verbrannt. So nahm man ihn mit zu dem Platze, wo er gegeſſen werden ſollte. Glücklicherweiſe ſtarb er, ehe man ihn weiter martern konnte.

Dies wurde nicht von Tora-good verübt, wennſchon ich nicht behaupten kann, daß er nichts Derartiges gethan hat. Und doch herzte dieſer Mann, als ich ihn zuerſt beſuchte, eines ſeiner Kinder auf ſeinen Armen, und zwei andre ſpielten um ſeine Kniee — ein vollkommenes Bild häuslichen Glückes! Er rief ſeiner Frau zu, Matten für mich zum Sitzen zu bringen, und dann kam die unvermeidliche Betelnuß. Hierauf ſprach er in ſo liebevoll väterlicher Weiſe mit mir über ſeine Kinder, daß ich nur ſchwer glauben konnte, ein ſolcher Mann könne ſich des ſchrecklichen Verbrechens ſchuldig machen.

Er ſchenkte mir ein ſchönes Schwein, ich verehrte ihm rotes Tuch und Perlen für ſeine Frauen und Kinder, ein Meſſer, ein Beil, Tabak und Pfeifen für ihn ſelbſt. Nun zeigte er mir etwa 400

Faden Diwarra, welche er von einem andern Stamme dafür, daß er letzteren nicht bekriegte, erhalten hatte. Als er aber vom Kriege ſprach, veränderte ſich ſeine ganze Perſon ſo vollſtändig, daß er nicht mehr er ſelbſt zu ſein ſchien. Das wilde Tier ſprach aus ſeinen Augen; ich habe ſolche Blicke bei den Eingeborenen nimmer bemerkt, wenn ſie von Krieg und Kampf ſprachen. Aber was für Thaten kann

Der Duck-Duck (S. 62 ff.).

man von den Leuten erwarten, welche einander wie wilde Tiere verſchlingen?

Der nach ihm einflußreichſte Häuptling iſt Lip-lip, Herr von Weira, ein alter Mann und arger Schurke, dem man nicht trauen darf, obſchon er vorgiebt, ein großer Freund der Weißen zu ſein. Nach dieſem kommt Warruwarrum, König Dick's Bruder, Herr von Port Hunter und vom Tobaran-Kahne.

König Dick iſt Herr des Duck-Duck, eine Würde, auf der ein großer Teil ſeiner Macht beruht. Vom Tobaran-Kahne und dem Duck-Duck wird ſpäter geſprochen werden.

Es giebt noch viele andere kleinere Häuptlinge auf Duke-of-York, aber ſie ſind in Wirklichkeit Unterthanen der größeren.

Beim Tode eines Häuptlings folgt ſtets der Sohn der älteſten Schweſter des Verſtorbenen, da man nicht ohne Sinn ſagt, daß „ein Menſch ſtets wiſſe, wer ſeine Mutter, aber nicht immer, wer ſein Vater iſt". Sollte die älteſte Schweſter kinderlos ſein, ſo wird der älteſte Sohn der zweiten Schweſter Nachfolger u. ſ. f.

In dem Falle, daß gar kein berechtigter Nachkomme da ſein ſollte, wählt der betreffende Stamm einen neuen Häuptling, gewöhnlich einen reichen Mann, da zum Krieg führen auch hier Geld gehört. Man wählt daher den, welcher die Kriegsdienſte am beſten bezahlt.

Der Duck-Duck, deſſen Herr Tor Poulo iſt, kann als die perſonifizierte Juſtizverwaltung bezeichnet werden; er iſt gleichzeitig Richter, Poliziſt und Henker zuſammen, legt alle Streitigkeiten bei und beſtraft alle Übelthäter.

Dieſe geheimnisvolle Macht iſt in Wirklichkeit ein einziger vom Häuptling dazu beſtimmter Mann. Sein Körper iſt bis über die Lenden herunter in Blätter gehüllt; Kopf und Geſicht bedeckt ganz und gar ein auf den Schultern aufſitzender großer Helm, in ſeiner Form einem Lichtauslöſcher ähnlich. Der Helm beſteht aus Flechtwerk, ſo daß ſein Träger atmen und ſehen kann, ohne ſelbſt geſehen zu werden, und iſt mit einem ſcheußlichen Geſichte bemalt. Dieſe ſonderbare Geſtalt wandert durch den Buſch, jedes Dorf beſuchend; und wenn jemand von ſeinem Nachbar beleidigt oder geſchädigt worden iſt, ſo zahlt er dem Duck-Duck ſo und ſo viel Diwarra behufs Beilegung der Sache. Der Beamte geht fort zum Hauſe des Angeklagten und verlangt Rückgabe der geſtohlenen Habſeligkeiten oder Schadenerſatz. Gehorcht der Angeklagte nicht ſofort,

ſo zündet der Duck-Duck deſſen Haus an oder durchbohrt ihn im äußerſten Falle mit dem Speere. Frauen und Kinder dürfen den Duck-Duck nicht erblicken; ſonſt ſterben ſie auf der Stelle. Dieſer Aberglaube iſt ſo ſtark, daß ſie eilig davonlaufen und ſich verſtecken, ſobald ſie ihn kommen hören. Sie erkennen ihn nämlich an einem eigentümlichen Geſchrei, welches er bei ſeinem Laufe ausſtößt.

Wenn die jungen Männer alt genug ſind, ſo werden ſie gegen Zahlung von etwa 100 Faden Diwarra in das Geheimnis eingeweiht; können ſie dieſe Faden nicht ermöglichen, ſo müſſen ſie dem Duck-Duck ſtets aus dem Wege gehen.

Zu beſtimmten Zeiten macht der Duck-Duck ſeine Runde; hinterher iſt ein großes Feſt und Tanzvergnügen, bei welchem alle Eingeweihten erſcheinen, reich mit Blumen und Farnkräutern geſchmückt.

Zuweilen iſt, wenn der Häuptling es zu leiſten vermag, mehr als ein Duck-Duck vorhanden. Kein Menſch darf ſeine Hand gegen einen Duck-Duck erheben, ſondern muß ſich allem, was derſelbe thut, unterwerfen; andernfalls iſt ſein Leben keinen Heller wert, da der Häuptling des betreffenden Duck-Duck's Mittel und Wege findet, den Miſſethäter geräuſchlos beiſeite zu ſchaffen.

Die Geheimniſſe des Duck-Duck's dürfen außerhalb des Tabu-Platzes, wo man ſeinen Aufenthalt vermutet, nicht beſprochen werden. Niemand außer den Eingeweihten darf bei hoher Geld- oder, im Falle des Unvermögens, Todesſtrafe dieſen Platz betreten.

Zu Rukukuru ereignete ſich der Fall, daß ein junger Mann durch Unwetter in ſeinem Kahne an den Tabuplatz verſchlagen wurde, als der Duck-Duck gerade ein Feſt hielt oder halten wollte. Der Unglückliche wurde ergriffen und zum Duck-Duck geſchleppt, welcher ihn auf der Stelle mit dem Beile erſchlug und ſeinen Leichnam bei dem Feſte auftiſchte. Natürlich erfuhr außerhalb der Duck-Duck-Geſellſchaft kein Menſch jemals das Schickſal des Armen.

Der Duck-Duck iſt teils ein Fluch, teils ein Segen für ſein Volk; er hält ſicherlich auf Ordnung und hindert die Eingeborenen,

ſchwere Verbrechen offen zu begehen; aber gleichzeitig ermutigt er auch Menſchenfreſſerei und Schreckensregierung.

Die Eingeweihten haben geheime Zeichen, an denen ſie ſich untereinander den Nichtwiſſenden gegenüber erkennen. Es iſt ſonderbar, wie weit dieſes Duck-Duck-Syſtem auf der nördlichen Halbinſel von Neubritannien verbreitet iſt; man findet es faſt in jedem Diſtrikte, auch an der Weſtküſte Neuirlands ſüdlich von den Roſſelbergen bis zum Kap St. Georg; wie weit es auf der andern Seite ſich ausdehnt, kann ich nicht ſagen. Duke-of-York iſt die Hochburg des Syſtems, und ich bilde mir ein, daß es hier ſeinen Urſprung hat, obſchon gute Gründe für Birara ſprechen. Tor Poulo ſagt, es habe auf Duke-of-York begonnen. Möglicher Weiſe weiß er es beſſer; aber er iſt ein Herr dieſes Landes, und lebt auf dieſer Inſelgruppe. Da nun die Eingeborenen immer geneigt ſind (wie auch andere *nicht* wilde Völker!) ihren Wohnſitzen beſondere Wichtigkeit beizulegen, darf ſeine Ausſage nur mit Vorſicht angenommen werden.

Zu Gunſten Biraras als der Heimat des Duck-Duck-Syſtems ſpricht eine Erzählung, welche mir von einem ſehr geweckten jungen Manne mitgeteilt wurde. Was die Glaubenswürdigkeit desſelben erhöht, iſt der Umſtand, daß der betreffende ſelbſt ein Eingeborener von Duke-of-York war. Er erzählte:

„Viele Monſune iſt's her, da zankte ſich ein junger Mann mit ſeinem Vater und ſeiner ganzen Familie und ging eigenmächtig in den Buſch. Da er nichts zu eſſen hatte, wurde er ſehr hungrig und verfiel zuletzt auf ein Mittel, ſich Eßfleiſch zu verſchaffen.

Er machte ſich einen großen Kopfputz aus Rohr, malte ihn mit Betelnußſaft und brachte Augen auf ihm an wie die des Kaſuars. Er bekleidete ſich dann mit Blättern, ſo daß ſeine Hände vollkommen frei und doch nicht ſichtbar waren, nahm eine Keule und wanderte fort durch den Buſch, wobei er, um die Leute zu erſchrecken, Lärm machte.

So überraſchte er viele Knaben und Mädchen, welche er tötete und aß.

Schließlich wurde das ſo arg, und jedermann war ſo entſetzt, daß des jungen Mannes Vater, ein großer Krieger und Häuptling, das Ungeheuer zu beſiegen beſchloß.

Er überwältigte den Duck-Duck im Kampfe und warf ihn zu Boden; da rief der Beſiegte aus, er ſei des Häuptlings Sohn, und wenn der Vater ihn leben laſſen werde, ſo wolle er ihm zeigen, wie er mächtig werden und viel Diwarra bekommen könne.

Da ſchenkte ihm der Häuptling das Leben, und das Ungeheuer, welches ſo viele erſchreckt und getötet hatte, wurde ſeinem Beſieger unterthan.

Hinfort lebte der Duck-Duck allein in einem Tabuhauſe, und jeder fürchtete ſich, dem Platze nahe zu kommen.

Wenn irgend jemand ſo kühn war, dem Häuptlinge nicht zu gehorchen oder ihn zu beleidigen, ſo nahm der Duck-Duck Rache und ließ ihn ſeine Unbeſonnenheit bitter bereuen.

Das wirkliche Geheimnis der Furcht der Leute beruhte darauf, daß ſie nicht wußten, was der Duck-Duck war; ſie ſchrieben ihm übermenſchliche Kräfte zu, und dies gab ihm natürlich großen Vorteil, namentlich im Falle eines Kampfes. Weiber und Kinder erhielten den Befehl, ihm aus dem Wege zu gehen, da er ſie ſonſt gewiß töten würde, wenn er ſie im Buſche träfe. Das ließen ſie ſich nicht zweimal ſagen.

Im Verlaufe der Zeit ſtellte ſich die Notwendigkeit heraus, andere in das Geheimnis einzuweihen. Dies geſchah ſtets unter dem Eide der Verſchwiegenheit, und ſo verbreitete ſich die Sache von einem Platze zum andern."

Der junge Eingeborene ſchien von der Wahrheit ſeiner Erzählung völlig überzeugt zu ſein; und wenn man die Zeit, ſeit welcher der Gebrauch entſtand, auch nicht ſicher beſtimmen kann, ſo iſt es doch ſehr wahrſcheinlich, daß etwas Derartiges ſich wirklich ereignet hat; aber ob Birara oder Duke-of-York die Urheimat der Sitte iſt, läßt ſich nicht angeben. Übrigens erinnert der Duck-Duck an den „Mumbo-

Jumbo" der Afrikaner. Kann hier möglicherweiſe die Erinnerung an eine in der Urheimat dieſer Stämme vorhanden geweſene Überlieferung vorliegen?

Die Beſprechung der Gewohnheiten, welche unter den Eingeborenen auf Duke-of-York herrſchen, und des Duck-Duck erinnert mich an ihre ſonderbare Sitte, ſcheinbar den Seegott günſtig zu ſtimmen, obſchon ſie thatſächlich keine Gottheit des Waſſers anerkennen und behaupten, daß auch der Wind den Windmachern oder Doktoren unterworfen iſt. Ich habe mich daher widerwillig genötigt geſehen, dieſen ſonderbaren und beinahe ſchönen Gebrauch einer Betrügerei ſeitens des Häuptlings, welcher ihn veranſtaltet, zuzuſchreiben. Schade darum! Hätte man doch aus ihm ſo vieles über ihren Gottesdienſt ſchließen können!

Ein Häuptling in jedem Diſtrikte (immer ein und derſelbe Mann) läßt einen Kahn bauen (man hält ſich dabei, wie ich glaube, an keine beſtimmte Zeit des Jahres). Der Kahn wird mit Holzſchnitzerei, Blumen, Farnkräutern und wohlriechenden Pflanzen geſchmückt.

Sodann wird er in ein beſonderes Haus gebracht, welches natürlich tabu iſt; niemand darf es betreten, ohne ſo und ſo viel Diwarra zu zahlen, welches in den Kahn gelegt wird.

Der Häuptling, welcher auch ein Doktor iſt, macht bekannt, daß, um recht reichen Fiſchfange zu erzielen, ein jeder ſo viel Diwarra als möglich in den Kahn legen muß, damit er, der Häuptling, bewirke, daß die Fiſche leicht gefangen werden.

Dieſes Diwarra wird, wie man glaubt, in dem Kahne dem Meere überlaſſen, um die Fiſche für ihre Verluſte beim Fiſchfange zu entſchädigen; aber der Kahn wird ſtets ſorgfältig zugedeckt, wenn er ins Meer hinausgeſtoßen wird, und in Wirklichkeit iſt aldann nie auch nur eine Muſchel von dem ganzen Diwarra in dem Kahne, welcher mit dem Monſune forttreibt und nie wieder geſehen wird.

Wenn nun ſchlechter Fiſchfang folgt, ſo ſchreibt es der Häuptling natürlich dem Umſtande zu, daß nicht genug Diwarra in dem Kahne

war. Aber auch nicht ein Eingeborener, den ich jemals geſprochen habe, glaubt daran — d. h. daran, daß ihr Diwarraopfer ihnen mehr Fiſche verſchafft. Was es ihnen aber ganz gewiß verſchafft, iſt ein Feſt und ein Tanz, und dafür würde man beinahe alles mögliche thun.

So wird der Gebrauch zwar noch feſtgehalten, aber der Glaube an ſeine Wirkſamkeit iſt geſchwunden, ſo groß er auch früher geweſen ſein mag.

Man hat in Neubritannien viele Tänze, und jedweder Grund iſt für ein „Malargen“ hinreichend. Die Tänzer ſind mit buntgefärbten Blättern von Dracänen und anderen Pflanzen aufgeputzt und haben Farnkräuter und Blumen auf dem Kopfe und in der Hand. Die verſchiedenen Arten der Tänze ſind zu zahlreich, als daß ſie beſchrieben werden könnten; meiſtenteils ſtehen, wie geſagt, zwei Reihen von Tänzern einander gegenüber; ſie bewegen Arme und Beine ſehr richtig nach dem Takte der Muſik, dann drehen ſie ſich entweder rechts oder links um und umtanzen einander in verſchiedenen Richtungen.

Nur einen Tanz will ich ausführlicher zu ſchildern verſuchen, den „Toberran“, der von demſelben Häuptling eingerichtet wird, welcher auch den Fiſchkahn beſorgt.

Der Toberrantanz wird einmal aller zwei Jahreszeiten bei Vollmond abgehalten und bietet einen wirklich ergreifenden Anblick dar. Alle Männer und Frauen, welche daran teilnehmen, ſind auserleſene Tänzer.

Etwa 9 Uhr Abends ſaßen wir alle in einem großen Halbkreiſe da; die andere Hälfte des Kreiſes bildeten Holzſtöße, fertig zum Anzünden. Noch war kein Tanzkünſtler zu ſehen, aber nach und nach begannen ſehr langſam die Tamtams zu tönen, und die Frauen, welche vorn als Orcheſter ſaßen, fingen eine Art zauberhaften Geſanges an, den ich nur als eine Verſchmelzung von Katzen- und Hundegeheul bezeichnen kann, und der immer ſchneller wurde. Plötz-

lich flammte ein Holzſtoß auf, und wir ſahen überall rätſelhafte Geſchöpfe aus dem Buſche herauskriechen; ſie ſahen wirklich wie Teufel aus, wie denn das Wort „Toberran“ die Bedeutung „Teufel“ hat. Einige trugen Masken aus halbierten Schädeln, die mit Gummi zur Form eines menſchlichen Geſichtes ausgefüllt waren. Dieſe Masken werden an einem hinter der Mundöffnung des Schädels befeſtigten Querholze mit den Zähnen gehalten. Auf dem Kopfe

Vorderſeite. Rückſeite.

Schädelmasken, Blanche-Bai, Neubritannien.

trugen die Tänzer lange ſchwarze Perücken aus Kokosnußfaſer, während der Körper mit abgeſtorbenen Blättern bedeckt war. Andere trugen keine Masken; ihr Geſicht war überirdiſch-grün bemalt, und an den Schultern hatten ſie eine Art Flügel (hinterher fand ich bei näherer Beſichtigung, daß dieſe wirklich in der loſen Oberhaut ſeitwärts vom Nacken befeſtigt waren.)

So kamen denn dieſe überirdiſchen Geſtalten heran, auf jeder Seite aus dem Buſche kriechend, manche mit Schwänzen, manche mit Stacheln am ganzen Rücken herunter, alle, gleichviel mit welcher Körperhaltung oder -lage, in ſchönſtem Takte.

Auf einmal ſchwiegen die Tamtams, und alle Toberrans ſtürzten mit einem ſchrecklichen Schrei in die Mitte des offenen Platzes. Jetzt ertönt die Muſik von neuem, und nun beginnt ein Tanz, welcher jeder Beſchreibung ſpottet. Köpfe hier, Arme dort, Beine rechts, Schwänze links — und dabei alles in ſchönſtem Einklange: denn

Tamtam (S. 70.).

wenn ein Arm auf der einen Seite war, ſo war dementſprechend ein Bein auf der andern. Das Kreiſchen und Heulen wurde lauter, das Singen wurde Schreien, und während des Tanzes glühten und flammten die Feuer und warfen unheimliche Lichter auf eine der ſcheußlichſten Scenen, welche zu ſehen mir je beſchieden war.

Hier Teufelsfratzen, dort zahnloſe Schädel, oben alles voll von blutbeſchmierten Armen, unten Beine ſcheinbar in den letzten Todes-

zuckungen, und überall der Mond mit ſeinem durch die überhängenden Bäume zitternden Lichte, während die Feuer bald rieſig auflohten, bald in ſich zuſammenſanken und abſonderliche Schatten gaben, welche Dinge ſehen laſſen, noch ſchrecklicher als die furchtbare Wirklichkeit! So entſetzlich wir auch einen „Todestanz“ auf unſeren Bühnen darzuſtellen verſuchen möchten, nimmer könnte er dem der Eingeborenen in ſeiner teufliſchen und ſcheußlichen Wirkung gleichkommen!

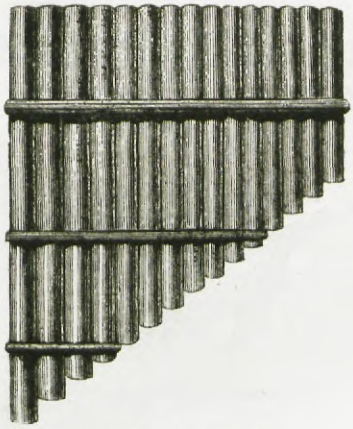
Die erwähnten Tamtams oder Trommeln ſind hohle hölzerne Cylinder, inwendig ausgebrannt, ihrer Geſtalt nach zwei mit den Spitzen verbundenen Kegeln gleichend, an einem Ende mit ſtraff geſpannter Leguanhaut überzogen. Dieſes Inſtrument wird unter dem Arme oder quer über den Knieen gehalten und mit der Hand geſchlagen.

Es giebt auch noch eine größere Trommel, „Garamut“ genannt, aus einem Baumſtamme verfertigt, der, wie ich glaube, dadurch ausgehöhlt wird, daß man fort und fort rotglühende Steine durch einen kleinen Schlitz an der einen Seite in ihn hineinfallen läßt. Das Garamut wird mit einem langen Stocke gerade unterhalb dieſes Schlitzes angeſchlagen und giebt einen tiefen, bei ſtillem Wetter unendlich weit hörbaren Ton. Trommeln von ſolcher Größe werden ihrer Laſt wegen ſelten vom Tanzplatze fortgeſchaft. Dieſer iſt gewöhnlich ein offener Platz vor dem Hauſe eines Häuptlings und wird durch eigens hierzu beſtimmte Frauen rein und glatt gehalten. Das Garamut wird auch im Kriegsfalle zu Lärmzeichen benutzt; man ſchlägt es dann ſo, daß es einen ſcharfen, kurzen Ton giebt; ebenſo ruft man mit ihm das Volk zuſammen.

Eine dritte Art von Trommeln beſteht aus drei an der Unterſeite ein wenig hohlgeſchnittenen Stücken weichen Holzes; ſie werden quer übers Knie gelegt und mit zwei kurzen Stöcken mit Knauf, ähnlich wie unſere Trommelſchlägel, bearbeitet.

Die übrigen Muſikinſtrumente der Eingeborenen ſind eine Pfeife aus einem kleinen Bambusſtücke, auf welcher man drei oder vier

Töne ſpielen kann; Panspfeifen, auch aus Bambus, mit ſieben oder mehr Röhren, und eine ſehr geſchickt gebaute Maultrommel. Es iſt ein Stück Bambus, zugeſchnitten wie das Blatt unſeres ſog. „Hirſchzungenfarns“, mit einer ſchwingenden Zunge in der Mitte herunter; man ſpielt es, indem es an den Mund angelegt wird, auf dieſelbe Weiſe wie unſre Maultrommel, ausgenommen daß der linke Daumen ſtets gebraucht wird. Es wird auch ein Stück Bindfaden ſtraff über



Panspfeife, Neubritannien.

das Inſtrument vom dicken Ende her gezogen; dieſer Faden ſchlägt gegen die Zunge an.

Ein andres kleines Inſtrument beſteht aus einem dicken Bambusſtücke, das an einem Knoten und etwa 10 cm über dieſem wagrecht abgeſchnitten wird. Ein zweites kleines, flaches Bambusſtück wird quer über die Öffnung befeſtigt, ſo daß es etwa 75 mm über den Rand derſelben hervorſteht. Es hat nur zwei von der Außenrinde eines einheimiſchen Rohres gefertigte Saiten. Letztere laufen ſtraff auf dem hervorragenden Bambusſtücke hin und ſind unten am breiteren Ende des Inſtrumentes mit einem Holzpflocke befeſtigt.

Man ſpielt es, indem man ein Stöckchen ſcharf gegen die Saiten ſchlägt, wodurch zwei ſummende Töne entſtehen.

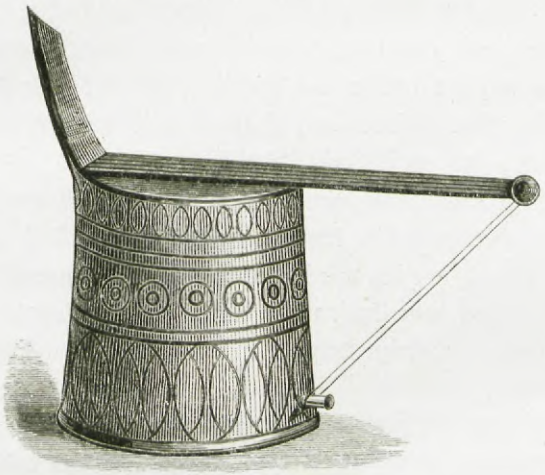
Die beſchriebenen Inſtrumente ſcheinen allen dieſen Inſeln gemeinſam zu ſein und ſind in jedem Dorfe, ja faſt in jedem Hauſe zu ſehen — ausgenommen die größeren Trommeln, welche den Häuptlingen beſonders gehören.

Von Zieraten haben die Eingeborenen von Duke-of-York weniger als die von Neubritannien und Neuirland, wenden ſie auch nicht ſo

Maultrommel, Neubritannien (S. 71.).

häufig an. Hauptſächlich beſtehen ſie aus Halsbändern oder Kopfſchmuck von Diwarramuſcheln. Die Ohrläppchen werden eingeſchnitten und durch Einſchieben von gerollten elaſtiſchen Blättern ausgedehnt. Dieſe Blätter — meiſtens von Pandanus — drücken beſtändig gegen die Seiten des Einſchnittes und erweitern ihn ſo, daß in einigen Fällen das Ohrläppchen beinahe bis zur Schulter reicht. Auch die Naſe wird auf jeder Seite der Naſenlöcher durchbohrt, und ein ſpitziges Holzſtückchen in jedes Loch geſteckt; an dieſen Hölzchen hängen bisweilen ein paar Perlen. Doch iſt das bloße Holz gebräuchlicher; es dient, wie ich erfuhr, zum genaueren Zielen beim Speerwerfen; ich kann jedoch kaum glauben, daß es einem Europäer zu etwas anderem helfen würde als zum Schielen.

Vielfarbige Blätter werden unter das Armband geſteckt, welches von geflochtener Schnur verfertigt und mit verſchiedenen Säften bunt gefärbt wird. Dieſe Armbänder ſind ſo eng, daß ſie den Arm ganz quetſchen und in vielen Fällen nur durch Zerſchneiden entfernt werden können, andernfalls noch durch Ölen und Zuſammendrücken des Armes.



Muſikinſtrument, Neubritannien (S. 71.).

Die Männer der Duke-of-York-Inſel, und überhaupt der ganzen Gruppe, tragen keine Kleider; aber die Frauen von Mioko, Utuan und der ſüdlichen Halbinſel tragen vorn und hinten einen kleinen Schurz von hochrot gefärbtem Graſe.

Man fiſcht mit der Angelrute; der Angelhaken iſt von Schildkrot; öfter aber geht man mit einem kleinen engen Netze auf Riffe, ſpannt es mit Stöcken aus und treibt dann die Fiſche hinein, welche ſich in den Maſchen fangen.

Man hat auch ein Netz auf Stangen, ungefähr wie ein Garneelennetz, womit man Scharen kleiner Fiſche fängt, welche zu

gewiſſen Zeiten maſſenhaft dieſe Küſten beſuchen und köſtlich zu eſſen ſind.

Es iſt ſonderbar und wohl bemerkenswert, daß auf Duke-of-York keine Kaſuare und keine weißen Kakadus zu finden ſind; und doch giebt es von erſteren, namentlich aber von letzteren ſehr viele in Neubritannien. Die einzigen Kakadus auf der Duke-of-York-Inſel ſind die, welche von Neubritannien herübergebracht worden ſind; ſtets kehren ſie, wenn ſie entfliehen können, dahin zurück. Ich kann keinen Grund für dieſe eigentümliche Erſcheinung finden, da auf einer Inſel wie auf der andern das gleiche Futter für dieſe Vögel vorhanden iſt. Die Kaſuare auf Duke-of-York könnten alle getötet worden ſein, da dieſe Inſel dichter bevölkert iſt, als Neubritannien. Aber dann ſollte man doch erwarten, auf Neuirland welche zu finden; aber auch hier kommen ſie nicht vor. Duke-of-York iſt höchſtens nur 22—24 km von Neubritannien entfernt, und Neuirland nur etwa 48 km, eine Entfernung, welche die Kakadus leicht zurücklegen könnten. Ich kann daher für ihr Fehlen keinen genügenden Grund finden.

Die Früchte auf Duke-of-York ſind Bananen, Kokosnüſſe, Tau, Mumienäpfel und eine Art wilden Mangos. Yams und Aaronswurzel wachſen auch auf der Inſel, aber die Bataten bilden das Haupterzeugnis und einen der Haupthandelsartikel zwiſchen dieſer und den andern Inſeln. Die Bananen einiger Gegenden von Duke-of-York ſind ſehr ſchön, aber die Yams und Aaronswurzeln ſind mit denen von Neubritannien oder von Neuirland nicht zu vergleichen. Die Yams letzterer Inſel ſind ihrer Größe wegen bekannt, die neubritanniſche Aaronswurzel gilt für die beſte der Südſeeinſeln.

Vielleicht wiſſen nicht alle meine Leſer, was Aaronswurzel iſt; ich will daher verſuchen, ſie zu beſchreiben.

Sie iſt eine große zwiebelartige Knollenfrucht; ihre Blätter ſind denen des Caladium ſehr ähnlich; ich habe die Pflanze aber nie blühen ſehen. Es giebt zwei verſchiedene Arten, deren eine auf

Sumpfboden wächſt, die andere auf Hügelabhängen; letztere iſt größer und beſſer, erſtere ſeifig. Man pflanzt ſie in Reihen, etwa einen Schritt von einander entfernt, und jätet fleißig. Die Hügelaaronswurzel wird bis ca. 37 cm lang und erreicht einen Umfang von 30 cm. Eine ſolche Wurzel gilt als groß. Kocht man ſie in wenig Waſſer, ſo wird letzteres durch die ausſcheidende Stärke zu einem dicken Kleiſter; man muß daher fortwährend nachgießen. Fertig gekocht iſt ſie weich und mehlig und eines der beſten Gemüſe, welche ich je gegeſſen habe.

Die Art, wie die Eingeborenen ſie zubereiten, iſt noch beſſer als das Kochen. Sie ſchaben die rauhe braune Schale mit einer ſcharfen Muſchel ab, ſchneiden die Wurzel der Länge nach einmal durch, wickeln ſie in Bananenblätter und legen ſie ins Feuer, wo es nicht zu heiß iſt. So geröſtet iſt ſie gutem friſchen Brote ſehr ähnlich und äußerſt nahrhaft. Wenn man die Wurzel aus dem Lande nimmt, ſchneidet man die Knolle weg bis auf ein Stück von etwa 25 mm Länge, welches an Stengel und Blättern bleibt; man pflanzt dies wieder, und in ungefähr 3 Monaten iſt eine andre große Knolle zum Abſchneiden reif. Die Blätter ſind ſehr zuſammenziehend, nehmen, roh gegeſſen, die Mundhaut weg und machen den Mund für einige Tage ſehr wund. Aber junge Blätter mit Kokosnußmilch gekocht geben ein köſtliches Gericht.

Tan iſt eine Frucht, über welche nur wenige Europäer etwas wiſſen. Sie wächſt auf einem ſehr hohen Baume, deſſen Holz, beiläufig bemerkt, ſchön geädert und ſehr hart iſt, dabei aber ſich prächtig verarbeiten läßt. Die Frucht iſt apfelförmig und wächſt in Bündeln, wie manche Äpfel. Drückt man die reife Frucht in der Hand, ſo geht die Schale ganz und gar ab, und das Innere, eine ſchöne helle, gallertartige Maſſe, zerſchmilzt im Munde zu Waſſer. Dieſe Maſſe umgiebt einen braunen Stein, von welchem die Eingeborenen, nachdem er einige Tage in Salzwaſſer gelegen hat, eine Art Kuchen machen.

Der Melonenbaum oder Mumienapfel hat ebenfalls einige ſonderbare Eigenſchaften, welche zu wiſſen nützlich iſt. Die junge Frucht giebt gekocht einen köſtlichen Erſatz für Palmenmark. Die Stengel und Blätter, mit Wäſche gekocht, entfernen allen Schmutz aus derſelben. Die Wäſche kommt leuchtend gummiguttigelb aus dem Kochkeſſel, wird aber, durch Aufhängen in der Luft getrocknet, wieder vollkommen weiß. Auch macht ein kleines Stück vom Blatte oder Stengel, wenn es mit altem Geflügel oder zähem anderen Fleiſche zuſammen gekocht wird, dasſelbe ganz weich und zart.

Viertes Kapitel.

Kininigunun. — Hausbau. — Tor-Rarrabay. — Schlacht. — Grauſamkeit der Weiber. — Heiraten. — Wie man die Kinder trägt. — Nach dem Berge Beautemps-Beaupré. — Eigentümlichkeiten des Landes. — Schreckensereignis zu Nuegunigu. — Der Sprecher und der Schlächter. — Tor-Rarrabay wünſcht umzukehren. — Sein Verſchwinden bei Nacht. — Überlegungen. — Schweinefang. — Verlaſſen. — Waſſermangel. — Erfriſchender Schlaf. — Kokosnuß-Kauf. — Rückkehr nach Kininigunun. — Tor-Rarrabay's Staunen und Entſchuldigung.

Von Duke-of-York ſegelten wir nach Kininigunun, um ein Haus zu bauen, welches als ſtändiger Aufenthalt bei unſerer Arbeit im Innern des Landes dienen ſollte. Die erſte Schwierigkeit beſtand darin, zu entſcheiden, in welchem Teile von Kininigunun gebaut werden ſollte; denn dieſer Diſtrict iſt groß und erſtreckt ſich von Gazelle-Point nach Weſtnordweſt bis zu Ruluanna Point. Die Landſchaft im Südoſten heißt Abercole, die im Nordweſten Ruluanna, während das eigentliche Kininigunun in der Mitte liegt; ſchließlich beſtimmte ich, daß hier gebaut werden ſollte.

Großen Dank ſchulde ich einem von Herrn Browns Lehrern, einem Viti-Inſulaner; er leiſtete mir herrliche Dienſte. Ich einigte mich bald mit Tor-Rarrabay, einem der Häuptlinge, über den Kauf eines ſehr ſchönen Landſtückes an der Küſte; es reichte vom Strande beträchtlich weit in den Buſch hinein und jenſeit letzterem zu einer mit langem Graſe bewachſenen Ebene; nahe bei derſelben führte eine der Hauptſtraßen ins Innere.

Mein Haus war groß, 18 m lang, 6 m breit und entſprechend hoch; es beſtand aus einheimiſchem Materiale und war mit langem Graſe gedeckt. Es zerfiel in 4 Räume; zwei dienten zum Schlafen, einer als Vorratskammer, der vierte zu allgemeiner Benutzung. Rückwärts lagen Küche und Garten. Das Ganze war mit einem Doppelzaune aus Bambus umſchloſſen.

Die Eingeborenen waren freundlich und beſtrebten ſich, mir entgegenzukommen, indem jeder ein wenig bei der Arbeit half, freilich nicht ohne großen Lärm darüber; ohne dieſen ſcheinen ſie wirklich gar nichts verrichten zu können.

Als alles vollendet war, hatten wir als Einzugsſchmaus ein großes Feſt mit Tanz. Tor-Rarrabay fragte mich, ob er für Menſchenfleiſch zum Feſte ſorgen ſolle. Ich verbot ihm in den ſtärkſten Ausdrücken, die mir zu Gebote ſtanden, jemals wieder an etwas Derartiges auch nur zu denken; die Weißen hätten Abſcheu vor Menſchenfreſſerei, und ich könnte es nicht ertragen, ihn als einen Kannibalen zu betrachten. Ich hörte nie wieder etwas davon erwähnen. Schweine, Yams, Aaronswurzel, Bananen u. ſ. w. in Überfluß bildeten unſer Mahl. Nach dem Tanze ſpendete ich allen Pfeifen und Tabak.

Unſere erſte Reiſe ins Innere hatte den Zweck, einer Schlacht zwiſchen dem Kinigunun-ſtamme und einem andern weiter im Innern wohnenden zuzuſehen. Wir gingen etwa 3—5 km weit zwiſchen hohen Bäumen und durch dichtes Unterholz hin. Hierauf kamen wir in offeneres Land mit Bananenpflanzungen; meine Führer wurden nun vorſichtiger, da wir uns dem Schauplatze des Gefechtes näherten. In kurzem vernahmen wir das Rufen der Kämpfer und fanden, eine offene Ebene erreichend, die Eingeborenen in harter Arbeit mit ihren Schleudern.

Dieſe Schleudern beſtehen aus länglichen Rindenſtücken, an deren beiden Enden Bindfäden, etwa einen Meter lang, befeſtigt ſind; an einem derſelben befindet ſich ein Knopf aus Perlmuſchel, damit die

Schleuder den Fingern nicht entwiſche. Der Stein liegt in der Mitte des länglichen Rindenſtückes.

Die Eingeborenen wenden dieſe Schleudern mit großer Sicherheit und beträchtlicher Wirkung an; ich habe geſehen, wie ein Stein, 230 m weit an einen andern geſchleudert, noch zerſprang. Aber ich glaube, daß zu ſolchem Schleudern mehr Geſchick als Kraft erforderlich iſt.

Die kämpfenden Eingeborenen rannten in dem langen Graſe umher und gebrauchten allerlei Kniffe, um den feindlichen Steinen zu entgehen.

Da wir auf einer Bodenerhebung nahe dem Kinigunuſtamme ſtanden, konnten wir alles ſehen, was vorging, und bemerkten, daß die Kämpfer nur ihre Schleudern hatten. Wahrſcheinlich, damit ſie ſich ungehinderter bewegen konnten; auch würden andere Waffen nutzlos geweſen ſein, da ſie ſelten an den Feind herankommen.

Während ich zuſah, kam Tor-Rarrabay — welcher, beiläufig bemerkt, für einen großen Krieger gilt — zu mir heran und beſchwor mich, wegzugehen, damit ich nicht verletzt würde. Da ich nicht die geringſte Möglichkeit eines ſolchen Falles ſah, erwiderte ich ihm, ich ſei nicht mehr und nicht weniger ausgeſetzt als er; übrigens ſei es nicht die Gewohnheit weißer Männer, fortzulaufen, wenn gekämpft werde. Er teilte mir dann mit, ſie warteten nur darauf, daß einer ihrer Feinde von einem Steine getroffen würde, um mit ganzer Macht anzugreifen (vermutlich war auf der andern Seite dasſelbe der Fall).

Bald darauf verließ er mich. Das Erwartete muß dann eingetreten ſein, da der Kinigunuſtamm ein großes Geſchrei und gleichzeitig den „Tu-tu"-Lärm erhob — das regelmäßige Zeichen, wenn etwas Aufregendes ſich ereignet. Zugleich ſtürmte die ganze Maſſe vorwärts zu ihren Plänklern; Weiber mit Speerbündeln und Schleuderſteinen folgten nach. Es kam jedoch zu keinem harten Hand-

gemenge, da die Gegner Ferſengeld gaben und nach dem Buſche rannten. Ich hörte nachher, daß die Sieger zwei Körper erbeuteten; natürlich wurden dieſe gegeſſen, obſchon man ſich ſehr hütete, mich wiſſen zu laſſen, wo. Indes erfuhr ich es aus einer „Privatmitteilung", wie man zu ſagen pflegt.

Tor-Narrabay war, als ich ihn ſpäter traf, ſehr ſtolz über ſeinen Sieg; ich dämpfte aber ſeinen Eifer etwas durch meine Äußerung, „wenn er das ein Gefecht nenne, ſo hielte ich nicht viel davon." Dann erzählte ich ihm von den Kämpfen der Weißen, worauf er mich fragte, was mit all den Leichen geſchehe — offenbar in der Hoffnung, mich zu dem Geſtändniſſe zu bringen, daß ſie gegeſſen würden. Aber als ich ihm ſagte, ſie würden begraben, kehrte er ſich ab, augenſcheinlich aus Ärger über ſolche Verſchwendung.

Der ganze Krieg drehte ſich um einige Häuſer in der Ebene, welche verbrannt worden waren; die Männer hatte man getötet, die Weiber fortgeſchleppt. Er endete mit einem Trauerſpiele bald nach der Schlacht. Einige junge Männer des Buſchſtammes kamen in den Kininigunundiſtrikt, um zu ſehen, ob ſie nicht einen einzeln herumſchweifenden Mann oder eine Frau erwiſchen könnten. Statt deſſen aber wurden ſie ſelbſt umzingelt; jung und entſchloſſen, kämpften ſie hart um ihr Leben, unterlagen aber der Übermacht. Ein paar von ihnen wurden lebendig gefangen genommen und ſelbſtverſtändlich gemartert. Eine Art ſolcher Martern beſteht darin, daß man Hände und Beine des Opfers an Stöcke im Boden feſtbindet und ihm Feuer auf den Leib legt. Dieſe teufliſche Quälerei wird durch die Frauen vorgenommen, welche weit grauſamer ſind als die Männer; letztere erlöſen bisweilen den armen Gefangenen durch einen Speerſtoß oder Beilhieb von ſeiner Pein, aber die Weiber lachen und jubeln dabei, ſtoßen auch wohl den Dulder mit einem Speere, um ihn aufzuſtören, falls er ihnen nicht genug zuckt und heult.

Die Frauen begleiten gewöhnlich ihre Männer in den Krieg, Speere und Steine u. ſ. w. tragend, und reizen ſie durch Zuruf

auf; da aber die Frauen bei den Männern für wenig mehr als für Laſttiere gelten, wie kann man da beſſeres erwarten?

Einer der Spione des Häuptlings ſagte mir: wenn er etwas Beſonderes entdecken wolle, ſo belauſche er ſtets hinter einem Baume die ſchwatzenden Frauen und ſei ſicher, alles zu erfahren, was er wünſche. Ein neubritanniſches Sprichwort heißt: „Vertraue nie einer Frau ein Geheimnis an, denn deren Zungen gehen mit Doppelgelenke.“

Es dürfte am Platze ſein, hier etwas über die geſellſchaftliche Stellung der Frau zu ſagen.

Beabſichtigt ein Mann, eine Frau zu nehmen, ſo ſagt er ſeinem Vater, wer dieſelbe iſt (hat er keinen Vater mehr, ſeiner Mutter oder dem Häuptlinge des Diſtriktes). Dann wird er fortgeſchickt in den Buſch, wo er einige Tage bleibt, bis der Vater ihn zurückruft; mittlerweile gehen die Eltern zu den Verwandten des Mädchens, beſchenken dieſelbe und bieten ſo und ſo viel Diwarra für das Mädchen. Lange feilſcht man um den Preis, und gewöhnlich gelingt es den Verwandten des Mädchens, ihn zu erhöhen; iſt man darüber einig, ſo gehen die Eltern des Mannes wieder heim. Am feſtgeſetzten Tage begeben ſich die Verwandten des Mädchens zum Hauſe der Eltern des Mannes, welche, wenn reich genug, alle ihre Freunde geladen haben; des Mädchens Verwandte überreichen dem Gaſtgeber Geſchenke, und man hält ein Feſt mit Tanz ab; man veranſtaltet auch einen Tanz der jungen Frauen, in welchem die Auserkorene eine hervorragende Rolle zu ſpielen hat.

Iſt die ganze Feſtlichkeit vorüber, ſo wird das Mädchen bei den Eltern des Mannes gelaſſen, und letzterer wird aus dem Buſche zurückgeholt, d. h. irgend jemand wird nach ihm ausgeſendet. Es iſt bisweilen ſchwer, ihn zu finden, da die jungen Männer oft weit fort wandern, um den Geiſtern geſtorbener Verwandten zu entgehen, welche um dieſe Zeit angeblich einen ſehr verderblichen Einfluß ausüben. Es kommt durchaus nicht ſelten vor, daß der junge Mann

gar nicht zurückkehrt, ſondern von einem feindlichen Stamme getötet wird. Heiraten werden oft beſtimmt, ehe die Frau noch geboren iſt. Sollte z. B. ein Häuptling wünſchen, in eine beſondere Familie einzuheiraten, ſo kauft er das Kind ſchon, wenn deſſen Geburt erſt in Ausſicht ſteht. Iſt es ein Knabe, ſo wird das „Tabu“ zurückgegeben; iſt es ein Mädchen, ſo wird das „Tabu“ von der betreffenden Familie behalten, und das Mädchen wird Eigentum und ſchließlich das Weib des Häuptlings, obſchon ſie bis zu heiratsfähigem Alter — etwa 10 Jahre — bei ihren Eltern lebt.

Die Frau wird durch die Heirat völliges Eigentum des Mannes; letzterer hat ſogar Macht über Leben und Tod ſeiner Frau. So hatte z. B. ein Häuptling an der Blanche-Bai eine junge Frau gekauft; letztere weinte, ſehnte ſich zu ihren Freundinnen zurück und arbeitete nicht. Darüber zornig, ſagte ihr der Gatte, da ſie als Frau nichts nütze, wolle er ſie anders nützen, tötete ſie ſofort und kochte ſie zu einem Feſtmahle.

In einem andern Falle, der ſich hier in Kininigunun ereignete, wurde ein Mann, Mitglied eines Buſchſtammes, mit ſeiner Frau von einem der Unterhäuptlinge und dem Gefolge des letzteren im Buſche überraſcht und gefangen genommen. Der Mann wurde getötet, die Frau unter die Weiber des Unterhäuptlings aufgenommen, und den Hochzeitsbraten lieferte die Leiche ihres ermordeten Gatten.

Gegen Verwandtenehen beſtehen ſehr ſtrenge Geſetze; in jedem Stamme giebt es zwei beſtimmte Abteilungen, zwiſchen denen allein Heiraten erlaubt ſind. Im allgemeinen aber kaufen die Männer ihre Frauen von fremden Stämmen, da ſie ohne Zweifel ſo gut wie wir gefunden haben, daß Verwandtenehen die Raſſe ſchwächen.

Der Häuptling des Stammes muß um ſeine Einwilligung gebeten werden, ehe die Heirat vollzogen werden kann. Sollte ein heiratsluſtiger Mann unvermögend ſein, ein Weib zu kaufen, ſo geht er zu ſeinem Häuptlinge und bittet ihn, an ſeiner Statt eine Frau für ihn zu kaufen. Weiß der Häuptling, daß der Betreffende

imſtande ſein wird, ihm den Kaufpreis mit Diwarra, Arbeit oder Kriegsdienſte wieder zu entrichten, ſo wird er die Frau für jenen kaufen und auch ein Hochzeitsfeſt veranſtalten. Aber die Häuptlinge prüfen ſehr ſorgfältig, ob eine Wahrſcheinlichkeit einer derartigen Rückerſtattung vorhanden iſt.

Die Weiber tragen die Kinder in Netzen, deren Tragband um den Vorderkopf der Mutter herumgeht; das Kind liegt im Netze auf den Schulterblättern derſelben; wenn es durſtig iſt, ſo wird ihm die Bruſt über die Schulter weg gereicht. Die Weiber tragen außerdem wohl auch 2 oder 3 Säcke aus Kokosnußmatten voll von Ware auf dem Rücken. Dies giebt ihnen eine gebückte Haltung und einen ſchwankenden Gang, ſogar wenn ſie nichts tragen.

Beide Geſchlechter leiden auch an der Hautkrankheit „Buckwar“; die kranke Haut hat eine lichtere Färbung als in geſundem Zuſtande.

Meine zweite größere Reiſe ins Innere galt dem Berge Beautemps-Beaupré, welcher etwa 50 km von der Küſte entfernt iſt. Er iſt ein hoher vulkaniſcher Gipfel, ungefähr 547 m hoch, und würde einen vortrefflichen Punkt abgegeben haben, um von ihm aus Beobachtungen über die Geſtaltung des umliegenden Landes anzuſtellen.

Nachdem wir Tor-Rarrabay und mehrere andre Eingeborene als Führer angenommen hatten, trafen wir alle Vorbereitungen zu einer viertägigen Abweſenheit. Tor-Rarrabay ſagte mir, er ſei zwar noch nie ſo weit ins Innere gekommen, verſicherte mir aber prahleriſch, er fürchte ſich nicht, überallhin zu gehen.

So machten wir uns denn im Gänſemarſche auf den Weg; ich ſelbſt ging zuletzt; vor mir ein junger Mann mit meinen Inſtrumenten und mit Munition; unmittelbar vor dieſem Tor-Rarrabay in Gala, mit Speer und Beil; vor ihm wiederum andere Eingeborene mit Nahrungsmitteln u. ſ. w. Ganz vorn marſchierten die Führer.

Weſtſüdweſtliche Richtung einſchlagend gelangten wir zum Nordteile der Ebene, auf welcher das oben beſchriebene Gefecht ſtattfand. Ich bemerkte hier eine höchſt eigentümliche Bodengeſtaltung: nämlich einen natürlichen, zumeiſt aus verwittertem Bimsſteine beſtehenden Wall, der ungefähr 3,6 m hoch über unſeren Standort emporragte. Es ſchien, als ob der Boden da, wo wir ſtanden, ſich plötzlich geſenkt und dieſen mehrere Kilometer langen Wall zurückgelaſſen hätte. Auf der andern Seite war der Boden mit dem Rande des Walles gleich hoch, aber auf der Seite, wo wir ſtanden, fiel er ſenkrecht ab, ſo glatt, als wenn er durch Menſchenhand abgegraben worden wäre. Die Eingeborenen ſchienen das nicht als etwas Auffallendes zu betrachten; aber ſie haben keine Kenntnis anderer Länder und können nur wiſſen, was innerhalb des kleinen Bereiches ihrer Wanderungen liegt.

Die Ebene, auf der wir gingen, war an manchen Stellen mit hohem Graſe bedeckt, an anderen war dasſelbe weggebrannt worden. Wir betraten dann einen ſchmalen Strich ſo dichten Gebüſches, daß wir ſtellenweiſe gezwungen waren, uns mit Beil und Meſſer einen Weg zu bahnen. Etwa 800 m weiter hin kamen wir wieder auf ſchönes, graſiges Tafelland. Jetzt waren wir ungefähr 180 m über der See, die wir in der Ferne ſehen konnten. Weit draußen am Horizonte zeigte ſich Neuirland.

Wir waren ungefähr 19 km vorgedrungen und beſchloſſen, uns ein wenig weiter oben, wo Trinkwaſſer und ein kleines Geſträuch war, zu lagern. Während meiner Unterredung mit Tor-Narrabay kam es mir vor, als ob er hinſichtlich der Erreichung des Berges nicht ganz mehr ſo zuverſichtlich und prahleriſch wäre, wie vorher; er begann mir alle möglichen Geſchichten von Teufeln in dieſem Teile des Landes zu erzählen; wie Leute in der Richtung nach dem Berge hin gegangen, aber nie zurückgekehrt ſeien u. ſ. w. u. ſ. w. Ich beſchloß jedoch, dem keine Beachtung zu ſchenken, und antwortete: „O gewiß! Aber *wir* ſind doch nicht bange, irgend wohin

zu gehen!“ Dies ſchien ihn an ſeine Äußerungen in Kininigunun zu erinnern und er verſetzte, aber etwas nachdenklich: „O nein!“

Nach unſerem Aufbruche am nächſten Morgen wanderten wir auf der graſigen Hochebene, welche ſich nach beiden Seiten hin unabſehbar ausdehnte, weiter, bis wir etwa 8 Uhr Vormittags zu einem Dorfe kamen, deſſen Bewohner, wie ihr ganzer Stamm, mit Tor-Rarrabay in Frieden lebten. Das Dorf lag hübſch an einem Hügel hinauf und war mit Kokospalmen umgeben.

Auf dem freien Platze vor dem Häuptlingshauſe hielten wir und wurden herzlich willkommen geheißen. Der Häuptling war ein ältlicher Mann von etwa 50 Jahren.

Tor-Rarrabay ſtellte mich mit wortreicher Rede vor und erklärte, daß ich bei ihm lebte. Dies war Berechnung ſeinerſeits; er wollte nämlich als mächtig genug erſcheinen, unter den Bewohnern ſeines Dorfes einen Weißen haben zu können. Er zählte ſeinem Freunde hundert Eigenſchaften an mir auf, deren Hälfte genügt haben würde, mich zum weitaus klügſten Manne der ganzen Welt zu ſtempeln; natürlich kam er dabei am beſten weg.

Der Häuptling von „Nucgunigu“ — ſo hieß das Dorf — wollte den Ankömmlingen ſeine Gaſtfreundſchaft bezeugen, und unſer Beſuch war ſo die Veranlaſſung zu einem ſo furchtbaren Morde, daß ich die Erinnerung daran nie los werden kann. Als die Betelnuß gebührend gewürdigt worden war, ſagte unſer Gaſtfreund etwas mir Unverſtändliches zu Tor-Rarrabay, und der alte Schurke muß wohl eingewilligt haben; ſonſt würde ſich das Folgende unter keinen Umſtänden in meiner Gegenwart zugetragen haben.

Alſobald ſah ich, wie zwei Männer einen andern, deſſen Hände auf den Rücken gebunden waren, herzu brachten. Da ich vorher nie etwas Derartiges geſehen hatte, ich keine Ahnung von dem Kommenden. Sie führten den Mann hin zum Häuptlinge und ließen ihn vor demſelben ſich niederſetzen. Alle ſahen ſo ruhig und friedlich aus, daß niemand das Nahen einer Schreckensſcene vermuten

konnte. Der Gefangene lehnte ſeinen Rücken an einen abgeſtorbenen Baum, der mit roten und weißen Streifen bemalt und mit vielen Schweinskinnladen behängt war. Auch hing vom oberſten Aſte herab eine Art von Signalſtange aus Rohr. Dieſe wurde ſofort herumgenommen und auf der andern Seite des Baumes befeſtigt. Der Häuptling richtete nun Fragen an den Mann, von denen ich einige verſtand; z. B. „Haſt Du Vater und Mutter?“ Dann folgten andere; die letzte mir verſtändliche war: „Willſt Du eſſen oder trinken?“

Jetzt brachte eine Frau eine Kokosnuß und hielt ſie ihm zum Trinken an den Mund. Ich fragte Tor-Rarrabay, was werden ſollte. Aber alles, was er ſagte, war: „Du wirſt ſehen“. Sofort begaben ſich einige junge Männer hinter den Baum; einer von ihnen warf ſchnell wie ein Blitz eine Schlinge um den Hals des Gefangenen, und die andern hinter dem Baume begannen denſelben in die Höhe zu ziehen.

Ich wußte, daß Tor-Rarrabay mich ſcharf beobachtete, um die Wirkung des Vorganges auf mich zu ſehen; ich mußte daher ſehr vorſichtig ſein.

„Sage dem Häuptlinge,“ begann ich, „daß ich ihm ſechs Beile und ſo viel rotes Tuch und Perlen geben will, als ein Mann zu tragen vermag, wenn er mir dieſen Mann lebendig verkaufen will.“ Aber Tor-Rarrabay antwortete: „Was nützt das? Ich will Dir einen Mann dafür verkaufen; Du würdeſt den Häuptling nur beleidigen, und — wir ſind auf ſeinem Gebiete“ — ein ſehr bezeichnender Wink, da wohl 300 Leute oder noch mehr zugegen waren.

Der Anblick wurde ekelhaft; der Arme erreichte mit den Zehen gerade noch den Boden, ſo daß er allmählich erſticken mußte, und gleichzeitig ſtürzten ſich die Frauen auf ihn und begannen, ihn mit Händen und Steinen auf den Leib zu ſchlagen. Es war ſchrecklich; mich überlief es eiskalt, und doch wagte ich nicht, irgend welches Widerſtreben zu verraten.

„Bitte den Häuptling, daß ich ihm zeigen darf, wie die Weißen einen Mann mit ihren Flinten töten," ſagte ich zu Tor-Rarrabay mit möglichſtem Gleichmute. „Nein, nein!" erwiderte der; „nicht einer würde von ihm eſſen, wenn Du ihn erſchoſſen hätteſt, aus Furcht vor Vergiftung."

Wie dankte ich Gott, als die Leiden des armen Opfers durch einen Mann geendet wurden, der nur auf ein Zeichen vom Häuptlinge wartete, um dem Dulder langſam ein Meſſer ins Herz zu bohren. Mit einem kurzen Todeskampfe war alles vorüber. Ich verſuchte, mir einzureden, daß es nur ein Stier ſei, was ſie nachher zerlegten.

Beim Mahle ſagte ich Tor-Rarrabay, Fleiſch ſei während dieſer Reiſe „tabu" für mich. Das erſparte mir den Genuß irgend welchen Fleiſches. Ich brachte ein wenig Frucht herunter, aber ſogar das war nach dem, was ich geſehen, harte Arbeit.

Einige werden ſagen, ich hätte entſchiedener eingreifen ſollen. Aber alles, was ich erwiedern kann, iſt, daß man nicht vorſichtig genug ſein kann, um nicht zu beleidigen, wenn man einer gegen drei- oder vierhundert ſteht. Und wenn auch Feuerwaffen in der Hand eines Engländers Wunder thun können, ſo wäre es doch ein zu gefährliches Unternehmen geweſen. In meiner Lage war es das Beſte, zuerſt einen Kaufverſuch zu machen, der niemand beleidigen konnte; wurde dies abgeſchlagen, den Gefangenen ſo ſchnell als möglich von ſeinen Qualen zu erlöſen. Wurde auch das verweigert, ſo konnte weiter nichts gethan werden.

Sind wir nun einmal bei dieſem Thema — und es iſt bei einer Beſchreibung Neubritanniens unvermeidlich —, ſo iſt es geraten, dasſelbe auch ſofort zu erſchöpfen.

Jeder Häuptling hat zwei ſtändige Miniſter: einen Sprecher und einen Schlächter. Erſterer beſorgt das Reden, letzterer das Schlachten und Zerlegen. Das wertvollſte Stück vom Manne iſt der Schenkel, vom Weibe die Bruſt. Der Kopf wird nie gegeſſen;

ebenſowenig die Eingeweide; ſie werden verſcharrt. Bein- und Armknochen von Feinden werden am ſtumpfen Ende der Speere befeſtigt; die Eingeborenen glauben, dies verleihe ihnen die Stärke des Mannes, deſſen Gebeine ſie tragen, und mache ſie unverwundbar gegenüber den Verwandten des Gegeſſenen. Sie verzehren ſelten einen Mann ihres eigenen Stammes. Sollte aber einer von ſeinem Häuptlinge getötet oder wegen eines Verbrechens hingerichtet worden ſein, ſo kann der Leichnam an einen andern Stamm verkauft werden. Frauen werden öfter von ihren Stammesgenoſſen ermordet und gegeſſen.

Ich habe alles geſagt, was ich ſagen muß. Ich verabſcheue es, über ſolche Dinge zu ſchreiben — ſogar mehr, als der „geneigte Leſer“ es verabſcheut, davon zu leſen; denn — ich habe es mit angeſehen und erinnere mich des Anblicks nur zu gut!

Etwa 4 Uhr Nachmittags mußten wir wieder fort, worüber ich froh war. Tor-Rarrabay hätte, wie ich überzeugt bin, das fürchterliche Schauſpiel enden können, wenn er Luſt gehabt hätte. Aber ich glaube, er wollte ſehen, was ich thun würde, und mich womöglich durch Schrecken zur Umkehr bewegen, da ich jetzt weiß, daß er ſelbſt Angſt hatte, weit ins Innere zu gehen.

Wir zogen weiter, noch immer über ebenes Land; aber es wurde nun felſiger; ſtellenweiſe wuchs verkrüppeltes Buſchwerk; von Anbau war nicht viel zu ſehen. Der Berg Beautemps-Beaupré türmte ſich ſo nahe über uns auf, daß es ſchien, als könnten wir in einer halben Stunde dort ſein. Ich wußte aber, daß er noch einige Kilometer entfernt war, und ſchon ging die Sonne unter.

Während unſres Marſches gab mir Tor-Rarrabay beſtändig zu verſtehen, daß die Leute nicht weiter gehen wollten, weil der andre Häuptling ihnen geſagt habe, es lebten ſehr böſe Geiſter in dieſen Gegenden, und ſie Furcht hätten; er halte es für beſſer umzukehren. Indeſſen gelang es mir, ſie mit fortzubringen, bis es Zeit war, uns zu lagern. Ich verſprach reiche Geſchenke und ſuchte ihnen durch alle erdenklichen Geſchichten meine Überlegenheit über alle böſen

Geiſter klar zu machen. Ich fürchte, daß ich ſie nicht davon überzeugt habe.

Bei Sonnenuntergang lagerten wir uns. Glücklicher Weiſe hatten wir Waſſer mitgenommen, da in der Nachbarſchaft keines zu ſein ſchien. Dieſe Vorſicht erwies ſich als ſehr weiſe.

Nach dem Eſſen legten wir uns nieder; aber lange Zeit währte es, ehe ich einſchlief; dafür dachte ich um ſo mehr über unſre Reiſe nach. Wir waren nur noch ungefähr 8 km vom Fuße des Berges; nur noch ein kleines Thal hatten wir zu durchſchreiten und dann konnten wir die nicht ſchwere Erſteigung beginnen; dann nach geſchehenen Meſſungen und Beobachtungen zurückkehren — und ich hätte den Zweck meiner Reiſe erreicht gehabt und vieles, was ich zu wiſſen wünſchte, gewußt.

Nächſtdem dachte ich an mein liebes, teures England und an meine Heimat und malte mir aus, was ſie ſagen würden, wenn ſie mich jetzt ſehen könnten — endlich ſchlief ich ein.

Noch war am nächſten Morgen die Sonne nicht herauf, als ich plötzlich erwachte und auffuhr mit dem unbeſchreiblichen Gefühle, das uns ſagt: „Du biſt allein!“ Ja! es war nur zu wahr: ich war allein! Tor-Narrabay und alle Führer mit ihm waren auf und davon! Und — was noch ſchlimmer war — alle Vorräte, alles Waſſer, aller Schießbedarf waren mit ihnen fort! Nur etwa zehn leichte Patronen für meine Vogelflinte und fünf Schüſſe in meinem Revolver hatte ich noch. Ich machte mir meine Lage nicht ſofort klar; denn ich war einmal feſt entſchloſſen, weiter und weiter zu gehen und den Berg zu erſteigen. Aber bald kamen mir andre Gedanken. Ich wußte nicht, was für Leute auf dem Berge waren; ich entfernte mich weiter von dem Orte, wo Nahrung und Waſſer zu haben war; wenn ich Eingeborene auf dem Berge traf, würden ſie mich ſicher für einen Teufel halten und vor mir fliehen — wenn nicht Schlimmeres thun. Jedenfalls konnte ich nicht darauf rechnen, Nahrung von ihnen zu erhalten und hatte nicht Schießbedarf genug,

meinen Weg mit Gewalt zu erzwingen; überdies würde ich mir die Möglichkeit abgeſchnitten haben, in Friede und Freundſchaft hinaufzukommen, im Falle ich jemals wieder ſo glücklich geweſen wäre, ein zweites Mal dieſe Gegenden zu ſehen. So mußte ich denn zurück — aber nicht durch das ſchreckliche Dorf!

Zu meiner Freude fand ich meinen kleinen Kompaß in meiner Taſche und entſchloß mich denn, geraden Weges nach der Blanche-Bai zu ſteuern, da ich ſo das meiſte offene Land antreffen mußte und der beabſichtigte Weg auch der kürzeſte war.

Ich wußte, daß ich von den Eingeborenen nichts zu fürchten hatte, ſobald ich im Ruluanna-Diſtrikte war; überdies vermied ich Nuegunigu, wo man mich entweder kurzweg ermordet oder zurückbehalten hätte, damit ich „Sachen wachſen“ ließe.

Die Vorſtellung der Eingeborenen hinſichtlich der Handelsgegenſtände der Weißen iſt die, daß alles gerade ſo „gewachſen“ iſt, wie es iſt — Beile, Perlen, Meſſer, rotes Tuch, Spiegel — kurz, alles wächſt, und folglich müſſen wir Weißen einen unbegrenzten Vorrat haben.

Dieſer Irrtum rührt meiner Meinung nach daher, daß ſie ſelbſt nichts haben, was nicht bei ihnen wüchſe, ausgenommen der Stein zu ihren Beilen, und den finden ſie auch im Lande. Hätten alsdann dieſe Leute entdeckt, daß ich die Dinge, welche ſie begehrten, nicht wachſen laſſen konnte, ſo hätten ſie mich aus dem Wege geräumt.

Solche Vorſtellungen waren vielleicht thöricht; aber es war kein Wunder, daß ich nach dem Erlebniſſe am Tage zuvor Mißtrauen empfand, und ich war ſicher übermäßig aufgeregt, oder ich hätte vielleicht anders gehandelt. Indes brach ich auf und bahnte mir ſo raſch wie ich konnte meinen Weg durch das hohe Gras. Ich ſah viele Herden Kaſuare, manchmal auch ein Känguruh, wie es über die leergebrannten Flächen ſprang oder an den friſchen grünen Blättchen knabberte, welche ſich durch die geſchwärzte Pflanzendecke hindurchzwängten. Dieſe weiten verbrannten Strecken rühren zu-

weilen von der Nachläſſigkeit der Eingeborenen her, öfter vielleicht von ihrer Jagd auf die in dieſen Ebenen maſſenhaft vorhandenen wilden Schweine und Kaſuare. An einem beſtimmten Tage nämlich ſenden ſie Weiber und Knaben ganz in der Frühe nach dem auserleſenen Jagdplatze. Hier breiten ſich dieſelben zu einem weiten Kreiſe aus, der etwa 1600 m im Umfange mißt, oder noch mehr, je nach der Zahl der Abgeſandten.

Auf ein gegebenes Zeichen — gewöhnlich der Rauch des an einer Stelle angebrannten Graſes — zünden ſie alle das Gras in ihrer Nähe nach der Richtung hin an, wo das nächſte Feuer brennt. So entſteht ein großer Kreis von Feuern; nach außen hin werden aber die Flammen, damit ſie nicht zu weit laufen, ſorgſam ausgeſchlagen. Nach der Windſeite zu bleibt eine feuerloſe Öffnung, auf welche alle Tiere innerhalb des Kreiſes entſetzt losſtürzen; bei ihrem Herausſpringen werden ſie geſpeert. Große Haufen fängt man ſo; ja, bisweilen verſchenkt der Häuptling, wenn ſein Stamm mehr Tiere getötet hat, als man braucht, das entbehrliche Wildpret an ſeine Standesgenoſſen in der Nachbarſchaft.

Während ich vorwärts drang, meine Richtung, ſo gut es bei dem langen Graſe und den Baumklötzen möglich war, inne haltend, erblickte ich in der Ferne, auf der Nordoſtſeite des Berges Beautemps-Beaupré, einen ziemlich großen Süßwaſſerſee mit einer Inſel in der Mitte. Ich konnte keinen Zu- oder Abfluß entdecken. Wahrſcheinlich iſt er von derſelben Bildung wie der des Kraters vom Mother Mountain, welcher ebenfalls augenſcheinlich keinen Zu- oder Abfluß hat, und in welchem ich eine Tiefe von 900 m maß, ohne Grund zu finden. Trotzdem ſind Fiſche in ihm: das einzige andre Beiſpiel der Art, welches ich kenne, iſt auf Pantellaria, einer Inſel im Mittelmeere nahe der Nordküſte Afrikas.

Beim Weitermarſche begann ich ſehr zu dürſten, und auch der Hunger machte ſich in beginnender Erſchöpfung bemerkbar. Ich hatte keine Spur von irgend welchen Eingeborenen geſehen; ſonſt wäre

ich in Verſuchung gekommen, ſie zur Spendung von Waſſer zu zwingen; während ich überlegte, was zu thun am geratenſten ſei, beſann ich mich plötzlich, daß ich etwas Betelnuß und Kalk in meiner Taſche hatte. Dieſe Nuß wird mit der Blüte oder den Kätzchen des Pfefferſtrauches oder mit ſeinen Blättern, in zerſtoßenen gebrannten Kalk getaucht, gegeſſen. Sie färbt den Speichel ganz rot und die Zähne ſchwarz. Es war für mich eine große Hülfe, daß ich welche bei mir hatte; denn ſie ſtillt Hunger und Durſt.

Die Nacht brach jetzt herein, und ich gedachte, in dem langen Graſe einen erquickenden Schlaf zu genießen, um am nächſten Morgen frühzeitig weiter gehen zu können. Es war mir jedoch unmöglich, einzuſchlafen; jedes Raſcheln im Graſe ſchien mir herankriechende Eingeborene zu verkünden. Beim erſten ſchwachen Morgendämmern war ich wieder auf und davon. Ich hoffte ſtark, noch an dieſem Tag Ruluanna zu erreichen, aber ich hatte die harte Arbeit nicht veranſchlagt, welche dazu gehört, wenn man ſich durch das dichte Gras und den noch dichteren Buſch hindurcharbeiten will. Zudem wurden meine unbeſtiefelten Füße ſehr wund. Stiefeln waren mir nämlich zu warm und zu ſchwer; außerdem waren die meinigen alle entzwei. Wenn ich jemals wieder etwas Derartiges zu unternehmen haben ſollte, werde ich mir gewiß einen guten Vorrat von Mokaſſins mitnehmen.

Weiter und weiter ging ich, meine Betelnuß kauend, durch das Gras, ſo weh es that, auf die ſcharfen Halme zu treten. Etwa um Mittag ſah ich einen dichten Gürtel von Bäumen vor mir, und dieſer Anblick gab mir neue Hoffnung und neues Leben, da ich dort vor den brennenden Sonnenſtrahlen, welche mein Gehirn buchſtäblich austrockneten, Schutz finden konnte. Ich bilde mir wirklich ein, etwas Sonnenſtich gehabt zu haben, denn ich fand mich — wie? weiß ich nicht — im Schatten der Bäume auf dem Erdboden herumkollernd, als ob ich im Waſſer geweſen wäre. Bald jedoch war ich wieder auf und drängte mich durch das Gebüſch; freilich zerriſſen die ſtachlichen Palmen meine Kleider in der ärgſten Weiſe.

Trotzdem daß ich fortfuhr, Betelnuß zu kauen, um meinen Mund etwas zu erfriſchen, litt ich heftig unter den Qualen des Durſtes; ich konnte in meiner Erſchöpfung kaum der leicht berauſchenden Wirkung der Betelnuß widerſtehen. Ein kleines Stück Tabak, das ich zu kauen verſuchte, brannte in meinem Munde wie Feuer. Als die Nacht wiederum einbrach, erfüllte mich eine Art grimmiger Entſchloſſenheit, auf jede Gefahr hin weiter zu dringen. Da ſtieß ich bei Sonnenuntergang auf einen Pfad der Eingeborenen! Was für eine Wohlhat war es, auf glattem Boden zu wandeln, und zu wiſſen, daß der Pfad irgend wohin führen *mußte*! Ich kümmerte mich jetzt nicht darum, wohin; denn ich fühlte nachgerade etwas wie Verzweiflung; ich konnte höchſtens $2\frac{1}{2}$ km zurückgelegt haben, als ich zu einem Waſſerloche kam. Ich warf mich nieder und trank — trank in vollen Zügen, zwar die Pfütze nicht aus, aber es war mir ſo, als hätte ich ſie austrinken können. Dann legte ich mich neben ihr nieder und ſchlief ein, unbekümmert um alle Gefahren. Zum Glücke kamen keine Eingeborenen hinzu, während ich ſo ſchlief. Es war ungefähr 8 Uhr Vormittags, als ich erwachte, erfriſcht, aber noch ſehr ſchwach. Indeſſen konnte ich jetzt meiner Rechnung nach nicht weiter als etwas über 16 km von den Grenzen Nuluannas entfernt ſein. Auch das Gehen war verhältnismäßig leicht, und ich kam recht hübſch vorwärts.

Bald ſtieß ich auf Spuren von Eingeborenen, abgeholzte Flecke u. ſ. w., und zu Mittag auf einige Weiber, welche ſchwere Laſten zu Markte trugen. Für ein paar Perlen, welche ich noch hatte, kaufte ich etliche Kokosnüſſe von ihnen und verzehrte ſofort eine ganze — zum großen Erſtaunen der Frauen, welche höchſt verwundert waren, überhaupt einen Weißen zu ſehen, und noch dazu ſo weit im Buſche!

Nach dem Genuſſe der Kokosnuß fühlte ich mich weit kräftiger und kam ganz gut vorwärts. Bald ſah ich Häuſer von Eingeborenen, dann einige der letzteren ſelbſt — zuerſt ſchienen ſie Mißtrauen in Bezug auf meine Abſichten zu hegen, aber ich beruhigte ſie, und ſie

führten mich nun zu des Häuptlings Hauſe hinunter. Hier erhielt ich Yams und gekochte Aaronswurzel und glaubte noch nie ſo köſtlich geſpeiſt zu haben. Auch bekam ich von dem Häuptlinge einen Kahn, und ſo ſchiffte ich mich dann nach dem weiter öſtlich liegenden Kininigunun ein.

Bei meiner Ankunft erfuhr ich, daß ſich Tor-Narrabay weder auf dem Schiffe noch bei meinem Hauſe hatte ſehen laſſen. Als ich aber ans Land ging, fand ich alle meine Habſeligkeiten, welche meine Führer bei ihrem Weggange mit fortgenommen hatten, wieder an Ort und Stelle im Hauſe. Ich ließ daher dem Tor-Narrabay melden, er ſolle zu mir kommen und brauche ſich nicht zu fürchten. Nach einigem Zögern kam er und gab als Grund der Flucht an, daß einer der Männer einen „Toberran“ (d. i. Teufel) geſehen habe, die übrigen aber darüber in Schrecken geraten ſeien. Er ſelbſt natürlich nicht; er ſei lediglich mitgegangen für den Fall, daß ſeine Leute mit anderen Stämmen zu thun bekämen. Man kann ſich denken, wieviel ich von dieſer Geſchichte geglaubt habe.

Er ſchien höchſt verwundert, mich wieder zu ſehen; offenbar hatte er gemeint, ich würde mich ohne Führer nie wieder zurück finden. „Oh!“, ſagte ich, „ich hatte wohl einen“ — und wies ihm meinen Kompaß, den er mit geheimnisvollem Grauen betrachtete und kaum zu berühren wagte. „Ja“, ſetzte ich hinzu, „das iſt mein Führer geweſen, und zwar ein beſſerer als Du mit ſamt deinen Leuten, denn er lief nicht davon und ließ mich allein!“

Fünftes Kapitel.

Mit Herrn Brown nach der Spacious Bai. — Feindſeligkeit der Eingeborenen. — Land am Turner-Point. — Tauſchhandel. — Grunzen und ſeine Wirkungen. — Menſchengebein. — Waffen. — Schmuckſachen. — Bimsſteinfelder. — Vulkan in Thätigkeit. — Großartiger Anblick. — Heißer Boden. — Eigentümliche Färbung von Südſeeinſulanern.

Wir hatten mit Herrn Brown, dem ſchon erwähnten Miſſionäre, verabredet, mit ihm in ſeinem kleinen Dampfboote an der Küſte hin nach der Spacious Bai zu fahren. Wir begaben uns daher von Kininigunun nach Duke-of-York, von wo aus unſre Fahrt beginnen ſollte. Kurz vorher hatte ich meine Hündin „Bluff“ verloren. Sie ſprang über Bord, um meinem Boote an die Küſte nachzuſchwimmen; da ſahen wir, wie ein Krokodil das arme Tier erfaßte und unters Waſſer zog.

Auf Duke-of-York angekommen, fanden wir Herrn Brown ganz reiſefertig. Das Boot war auch bereit, und ſo fuhren wir denn am 1. Januar 1878 in den St. Georgs-Kanal hinein, lenkten ſüdwärts von der Duke-of-York-Gruppe nach Neubritannien hinüber und berührten Gazelle-Point (Birara). Dann gelangten wir, uns an der Küſte haltend, zu einer kleinen Bai, in welcher ein Eiland und eine Sandbank war, während an ihrem Südende ein beträchtlicher Fluß mündete. Im Norden außen vor der Bai befand ſich ein kleines Wallriff. Eingeborene ſahen wir nicht; ihr Vorhandenſein verriet

ſich nur durch eine Menge von Schildkrötenknochen — wahrſcheinlich hatte man dort die Tiere verſpeiſt. Die Küſte läuft nun etwas nach Südoſten bis zum Kap Palliſer, wo ſie ſich nach Südweſten zum Kap Buller wendet, dem nördlichen Grenzpunkt der Spacious Bai. Die genannte Küſtenſtrecke zeigt teilweiſe recht ſchroffe Hügel und dichtes Gebüſch. Von Kap Buller an ſchlägt die Küſte mehr ſüdliche Richtung ein und iſt von kleinen Baien und Buchten zerriſſen, bis man zum Archway-Point (Bogengang-Kap) gelangt — ſo genannt nach einem merkwürdigen natürlichen Bogengange, welcher ſich dort mit einer Spannung von etwa 18 m gerade in die See hinaus erſtreckt. Er fällt ſteil zum Meere ab, iſt mit Farnkräutern und Schlingpflanzen bedeckt und hoch genug, um einem ziemlich großen Fahrzeuge die Durchfahrt zu geſtatten; die Waſſertiefe unmittelbar unter dem Bogengange beträgt 5,4 m. An der Südweſtſeite befindet ſich eine kleine Einbuchtung, in der wir für die Nacht vor Anker gingen. Am Nordende dieſer Bucht mündet ein kleiner Bach, und während wir daſelbſt verweilten, kamen einige Eingeborene an die Küſte. Ich begab mich ans Land, um eine Unterhaltung mit ihnen zu verſuchen, fand jedoch ihre Sprache ganz verſchieden von der in Birara oder Kininigunun geſprochenen. Auch hatten dieſe Eingeborenen offenbar noch nie weiße Männer geſehen, obſchon ſie von ihnen gehört haben müſſen; denn trotz ihres Entſetzens liefen ſie nicht davon. Übrigens ging ich ganz allein ans Land, um ſie nicht zu verſcheuchen. Zufälliger Weiſe war in meinem Boote eine Kokosnuß, nach welcher ſie ſofort zeigten. Ich nahm an, daß in dieſem Diſtrikte keine Kokosnüſſe wachſen; vermutlich kaufen ſie deren von den angrenzenden Stämmen. Dieſe Eingeborenen tragen ein Lendentuch mit einem geflochtenen Schwanze; im übrigen ähneln ſie in Waffen und Erſcheinung ihren Landsleuten im Norden.

Nachdem wir Archway-Point verlaſſen hatten, bemerkten wir fortwährend Eingeborene an der Küſte, konnten aber nicht mit ihnen in Verkehr treten, da ſie bei Landungsverſuchen unſrerſeits ein

außerordentlich feindliches Benehmen zeigten; ſie gebrauchten die abſcheulichſten Geberden, offenbar um uns ihre Verachtung auszudrücken. Ja, an einer Stelle kamen ſie, als wir in einer kleinen Bucht ankerten, in hellen Haufen auf den Strand und begannen Steine zu ſchleudern, ſo daß es uns geraten ſchien, weiter von der Küſte weg zu bleiben.

Die nächſte Landſpitze, hügelig und ſchmal, erſtreckt ſich ungefähr 4,8 km nach Südweſten; ich nannte ſie nach ihrer Geſtalt „Tongue-Point“ (Zungenſpitze). Wir fuhren um ſie herum in eine ſehr ſchöne Bai ein, welche ich nach dem Namen des Miſſionär-Dampfbootes „Henry Reid“-Bai benannte.

Dieſe Bai, von Oſten nach Weſten, ſowie von Norden nach Süden etwa 7,2 km meſſend, bildet einen vollkommenen Hafen; die umgebende Küſte iſt ſchön bewaldet. An der Nordweſtſeite ergießen ſich zwei beträchtliche Flüſſe in die Bucht; der nördliche, kleinere heißt „Pleaſant River“. Etwa 1600 m ſüdlicher iſt die große und tiefe Mündung des andern. Bis faſt 800 m aufwärts von derſelben iſt der Fluß 4—5 m tief; wir konnten auch mit dem Dampfboote ungefähr 4,8 km weit flußaufwärts fahren. Hier landeten wir am nördlichen (linken) Ufer und entdeckten etwa 180 m landeinwärts im Buſche ein verlaſſenes Fiſcherdorf von 12 oder 13 Hütten; außerhalb derſelben lagen leere Flußmuſcheln, welche die Eingeborenen dort gefiſcht zu haben ſchienen, und wegen deren ſie vermutlich dorthin gekommen waren. Die Hütten waren dem Anſcheine nach erſt kürzlich gebaut und konnten nicht lange verlaſſen ſein; ſie waren ſo leichter Bauart, daß ſie meiner Anſicht nach nur kurze Zeit bewohnt geweſen ſind.

Die Ufer des Fluſſes waren mit Farnkräutern und vereinzelten Sago- und Betelnußpalmen ſchön bewachſen. Wir bemerkten auch eine ſchöne von den Bäumen herabhängende Schlingpflanze mit wundervoller, roter, wachsartiger Blüte, ferner eine Art von Gummibaum und einige prächtige Dracänen — zuſammen ein Bild von be-

zaubernder Schönheit. Das Waſſer des Fluſſes war 400 m von der Mündung ganz ohne Salzgeſchmack.

Ohne einen Eingeborenen bemerkt zu haben, kehrten wir in die Bai zurück und ſetzten unſre Fahrt nach Turner-Point, dem Südgrenzpunkte der Henry Reid-Bai, fort. Unterwegs bemerkten wir ein kleines Eiland ganz nahe am ſüdlichen Strande der Bai, ſowie etwas nach Norden zu ein kleines Riff mit beträchtlicher Brandung. Die Henry Reid-Bai iſt durchſchnittlich 36 m tief, wird aber gegen ihren Südrand hin bedeutend ſeichter.

Während wir in der Bai vor Anker lagen, bemerkten wir mehrere große Hornvögel, welche zwiſchen den Bäumen umherflogen; ſie bringen dabei mit den Flügeln ein eigentümliches, ſauſendes Geräuſch hervor, welches an einen in Bewegung befindlichen Eiſenbahnzug erinnert, und ihnen bei den Eingeborenen den Namen „Bangabanga“ verſchafft hat. Wir fanden auch an der Küſte Kaſuarfährten, und eines Abends ſahen wir ein kleines Känguruh auf den Strand herunterkommen, augenſcheinlich, um Salz von den Steinen zu lecken.

Nachdem wir Turner-Point umfahren hatten, trafen wir auf eine lange Strecke niedrigen Landes; auf der Küſte, welche etwa 6,4 km weit faſt in nordſüdlicher Richtung läuft, bemerkten wir eine große Anzahl von Eingeborenen, welche grüne Zweige ſchwangen und uns zuwinkten. Als wir Anker geworfen hatten, beſchloſſen Herr Brown und ich, ans Land zu gehen; freilich waren wir nach dem ſchlechten Empfange, der uns bislang geworden war, etwas zweifelhaft hinſichtlich des Erfolges. Die Eingeborenen zeigten, als wir landeten, etwas Scheu vor uns; aber nach einigem Zureden und Vorzeigen von Perlen und rotem Tuche wagten ſie ſich an uns heran; hierauf begannen wir um Kleinigkeiten, welche ſie trugen, wie Arm- und Halsbänder u. ſ. w., zu handeln. Der erſte Eingeborene, welcher ein paar Perlen empfing, ſchien von ſeinem unermeßlichen Reichthum ſo überwältigt zu ſein, daß er ſofort, nachdem er die Perlen hatte,

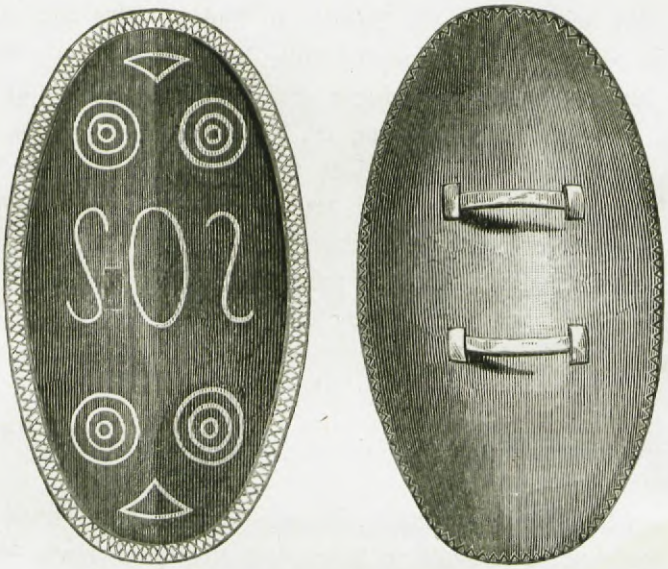
an der Küſte hinrannte, ſchreiend wie ein Verrückter, vermutlich um ſeinen Freunden den wunderbaren Schatz zu zeigen, den er von den geheimnisvollen fremden Geſchöpfen erhalten hatte. Darauf zeigten die andern mehr Verlangen nach ähnlichen Koſtbarkeiten und drängten ſich um uns herum, indem ſie alles zu vertauſchen ſuchten, was ſie hatten, ſogar ihre Ohrringe.

Nun wünſchte ich, ein Schwein zu kaufen, wußte aber nicht, wie ich es ihnen begreiflich machen ſollte; denn ihre Mundart, welche von der im Norden geſprochenen ganz verſchieden iſt, kannte ich nicht. Ich fragte Herrn Brown um Rat. „Warum verſuchen Sie nicht, zu grunzen?“ ſagte er. Das that ich denn recht laut. Die Wirkung war zauberhaft: einige der Eingeborenen ſprangen zurück und hielten ihre Speere zum Wurfe bereit; einige liefen fort, ſich ihre Augen zuhaltend, und alle gaben das äußerſte Erſtaunen und Entſetzen kund. Es war wirklich ſo augenſcheinlich, daß ſie meine Verwandlung in ein Schwein erwarteten, und ihre Unruhe war ſo unwiderſtehlich komiſch, daß wir beide in Gelächter ausbrachen; das beruhigte ſie allmählich wieder, und die Davongelaufenen kehrten zurück.

Da wir ſo herzlich lachten, ich auch keinerlei Verwandlung erlitt, begannen ſie ebenfalls zu lachen, und als ich mit einem Stücke Holz ein Schwein in den Sand zeichnete und Bewegungen wie beim Eſſen machte, ſchien es ihnen plötzlich einzufallen, was ich verlangte; alle brachen von neuem in Gelächter aus, und mehrere Eingeborene rannten unter Kopfnicken davon, augenſcheinlich auf der Suche nach dem gewünſchten Schweine.

Die Eingeborenen waren nun viel freundlicher und nahmen uns mit, um uns ein Dorf nahe dabei zu zeigen. Beim Näherkommen ſchoß mir, da ich keine Frauen und Kinder ſah, ſofort der Gedanke durch den Kopf, daß es ein erobertes Dorf wäre; und dieſer Gedanke wurde durch große Haufen menſchlicher Knochen, welche

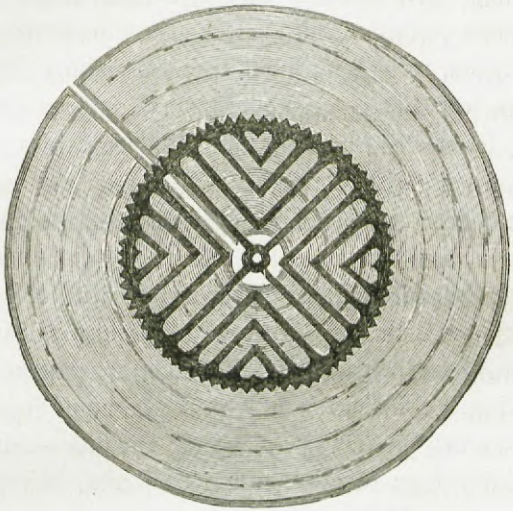
ſämtlich verkohlt und feuergeſchwärzt waren, bekräftigt. Ich hob ein Schienbein auf und zeigte es mit bezeichnendem Blicke einem Eingeborenen, worauf es dieſer mir aus der Hand riß und, auf ſein eignes Bein zeigend, in den Mund ſteckte, um es ſchmatzend rund herum zu benagen; gleichzeitig rieb er ſich den Magen und grinſte,



Schild, Spacious Bai, Neubritannien.

um anzudeuten, daß es ihm ſehr gut ſchmecke. Obgleich aber ſehr viele Knochen dalagen, konnte ich doch keinen Schädel erblicken, was mich vermuten läßt, daß ſie dieſe als Trophäen fortgenommen hatten. Es war keine Spur vorhanden, daß irgend jemand in dem eroberten Dorfe wohnte; dies erklärt ſich aus einem Aberglauben, der auch weiter im Norden der Inſel herrſcht, daß nämlich derjenige, welcher in dem Hauſe des in der Schlacht getöteten Feindes wohnt, durch den Geiſt desſelben beunruhigt wird. Die Häuſer waren übrigens

ſchön gebaut und weit vorzüglicher als alle, die ich bis dahin in Neubritannien geſehen hatte; ſie hatten halbkreisförmige Geſtalt, das Dach reichte auf der Rückſeite ſchräg bis auf den Boden herunter, die Vorderſeite war mit ſchön gearbeitetem Flechtwerke eingelegt, die Thüre klein. Das Innere jeden Hauſes war wirklich ſehr gut mit Figuren und Zeichen verziert, von denen manche in das Holz ein=



Ohrring, Spacious Bai.

gebrannt, andere mit verſchiedenen Nußſäften eingebeizt waren. Das Dorf ſelbſt war in einem Kreiſe erbaut; in der Mitte befand ſich ein offener, mit kleinen Bäumen und buntfarbigen Pflanzen bewachſener Platz. Das gänzliche Verlaſſenſein des Dorfes kann ich mir nicht anders erklären, als daß die Eingeborenen, welche es uns jetzt zeigten, dasſelbe bei Nacht überfallen und ſeine geſamten Bewohner im Schlafe überraſcht haben.

Wir kauften eine große Menge ſonderbarer Waffen und Schmuck=

ſachen zuſammen; ſie hatten Schilde, die ſehr geſchickt verziert waren; ihre Speere waren die gefährlichſten Waffen dieſer Art, welche ich in Neubritannien je geſehen habe. Ihre Spitze beſtand nämlich aus einer nur leicht mit Wachs oder Gummi aufgeklebten Kaſuarkralle; wenn nun der Speer ins Fleiſch eindringt, ſo ſchmilzt der Klebſtoff durch die Wärme los und beim Herausziehen der Waffe bleibt die Kaſuarkralle im Fleiſche ſtecken. Ihre Keulen ſind verſchieden geſtaltet, einige ſchön geſchnitzt, am Kopfe rund herum mit Buckeln verſehen; andere gleichen etwa einem Hackmeſſer; woher ſie dieſe Geſtalt genommen haben, vermag ich nicht zu ſagen. Einige Schmuckgegenſtände waren ſehr hübſch geſchnitzt, z. B. Schildkrot-Ohrringe und Armbänder, letztere teils ebenfalls aus Schildpatt, teils aus gewundener Schneckenmuſchel. Sie haben auch Tanzmasken aus Netzwerk, geſchickt mit Federn durchwirkt, und zierlich bemalte Lendenſchurze mit ſehr guten, meiſt roten, gelben und ſchwarzen Muſtern. Was den Tauſchhandel mit dieſen Eingeborenen betrifft, ſo fand ich, daß ſie noch nicht den Nutzen des in Neuguinea ſo hoch geſchätzten Bandeiſens kannten; ebenſo ſchienen ſie ſich nicht um eiſerne Beile, die ich ihnen zeigte, zu kümmern; ſie ſelbſt gebrauchen ſteinerne. Sie handelten nur um Perlen und rotes Tuch mit uns — ein Umſtand, welcher ziemlich ſicher darauf hinzuweiſen ſcheint, daß ſie nur ſehr wenig Verkehr mit Weißen gehabt haben können.

Return-Point, im Hintergrunde der Spacious Bai, war der entfernteſte Punkt, den wir auf dieſer Seite der Küſte beſuchten. Kapitän Hunter ſagt über die genannte Bai folgendes: „Zu Mittag befanden wir uns 16 km oſtſüdöſtlich vom Kap Buller, vor einer tiefen Einbuchtung zwiſchen Kap Buller und Kap Orford, welche hier die Verbindung mit dem Norden Neubritanniens zu einer ſchmalen Landenge verringern muß. Die erwähnte tiefe und geräumige Bai war nicht hinreichend erforſcht, um es zu beſtätigen, daß ſie nicht die zwei Teile Neubritanniens gänzlich trennt; wenn dies aber der Fall ſein ſollte, ſo muß der be-

treffende Kanal eng ſein, und wurde er von der hohen See aus nicht wahrgenommen."

Nach dieſem Streifzuge kehrten wir zum Hafen Makada (Duke-of-York) zurück, wo wir ein paar Tage ſtill lagen. Es war nun Mai. Eines Morgens wachte ich auf, weil ich fühlte und hörte, wie etwas heftig gegen die Seite des Schiffes rieb. Ich rannte auf das Deck und ſah nun den ganzen Hafen und ſogar die See nach Neubritannien hin, ſo weit mein Auge reichte, mit großen Bimsſteinblöcken bedeckt. Es ſah wirklich aus, als ob man auf ihnen trockenen Fußes nach Neubritannien gelangen könne, oder als ob — wie ein Eingeborener ſich ausdrückte — „der Boden des Meeres heraufgekommen wäre." Wir vernahmen nun, daß ein großer Ausbruch des am Fuße vom Mother-Mountain gelegenen Vulkans ſtattgefunden hatte, und der Rauch und das Feuer konnte von Duke-of-York aus deutlich geſehen werden. Am nächſten Tage machten wir uns nach der Blanche-Halbinſel auf den Weg, um den Anblick in größerer Nähe zu genießen. Wir mußten aber einen großen Bogen nach Norden zu einſchlagen, um die rieſigen Bimsſteinfelder zu vermeiden, welche den Kanal hinunter getrieben waren.

Es erſchien geradezu unmöglich, daß eine ſolche Maſſe von einem einzigen Vulkane hatte ausgeſpieen werden können, ohne daß das ganze Land ringsherum in die Luft gepflogen war. Wir landeten im Norden von Nodup und erſtiegen den Mother-Mountain, welcher vermöge der Windrichtung vor Aſche und Steinen geſchützt war. So konnten wir von unſerem Standpunkte aus in den feurigen Krater unter uns hinunterblicken. Am Abende wurde der Anblick mehr als großartig — er war ſchauerlich. Aller Augenblicke kam eine ungeheure Zuckung, und dann ſchienen die Eingeweide der Erde ſelbſt von dem Krater in die Luft geworfen zu werden; rieſige, rotglühende Steine, von dem Umfange eines gewöhnlichen Hauſes, flogen hoch empor, faſt außer Sicht, zerbarſten wie eine Rakete und fielen ziſchend in die See. Gleichzeitig lohten gierige

Flammen auf, beinahe bis zur Höhe, auf der wir ſtanden — Flammen von blendendſter Helle. Dann wieder erſtarb alles in einem niedrigen Schwefeldunſte, blaue Flammen breiteten ſich über die ganze Kratermündung aus, über uns und all dem Lande rundherum hing eine ſchwere Wolke dicken, ſchwarzen Rauches — durchzuckt von den hageldicht herunterfallenden rotglühenden Steinen, welche bis in eine Entfernung von etwa $3^1/_4$ km allen Pflanzenwuchs in der Windrichtung vernichteten.

Gleich beim Beginne dieſes Ausbruches erhob ſich in einer Nacht an der Weſtküſte der Blanchebai ein Eiland von etwa 3 km Ausdehnung und 20 m Höhe, mit einem Krater voll kochenden Waſſers in der Mitte. Das neue Inſelchen iſt halbkreisförmig; an ſeiner Nordoſtſeite liegt ein kurzes Riff, das in einer kleinen, buſchbewachſenen Inſel endigt. Die neue Inſel iſt mindeſtens 8 km vom Vulkane entfernt, und Augenzeugen auf Matupi verſichern, daß in der Nacht, in welcher der Ausbruch erfolgte, eine Flammenlinie von dem Vulkane quer durch die Blanchebai bis zu der Stelle, wo die Inſel erſchien, ſichtbar wurde. Maſſen von toten Fiſchen und Schildkröten wurden an den umliegenden Küſten aufgeleſen.

Dieſer Ausbruch hat meiner Meinung nach die Flutwoge veranlaßt, welche unmittelbar folgte und einen großen Teil des Matupiſtrandes fortſpülte. Sollten nicht andre Flutwellen aus ähnlicher Urſache entſtehen? So wird z. B. im Atlantiſchen Oceane der etwaige Ausbruch eines unterſeeiſchen Vulkanes ein Aufwallen des Waſſers hervorrufen, in ähnlicher Weiſe wie ein Torpedo, nur mit dem Unterſchiede, daß der Vulkan infolge der auf ihm laſtenden Waſſermaſſe ſeine Kraft nicht in die Luft auszutoben vermag, ſondern ſie dem Waſſer mitteilt, indem er dieſes in Bewegung ſetzt und dadurch eine ſog. Flutwelle verurſacht.

Etwa eine Woche nach Entſtehung der Inſel betraten wir dieſelbe; der Boden war aber noch ſo heiß, daß wir nicht ſtill ſtehen konnten: wir mußten, um unſre Füße vor Brandwunden zu ſchützen, be-

ſtändig raſch hin und her laufen. Das Waſſer im Krater war noch kochend, und große Mengen Dampfes ſtiegen aus ihm auf. Die Thätigkeit des Kraters währte länger als einen Monat. Die ganze Blanchebai und ein großer Teil des St. Georgs-Kanals war ſo dicht mit Bimsſteinen bedeckt, daß ein Schiff gar nicht, ein Boot nur ſehr ſchwer hindurch kommen konnte. Ohne Zweifel haben ſolche Bimsſteinfelder die Veranlaſſung gegeben, daß an vielen Stellen das Vorhandenſein von Riffen gemeldet wurde, die man ſpäter ohne Erfolg ſuchte; denn ich behaupte, daß ſogar ein geübtes Auge das eine vom andern nicht zu unterſcheiden vermag. Die Bimsſteine hängen infolge der Haarröhrchenkraft in großen Maſſen aneinander, führen bisweilen auch Baumäſte mit ſich, welche bei dem Herunterfallen der Steine losgeriſſen worden ſind; nun ſammelt ſich auch an den Enden und Ecken dieſer ſchwimmenden Maſſe infolge der unaufhörlichen Bewegung des Waſſers und der Reibung der Bimsſteinblöcke unter einander weißer Giſcht an — eine Erſcheinung, welche von weitem einer Brandung durchaus gleicht. Die Bimsſteinfelder treiben mit den Strömungen fort, bis ſie endlich an irgend eine Küſte geworfen oder durch den Sturm zerſtreut werden. Ich habe einen erfahrenen Kapitän einer Kabbelung ausweichen ſehen, weil er fürchtete, es wäre ein Riff: um wie viel leichter können aber dieſe Felder mit Riffen verwechſelt werden, denen ſie äußerlich ſo ſehr gleichen!

Die Eingeborenen von Matupi und alle Bewohner der Nachbarſchaft des Vulkans flohen vor dem Beginne des Ausbruches, gewarnt durch die vorhergehenden Erderſchütterungen. Die Halbinſel, auf welcher der Vulkan liegt, begrenzt die Blanchebai im Nordoſten und endigt im Praed-Point.

Am Südende der Halbinſel, unmittelbar am Fuße der South-Daughter, hat die Küſte eine kleine Einbuchtung, in welcher die „Blanche“ ankerte, „Albinobai“ genannt, weil einer unrichtigen Angabe nach dort eine weiße Frau leben ſollte. Wie ſich ergab, war

es ein weiblicher Albino. Dergleichen ſind in der Südſee nicht ungewöhnlich; ſie ſehen einer weißen Perſon nicht unähnlich, ausgenommen daß die Hautfarbe viel bläſſer und ungeſunder iſt. Ich habe einige Albinos geſehen, welche ſcheckig waren; ihre Haut zeigte helle und dunkelfarbige Flecken in buntem Wechſel. Die Kinder der Albinos zeigen nur ſelten die Eigentümlichkeit ihrer Eltern; ſie haben in der Regel die gewöhnliche dunkle Färbung ihrer Raſſe.

Sechſtes Kapitel.

Verteidigung von Herrn Brown's Politik. — Ermordung von Lehrern. — Traurige Botſchaft durch Ratu Levi. — Verräterei der Eingeborenen. — Aufbruch nach Ruterwul. — Hohe Zeit. — Tartily's Geſandtſchaft. — Schlechter Stand der Dinge. — Zum Kampfe gezwungen. — Kriegsrat. — Unſere Befehle. — Schadenerſatz gefordert. — Erfolg die beſte Hilfe. — Beginn des Krieges. — Liſten der Eingeborenen. — In Feindes Land. — Plötzlicher Angriff Tartily's. — Gänzliche Niederlage des Feindes. — Hausrücken. — Unſre Spione. — Unzureichende Signale. — Karavia. — Hitziges Treffen. — Noch ein Erfolg. — Ein Kind gefunden. — Keine Frau getötet. — Unter-Karavia verbrannt. — Dankgottesdienſt. — Verſtärkung. — Kein Widerſtand in Dewawon. — Das Ruder des Toten. — Einnahme und Verbrennung von Dewawon. — Rettung einer Eingeborenen. — Unterwerfung von Häuptlingen. — Eingeborene Lehrer ein Mißgriff. — Heilſamer Erfolg des Kampfes. — Stimmen der Auſtraliſchen Preſſe.

Herr Brown wird mir gewiß verzeihen, wenn ich im folgenden ein wichtiges Ereignis aufzeichne. Denn wenn dasſelbe auch den Fernerſtehenden als lediglich von ihm ausgehend erſchien, ſo war Herr Brown doch in Wirklichkeit der letzte, welcher, und zwar nur mit größtem Widerwillen, die Notwendigkeit ſtrenger Maßregeln zugeſtand. Solche Maßregeln waren aber unbedingt nötig, um das Leben faſt aller Fremden in dieſen Gegenden zu retten. Handelte es ſich doch um einige 20 Miſſionslehrer — Viti- und Samoainſulaner, — ihre Frauen und Kinder, welche ganz beſonders unter Herrn Browns Obhut ſtanden, inſofern er ſie aus ihrer Heimat hierher gebracht hatte, um den Neubritanniern das Evangelium zu verkünden; außerdem auch um ſeine eigene Frau und kleine Familie, um mehrere weiße Händler in verſchiedenen Gegenden Neubritanniens;

denn auch dieſe letzteren würden Opfer des allgemeinen Blutbades geworden ſein, da ihre Handelsthätigkeit für die Eingeborenen ein Gegenſtand der Eiferſucht war.

Am 8. April 1878 lag unſer kleines Fahrzeug, weil einige Ausbeſſerungen nötig geworden waren, in Port Hunter (Nordſpitze von Duke-of-York), als Herr Brown mich durch einen Boten um eine Zuſammenkunft bat. Sogleich begab ich mich zu ihm. Zwei oder drei Tage zuvor hatten wir gerüchtweiſe die Ermordung von vier Lehrern vernommen. Ich hatte dem aber keine Wichtigkeit beigelegt, da dergleichen oft genug erzählt wurde. Aber Herr Brown ſagte mir, er habe gleich bei der erſten Kunde davon durch ſchreckliche Ahnungen ſeines Herzens gewußt, daß dieſes Mal das Gerücht auf Wahrheit beruhe. An jenem Morgen nun waren Ratu Levi und zwei andere Lehrer mit einer Trauerbotſchaft bei ihm angelangt, und ich ſollte Zeuge ihrer Ausſage ſein.

Bei meiner Ankunft ſaß Herr Brown auf einem Stuhle, Ratu Levi und die beiden anderen Lehrer hatten vor ihm auf dem Boden Platz genommen; in ihren Mienen war eine ſorgenvolle Entſchloſſenheit zu leſen. Herr Brown kam mir entgegen, ſchüttelte meine Hand und ſagte: „Ich wußte, daß es wahr ſei: ſie ſind ermordet und verſpeiſt.“ Dann erzählte Ratu Levi die traurige Geſchichte in ſeiner Vitiſprache, und Herr Brown überſetzte. Der Hauptinhalt war etwa folgender:

Zwei Geſellſchaften von Lehrern hatten mit Herrn Browns Erlaubnis einen Ausflug in das Innere unternommen, nachdem einige von ihnen ſchon früher in den Binnendörfern, welche ſie wieder beſuchen wollten, geweſen waren; man hatte ſie ſehr gut aufgenommen und ſogar zur Rückkehr eingeladen. Dieſer Einladung hatten ſie nun entſprochen. Herr Brown hatte ihnen einen kleinen Vorrat von Perlen zu Geſchenken an die Häuptlinge mitgegeben, und ſo war denn die eine Abteilung von der Blanchebai, die andere von der Tarlilybai (Ruterwul) aufgebrochen; im Innern wollten ſie ſich ver-

einigen und in Gemeinſchaft zurückkehren. Die Tarlilyabteilung beſtand aus dem Vitigeiſtlichen Sailaſa, dem Vitilehrer Livai Naboro und den Lehrern Timote und Beni. Die andere ſetzte ſich zuſammen aus Ratu Levi und zwei anderen Lehrern. Letztere waren nur eine kurze Strecke vorgedrungen, als eine Eingeborene ſie vor der Weiterreiſe warnte; man würde ſie ſonſt töten, „wie die anderen". Daraufhin kehrten Ratu Levi und ſeine Begleiter um und ließen jetzt ihren Führer *vor* ſich her gehen, mit der Drohung, bei dem geringſten Zeichen von Verrat ihn ſofort zu töten. So gelangten ſie wohlbehalten wieder zur Blanchebai; hätten ſie ihren Weg fortgeſetzt, ſo würden ſie ohne Zweifel das Schickſal ihrer Genoſſen geteilt haben. Dann waren die treuen Männer über die ſchmale Landenge nach Goonan gegangen, um in Ruterwul Nachforſchungen anzuſtellen. Hier hatten ſie erfahren, daß die Kunde nur zu begründet war: Frauen und Kinder der Ermordeten ſchwebten in äußerſter Gefahr, da der Häuptling Tarlily erklärt hatte, er beabſichtige ſie alle zu fangen. Wie furchtbar wäre ihr Los dann geweſen! Sailaſas Tochter wäre Tarlily's Beiſchläferin geworden, die kleinen Kinder und älteren Frauen hätten ihr Leben unter der Keule des Kannibalen ausgehaucht, um das gräuliche Mahl des Schrecklichen zu bilden!

Ratu Levi hatte auch von Eingeborenen, Zeugen des Mordes, erfahren, wie die vier Lehrer ums Leben gekommen waren. Tarlily, von der Abſicht der Lehrer wohl unterrichtet und fürchtend, daß durch dieſelben mit Binnendörfern, welche bis dahin nur durch *ſeine* Vermittelung Handel getrieben hatten, Verbindungen angeknüpft werden würden, auch — feig genug — wiſſend, daß ſie unbewaffnet waren: gedachte ihr Fleiſch als leckere Braten an die benachbarten Dörfer für „Tabu" (das Geld der Eingeborenen) zu verkaufen und damit hübſchen Gewinn zu machen. Er ließ ſie in Ruhe ins Innere gelangen, beſtach aber ſowohl einige ſeiner Krieger, daß ſie ihnen nachgingen, als auch Häuptlinge gewiſſer Binnendörfer, daß ſie ihm bei der Ermordung behülflich wären. So zogen die Armen ahnungs-

los durch Tarlily's Dorf, noch dazu recht freundlich von ihm empfangen. Als die Lehrer weiter ins Innere gelangten, folgten ihnen viele Eingeborene; Sailaſa predigte vor denſelben; gegen Abend knieten ſie auf einem kleinen Hügel nieder und ſprachen ihr Abendgebet. Das war der Augenblick, den die feigen Mörder zum Angriffe erſehen hatten. Timote war das erſte Opfer: ein Speer drang ihm in den Rücken und zur Bruſt wieder heraus — tot fiel er nieder. Als Sailaſa dies ſah, war er von Schmerz ſo überwältigt — denn Timote war faſt noch ein Knabe und ihm von ſeinen Freunden auf den Viti-Inſeln beſonders auf die Seele gebunden worden, — daß er Beni's Ruf, er ſolle ſich verteidigen, mit den Worten erwiderte: „Timote iſt tot — es iſt beſſer, ich folge ihm". Er war aber nicht der nächſte: Livai Naboro empfing unmittelbar nach Timote den Todesſtreich, und Sailaſa fiel zuletzt, von vielen Lanzen durchbohrt. Beni, ein rieſenſtarker junger Mann, mit einer Vogelflinte bewaffnet, die auch nur einmal zu laden er freilich wohl keine Zeit hatte, focht ſich wie ein Löwe bis zu Tarlily's Dorfe durch, wo er ſich bei dem freundlichen Häuptlinge ſicher glaubte. Tarlily kam heraus und fragte, was es gebe. Beni bat ihn um einen Trunk Waſſer. Er erhielt den, und wie er nun beim Trinken den Kopf rückwärts hielt, trennte Tarlily mit einem Hiebe ſeines ſcharfen Meſſers ihm beinahe den Kopf vom Leibe ab.

Die Leichen der vier Ermordeten wurden ſodann ſtückweiſe an alle verkauft, welche davon haben wollten, und Tarlily's nächſter Entſchluß ging jetzt dahin, ſich der Weiber und Kinder der Erſchlagenen zu verſichern, welche in Sailaſa's Hauſe zu Ruterwul die Rückkehr ihrer Lieben erwarteten. Ratu Levi und ſeine Gefährten waren, als ſie den Vorgang erfahren hatten, unverzüglich zu Herrn Brown herübergeeilt und fragten nun, was er zu thun beabſichtige. Herr Brown erwiderte: „Ich muß ſofort nach Ruterwul und die Frauen und Kinder holen; die Männer kann ich nicht fortnehmen — ſie müſſen dort bleiben". Damit war Ratu Levi ganz einverſtanden;

denn hätte Herr Brown die Lehrer von Ruterwul entfernt, ſo wäre ſicher ein Angriff auf alle übrigen in anderen Gegenden hervorgerufen worden. Das Sprichwort: „'s geht nichts über einen Erfolg" hat bei dieſen Eingeborenen vollſte Geltung. Tarlily, trunken von ſeinem erſten Erfolge, würde bei dem geringſten Anzeichen von Furcht ſeitens der Fremden ſofort letztere insgeſamt angegriffen haben. Hätte aber Herr Brown einen Lehrer fortgeholt, ſo wäre dies als ein Zeichen von Furcht aufgefaßt worden, und man hätte einen allgemeinen Angriff auf allen Punkten erwarten müſſen. Da nun die verſchiedenen Miſſions- und Handelsniederlaſſungen ſo weit von einander entfernt waren, hätten ſie ſich nicht gegenſeitig beiſtehen können und wären, eine nach der anderen, eine Beute der Eingeborenen geweſen. Unter ſolchen Umſtänden war es für Herrn Brown geboten, keine Furcht merken zu laſſen; überdies hatte er nur ein einziges leckes Boot, welches nicht den vierten Teil der Lehrer faſſen konnte, auch wenn es die erforderliche Fahrt von etwa 120 km zurückzulegen imſtande geweſen wäre. Ferner blieben, wenn die Lehrer gingen, die weißen Händler; dies konnte wiederum nur eine letzte Folge haben, nämlich den Tod aller.

Herrn Brown's Dampfſchaluppe war ganz unverwendbar: ſie hatte, glaube ich, ein Loch im Keſſel oder etwas dem ähnliches. Mein Fahrzeug war abgetakelt und konnte unter 14 Tagen nicht ſeetüchtig werden. Indeſſen brach Herr Brown ſofort nach Ruterwul auf, indem er die drei Lehrer, welche die Nachricht gebracht hatten, und ein paar zuverläſſige Eingeborene von Duke-of-York als Mannſchaft mitnahm. Er erreichte ſein Ziel denſelben Abend gerade noch zur rechten Zeit. Tarlily's Krieger waren thatſächlich an der Umfriedigung um das Miſſionshaus, in welchem die Frauen und Kinder unter der Hut eines Lehrers und eines Knaben von Duke-of-York gelaſſen worden waren, und dieſe beiden tapferen Leute waren dabei, ſich zum verzweifeltſten Widerſtande vorzubereiten.

Die Eingeborenen entfernten ſich alle, als Herr Brown ankam

letzterer traf auf der Stelle Anſtalten zur Entfernung der Frauen und Kinder und ſchickte einen Boten an Tarlily mit der Meldung, daß er da ſei; wenn der Häupling ihn ſprechen wolle, ſo ſichere er ihm freies Geleit zu. Der Bote kam ſogleich zurück. Tarlily antwortete, er habe vier von den Lehrern Herrn Brown's aufgegeſſen und beabſichtige, noch alle anderen zu eſſen, ebenſo auch Herrn Brown und alle Weißen auf der Inſel; ſchon koche die Aaronswurzel, mit der Herr Brown verſpeiſt werden ſolle. Das war der Hauptinhalt der Botſchaft; ſie enthielt aber auch ſchauderhafte Anſpielungen auf die weißen Frauen und andre Scheußlichkeiten, wie ſie nur ein Kannibale erſinnen kann. Nur einen Ausweg ließ er offen, nämlich den, die Frauen und Kinder der Ermordeten auszuliefern — bloß unter dieſer Bedingung wolle er Frieden machen. Er fügte hinzu, daß immerzu Kriegsſchiffe kommen möchten; ſie kämen nur nach Schweinen und Yams, weil es nicht genug Lebensmittel daheim gebe; er kümmere ſich nicht um die Gewehre und könne den Kugeln entſchlüpfen; Kriegsſchiffe würden ſich ſchön hüten, ihm in den Buſch zu folgen. So wurde mir ſeine Rede erzählt, und wenn auch in der Aufregung etwas hinzugefügt ſein mag, ſo möchte ich dies doch faſt bezweifeln — habe ich doch eine ſolche Botſchaft, Wort für Wort, ſelbſt erhalten.

Jetzt ſchickte Herr Brown zu andern Häuptlingen und verſuchte ſie zu Unterhandlungen mit Tarlily zu bewegen, aber vergebens. So ſchied er denn und nahm die Familien der Ermordeten mit, während Ratu Levi und die andern Lehrer in Kähnen ihm bis nach Nodup folgten. Mittlerweile hatten die Lehrer auf Duke-of-York in einer großen Verſammlung zu Mowlot den Ratu Levi zu ihrem Sprecher erwählt. In Wirklichkeit war er ein Häuptling; denn in der Vitiſprache bedeutet „Ratu“ ſo viel wie „Häuptling“. Er teilte Herrn Brown mit, daß die Lehrer beſchloſſen hätten, ihrerſeits zum Angriff überzugehen, um ſich dadurch zu ſchützen, und ſich nicht einer nach dem andern von Tarlily ermorden zu laſſen.

Sie ſeien überzeugt, daß Herr Brown ihnen dabei helfen werde; aber ſelbſt wenn dies nicht in ſeiner Abſicht liege, würden ſie allein Tarlily angreifen. Ebenſo ſeien ſie entſchloſſen, die Gebeine ihrer hingeſchlachteten Freunde zu holen, um ſie chriſtlich zu begraben. Während Herrn Brown's Abweſenheit wurden nun auch die Eingeborenen von Duke-of-York ſehr unverſchämt gegen ſeine Gattin und forderten Perlen, rotes Tuch ꝛc. von ihr. Auch von Neuirland kam Kunde, daß ein Häuptling auf die Nachricht von dem Morde auf Neubritannien die Frau eines dortigen Lehrers geraubt hatte; letzterer ſelbſt war eben nur noch entkommen, weil er ein Gewehr beſeſſen und mit demſelben gedroht hatte.

So begann es überall ſchlimm auszuſehen; überall ſchien bei den Eingeborenen das Gefühl zu herrſchen, daß ſie jetzt die Weißen über die Achſel anſehen und unverſchämt behandeln könnten. Demgemäß wurde unmittelbar nach Herrn Brown's Rückkehr nach Duke-of-York ein Rat gehalten, und es wurde klar, daß wir, um unſer Leben zu retten, entweder kämpfen mußten, und zwar tüchtig, oder uns ſofort ganz und gar von den Inſeln zurückziehen mußten. Letzteres war unmöglich, und ſo ſah ſich auch Herr Brown zuletzt gezwungen, mit Widerſtreben in den Kampf einzuwilligen. Ich gab ſofort all meine verfügbaren Gewehre ſamt Schießbedarf her, um die Lehrer zu bewaffnen; das Gleiche thaten einige der Händler, und ſo brachen wir am 16. nach Nodup (Neubritannien) auf, wo wir eine Anzahl von Torrorturus Kriegern holen wollten, die uns als Spione und Führer dienen ſollten. Dieſe Leute waren uns von ungeheurem Nutzen, da ſie uns auch mit Nahrung verſorgten. Wir bewaffneten ſie mit einigen meiner glatten Büchſen. Von Nodup begaben wir uns nach Matupi, unſerem zukünftigen Hauptquartiere. Hier hielten wir wieder Kriegsrat und beſchloſſen, daß die Lehrer mit den Leuten aus Nodup von der Blanchebai aus in Tarlilys Land und auch in diejenigen benachbarten Dörfer eindringen ſollten, deren Bewohner entweder bei dem Morde geholfen oder von den Leichen gegeſſen hatten. Sie

ſollten die Häuſer verbrennen, die Pflanzungen vernichten, die von Tarlily oder ſeinen Genoſſen ausgeſendeten Haufen zerſtreuen, aber unter keinen Umſtänden Weiber oder Kinder verletzen. Auch wurde ausdrücklich beſtimmt, daß jeder Eingeborene auf unſrer Seite, welcher Menſchenfleiſch zu eſſen auch nur verſuchen würde, als Feind betrachtet und demgemäß behandelt werden ſollte. Ferner mußten, bei gleicher Strafe, alle freundlich geſinnten eingeborenen Teilnehmer an dem Rachezuge ein Stück weißen Kalikos am rechten Arme tragen. Nach Austeilung der weißen Binden ſollte Herr Brown hinüber nach Ruterwul und Tarlily-Bai, um ein Entweichen der Feinde zu Waſſer nach der Man-Inſel zu verhindern. Herr Brown hatte ſchon von Bu-lilli, dem mächtigen Häuptlinge von Kabakadaie, die Verſicherung erhalten, daß er uns beiſtehen und den Tarlily durch ſeine Krieger von dort aus angreifen laſſen werde. Kabakadaie liegt zwiſchen Junior-Miſſion-Houſe-Point und Shoal-Point und erſtreckt ſich weit ins Innere. Unſere Anordnungen wurden pflichtgemäß den freundlichen Häuptlingen, und durch dieſe denjenigen ihrer Leute mitgeteilt, welche an unſerem Zuge teilnehmen ſollten, nicht weniger denen, welche ſich uns etwa vorausſichtlich freiwillig anſchließen würden. Danach beſchloß Herr Brown, einen letzten gütlichen Verſuch zu machen, indem er Tarlily und die anderen feindlichen Häuptlinge durch eine nochmalige Geſandtſchaft auffordern ließ, für die ermordeten Lehrer eine Geldbuße zu entrichten und ihre Gebeine zurückzugeben. Dieſe Aufforderung mag Europäern ſeltſam vorkommen und eine etwas rohe Art von Sühne ſcheinen, in Wahrheit aber iſt ſie dies für den Kenner der Verhältniſſe nicht. Denn die Eingeborenen würden lieber 50 Mann im Kampfe verlieren als 100 Faden „Tabu“, und die empfindlichſte Strafe für ſie iſt die Wegnahme ihres Geldes. Dies war alſo Herrn Brown's Beweggrund, als er für die Ermordung der Lehrer Geldbuße verlangte. Fernerſtehende werden geneigt ſein, unſern Entſchluß als Ausfluß der Rache zu betrachten; thatſächlich war es reine Notwehr; aber gleichzeitig

war es ein Mittel, welches Miſſionäre, ſo lange irgend ein anderes möglich iſt, unbedingt vermeiden ſollten. Hätte demnach Tarlily Zahlung geleiſtet, ſo wäre das gleichbedeutend geweſen mit dem Eingeſtändniſſe einer Niederlage oder ſeines Unrechtes, und ſo würde das Übergewicht der Miſſionäre und der anderen Weißen ohne Blutvergießen wieder hergeſtellt worden ſein.

Unſre Handlungsweiſe muß von zwei Geſichtspunkten aus angeſehen werden; die meiſten aber ſind, wie ich glaube, geneigt geweſen, ſie nur einſeitig zu betrachten, und gewiß von der Seite aus, welche den vom Schauplatze weit Entfernten am meiſten in die Augen ſpringt. Ein Geſichtspunkt — und zwar war dies der, welchen damals wir den Eingeborenen begreiflich zu machen wünſchten — war der Beweis, daß wir eben ſo gut kämpfen könnten wie ſie, und daß ſie, nachdem ſie uns den Kampf aufgezwungen hatten, auch die Folgen davon zu tragen hätten. Ein andrer Beweggrund für uns lag darin, daß wir für das Leben von Frauen und Kindern, für unſer eigenes und für unſer Eigentum kämpften; letzteren Grund jedoch durften wir den Eingeborenen nicht merken laſſen, damit ſie ſich dieſe Kenntnis nicht etwa einmal in Zukunft zu nutze machten, wenn vielleicht nicht ſo zahlreiche Weiße auf dieſen Inſeln wären als damals gerade. Die Welt ſah dieſe Seite der Sache nicht, ſondern urteilte einfach nach dem, was ſie bemerkte, und das ſah allerdings ſehr wie Rache aus.

Wie ſchon geſagt, gilt hinſichtlich dieſer Eingeborenen der Satz: „'s geht nichts über einen Erfolg“. Demgemäß nahm Tarlily unſre Vorſchläge nicht an, ſondern antwortete ganz in ſeiner früheren prahleriſchen Art. Wir erwarteten ruhig zu Matupi bis zum 17. das Eintreffen aller Antworten. Sie lauteten alle ungefähr ſo wie die Tarlilys, und ſo wurde denn beſchloſſen, am nächſten Morgen ganz früh anzugreifen, noch vor Tagesanbruch, um möglichſt weit in Feindesland einzudringen, bevor unſre Gegner den Beginn der Feindſeligkeiten gewahr würden. Sobald das feſtgeſetzt war, fuhr

Herr Brown in der Begleitung eines Händlers, des Herrn Blohm, in ſeinem Boote fort, um bei Tagesanbruch auf ſeinem Poſten an der Küſte von Ruterwul zu ſein.

Am 18. früh 2 Uhr waren wir alle fertig und fuhren in Kähnen und in dem Boote eines Händlers hinüber nach Neubritannien. Wir landeten an der Spitze der Blanchebai Goonan gerade gegenüber.

Wir befanden uns in einer Gegend, deren Bewohner nicht thatſächlich bei dem Morde beteiligt waren; es war der beſte Platz, um unſre Streitkräfte zu ſammeln, da die Eingeborenen bis zu einem gewiſſen Grade ſogar freundlich waren; freilich würden ſie, wenn ſie uns irgend wann im Nachteile geſehen hätten, ſofort mit unſeren Feinden gemeinſchaftliche Sache gemacht haben. Es war ein ſeltſamer Anblick, wie ein Kahn nach dem andern in vollkommenem Schweigen eine Ladung dunkler Krieger brachte, während nur ein einziges Feuer ſein flackerndes Licht über uns ergoß. Unter einem Baume nahe am Strande hielten wir den letzten Kriegsrat, alle unter Waffen ſtehend. Unſre kleine Streitmacht beſtand aus Ratu Levi mit 20 Lehrern, 18 völlig bewaffneten Eingeborenen von Nodup, mehreren von Matupi, mir und zwei anderen Weißen, insgeſamt ca. 60 Streiter. Natürlich waren noch viele andere Leute dabei, welche aber nur zuſehen und plündern wollten; auf ihre Hilfe war nicht zu rechnen, denn vermutlich liefen ſie beim erſten Angriffe alle davon. Den Führern wurde eingeſchärft, daß ſie beim geringſten Anzeichen von Verräterei erſchoſſen, andrerſeits aber, wenn ſie ſich treu erwieſen, reich belohnt werden würden.

Dann brachen wir auf und erſtiegen den hohen Hügelzug, welcher gleich einem Rückgrate von der North-Daughter ſüdwärts nach Ruterwul läuft. Wir blieben in demſelben Diſtrikte, in welchem wir gelandet waren; unſre Führer prüften mit langen Stangen die Pfade wegen etwaiger Fallgruben. Letztere werden etwas ſeitwärts vom Pfade angelegt; auf ihrem Grunde und an ihren Seiten befeſtigt man Speere und verdeckt alles mit langem Graſe und Blättern.

Seitwärts werden ſie deshalb angelegt, damit der Hineinſtürzende von der Seite hineinfalle und ſo deſto gewiſſer ſich ſpieße; wäre die Grube mitten im Wege, ſo könnte er ſich beim Sturze nach vorn noch raſch auf die Seite werfen und unbeſchädigt bleiben.

Ein andres Verteidigungsmittel beſteht darin, zwei Speere in dem langen Graſe zu verbergen, auf jeder Seite des Pfades einen, mit den Spitzen nach der Richtung hin, von welcher der Angriff erwartet wird. An der Spitze jeden Speeres iſt das Ende eines ſehr feinen und äußerſt feſten Fadens angebunden. Dieſen Faden fängt der vorrückende Feind gerade über der Taille, und treibt ſich ſo beide Speere gewaltſam in den Leib. Dieſe Fallen ſind ſehr gefährlich, beſonders für einen Rennenden. Auch ſteckt man Lanzenſpitzen und Stücke von geſpaltenen Bambus in den Boden; dieſe dringen wie Meſſer in den Fuß des darauf Tretenden, und auch Stiefel ſchützen kaum. In unſrer ganzen kleinen Macht war aber kein Stiefel zu finden, und die Führer waren daher für uns von äußerſter Wichtigkeit. Solche Führer ſind gewöhnlich ganz erfahrene Männer und müſſen beſſer bezahlt werden als andere Krieger, da ſie im allgemeinen den erſten Anprall des Feindes auszuhalten haben.

Ungefähr bei Tagesanbruch betraten wir feindliches Gebiet; infolge der Enge des Weges, und weil wir hinter den Führern hergehen mußten, gingen wir im Gänſemarſche, ſicherten uns aber durch Spione und Plänkler, welche die Eingeborenen von Nodup abgaben, rechts und links vor einem plötzlichen Überfalle. Das erſte Dorf, welches wir erreichten, ſteckten wir alsbald in Brand; es war jetzt ziemlich hell, und der Rauch war für Freund wie Feind das Zeichen, daß der Kampf begonnen hatte. Dieſes Dorf war verlaſſen; nur einer oder zwei Spione ſchlüpften zwiſchen den Bananen herum. Die Hauptmacht der Eingeborenen war nicht zu ſehen; offenbar waren ſie vor uns gewarnt worden. Wir ſchoſſen nach den Spionen und hieben die Bananen nieder. Dann gingen wir weiter, jedes

Dorf verbrennend. Die Feinde hielten nirgends ſtand, ſondern beſchränkten ſich darauf, von weitem Steine und Lanzen gegen uns zu ſchleudern.

Um 10 Uhr waren wir in Kabakadaie und vor Mittag an der Spitze von Webber-Hafen; wir hatten 40 km zurückgelegt und wenigſtens 20 Dörfer in weniger als 10 Stunden verbrannt. Nun kehrten wir um und gelangten in andrer Richtung gerade ins Herz von Tarlily's Gebiet. Zu Mittag raſteten wir bei einem einzelnen Hauſe, welches auf einem Hügel ſtand, der mit Kokospalmen umgeben war; auf der einen Seite war ein Streifen dichten Buſches. Hier beſchloſſen wir zu eſſen. Hätten wir es uns vorher recht überlegt, ſo würden wir bemerkt haben, wie unvorteilhaft für den Fall eines Angriffes der Fleck war; denn der mit dem Dickichte bedeckte Grund lag etwas höher als unſer offener Lagerplatz. Wir waren gerade im beſten Eſſen und unſre Waffen waren beiſeite gelegt, als einer der Spione herbeirannte mit der Meldung, daß ungefähr 200 Krieger unter Tarlily's Befehl die andre Seite des Hügels im Schutze des Gebüſches heraufſtiegen. Er war kaum fertig mit Reden, als wir mit einem Hagel von Steinen überſchüttet wurden; einer derſelben ging wenige Zoll über meinem Kopf weg und fuhr tief in den Stumpf einer Kokospalme hinein — ein Beweis, mit welcher furchtbaren Kraft die Eingeborenen zu ſchleudern vermögen. Es erfolgten auch einige Flintenſchüſſe, und nun mußte ſich zeigen, auf wen wir uns wirklich verlaſſen konnten. Die meiſten der Eingeborenen, welche uns, ſolange alles glatt ablief, gefolgt waren, flüchteten ſich, ſo raſch ihre Beine ſie trugen, den Hügel hinunter. Es währte jedoch nicht lange, bis wir unſre Waffen bereit hatten und den Feind angreifen konnten. Das Gefecht war hitzig, aber kurz; bald jagten wir ſie aus dem Dickicht heraus und den Abhang hinunter. Doch fochten ſie gut und führten einige gelungene Bewegungen aus. Sobald ſie offenen Grund erreichten, ſchwärmten ſie gewiſſermaßen aus, wenn auch nicht ganz regelmäßig, und zogen

ſich ſo bergabwärts zurück, wobei ſie fortwährend einen Schauer von Steinen gegen uns abſchleuderten, gelegentlich auch ein Gewehr abſchoſſen. Wir ſetzten ihnen hart zu, gleichfalls in geöffneten Reihen, um ihnen keine große Zielfläche darzubieten. Eine große Menge von den Feinden war völlig bewaffnet mit Schleudern, Speeren, Beilen; ein paar hatten auch Gewehre. Es iſt ſehr tadelnswert, Wilden Gewehre zu verkaufen; ſie werden dadurch weit gefährlicher, als ſie ſchon ſind, und das iſt ſchlimm genug. Wir verfolgten ſie im Laufſchritte und ſtanden nur ſtill um zu feuern. Unſre Schüſſe waren gut gezielt und töteten viele. Am Fuße des Hügels ſtoben die Feinde ganz auseinander und rannten in das Dickicht hinein. Auch wir gaben hier die letzte Salve ab, und die Nodup-Eingeborenen erhoben ein Triumphgeſchrei.

Jetzt hatte ich Zeit, mich umzuſehen, wer mit uns wäre, und fand, daß nur die Nodup- und ein paar der Matupi-Leute da waren. Ich glaube nicht, daß wir alle zuſammen mehr als 60 zählten; und doch waren uns bis dahin gut und gern 300 Eingeborene als erklärte Freunde gefolgt; aber ſie wollten nur plündern und empfahlen ſich bei der geringſten Gefahr.

In den Buſch verfolgten wir den Feind nicht, ſondern kehrten zu unſerem Mahle zurück; die Nodup-Leute mußten Tarlily's Bewegungen beobachten. Tarlily wurde leider nicht getötet, ſondern nur am Arme verwundet, hoffentlich ſo, daß er die Überzeugung gewonnen hat, daß ſich die Kugeln der Weißen nicht ſo leicht, wie er annahm, vermeiden laſſen.

Nach unſrer Mahlzeit glaubten wir, für heute genug gethan zu haben, und begaben uns daher etwa $1\frac{1}{2}$ km weiter auf einen mit Kokospalmen bewachſenen, aber von freiem Felde umgebenen Hügel — einen zum Nachtlager geeigneteren Platz. Nach und nach kamen die davongelaufenen Eingeborenen wieder und machten ſich daran, für das Nachtlager zu ſorgen. Es folgte nun einer der ſonderbarſten Anblicke, welchen ich je gehabt habe: die Eingeborenen gingen

truppweiſe fort und holten Häuſer; denn die Eckbalken derſelben, nur oberflächlich in die Erde getrieben, ließen ſich leicht herausheben, und dann brachte man das betreffende Haus ganz einfach zu unſrem Lager. So war denn in kurzer Zeit der Platz, früher ganz leer, mit Hütten bedeckt, und vor jeder Hütte brannte wenigſtens ein Feuer. In der Dunkelheit der Nacht bot das ein höchſt ſeltſames Schauſpiel dar. Man hätte ſich gleich einbilden können, daß durch Zaubergewalt eine Stadt entſtanden war; wirklich war ich, als ich das erſte Haus ſcheinbar von ſelbſt kommen ſah, ganz verſteinert. Das Gras wurde kurz nach unſrer Ankunft abgebrannt, damit kein Verſteck um uns herum bliebe.

Die Nodup-Eingeborenen wachten auf allen Seiten, und wir hörten bald hier, bald dort in der Ferne einen Schuß — Zeichen ihrer Wachſamkeit. Sie löſten ihre Aufgabe in wahrhaft glänzender, unübertrefflicher Weiſe. Schlangengleich krochen ſie durch das hohe Gras, keine Bewegung entging ihnen und fortwährend erſtattete bald der, bald jener von ihnen uns Bericht. Tarlily's Leute ſaßen uns danach recht nahe auf dem Nacken, um keine Gelegenheit zu einem Angriffe zu verlieren.

Ich hatte mit Herrn Brown verabredet, bei Einbruch der Dunkelheit eine Rakete abzufeuern zum Zeichen, daß alles gut gehe. Abgefeuert wurde die Rakete auch, in die Höhe ging ſie aber nicht, ſondern fuhr ziſchend bergunter ins Gras. Dies war ſehr unangenehm, da wir kein andres Mittel hatten, um ihm die Nachricht, daß auch nicht einer von uns verletzt war, zu geben. Wunderbar war es wahrlich, daß alles ſo abgelaufen war!

Am nächſten Morgen waren wir beizeiten auf, etwa um 4 Uhr, und wieder auf dem Wege nach Karavia, einer großen Stadt oben auf der Südküſte der Blanchebai, welche ſich bis zur Höhe von 250 m erhebt. Unter-Karavia liegt etwa 5 km entfernt davon unten an dem Strande. Wir näherten uns der Stadt Ober-Karavia auf ſchönem, offenem Tafellande, welches ſich unabſehbar weit erſtreckte;

nur hie und da ſahen wir Gruppen von Kokospalmen und anderen Bäumen; meiſtens lagen kleine Ortſchaften oder einzelne Hütten dabei. Auf unſerem etwa 16 km langen Marſche verbrannten wir mehrere kleine Dörfer und hatten ein ſcharfes Gefecht mit den Eingeborenen, welche ſich in Karavia zu ſammeln ſchienen, um uns einen warmen Empfang zu bereiten. Die Abteilung, welche uns entgegentrat, ſollte unzweifelhaft auskundſchaften, wo wir wären, und uns aufhalten, damit unterdeſſen ihre Genoſſen Zeit fänden, ihr „Tabu“ zu verbergen. Dieſe Abſicht erreichten ſie jedoch nicht; denn wir rückten ununterbrochen vor, trotz ihrer Schleudern, und da ſie ſich in kein Handgemenge einlaſſen wollten, zogen ſie ſich vor uns zurück. Um ſie los zu werden, machten wir einen Angriff auf ſie; da machten ſie kehrt und flohen.

Karavia kann nur vom Binnenlande aus erreicht werden und hat nur zwei Zugänge; ſonſt iſt es von undurchdringlichem Buſche umgeben. Es galt alſo, ſehr vorſichtig zu ſein. So teilten wir uns denn, um die Stadt gleichzeitig auf beiden Zugängen anzugreifen. Augenſcheinlich erwartete man uns, aber wohl ſchwerlich ſo bald, denn es gab großen Lärm und Tam-Tam-Getöſe in dem Orte. Ob Tarlily ſelbſt darin war, habe ich nie erfahren; es wird aber wohl ſo geweſen ſein.

Die eine Abteilung von uns beſtand aus Ratu-Levi, den meiſten Lehrern und den Matupi-Leuten; die andre aus den Rodup-Eingeborenen, dem Reſte der Lehrer, mir und einem andern Weißen. Der Eingang, welchen wir benutzen mußten, war mit einer Maſſe von Stachelpalmen verſchloſſen. Das war für unſre bloßen Füße gerade nicht ſehr angenehm; aber vor uns war der Feind, und wir ließen uns durch Dornen nicht aufhalten; doch mußten wir wegen etwaiger Speerſpitzen und Bambusſplitter vorſichtig ſein. Als wir nahe genug waren, konnten wir hören, daß eine große Anzahl von Eingeborenen in der Stadt war, und beſchloſſen, ihnen eine volle Ladung zu geben, ſobald wir innerhalb des Buſchgürtels wären und ſie ſehen

könnten, noch ehe ſie Zeit hätten, uns mit ihren Speeren und Steinen zu empfangen. Wir ſtürzten alſo auf ſie los und feuerten; der Platz ſchien voll von heulenden Teufeln, welche Dutzende von Speeren warfen, aber ohne recht zu zielen; denn niemand von uns wurde getroffen.

Nach unſrer erſten Salve luden wir unter dem Schutze der Bäume möglichſt raſch wieder, und nun hob ein ununterbrochenes Schießen an, indem die, welche geladen hatten, ihre Genoſſen, welche luden, deckten. Wir ſahen, daß mehrere Feinde fielen, aber der Reſt hielt ſtand, ermutigt durch die Weiber, welche wie die Teufel herumſprangen und tanzten und Hohn- und Schimpfreden der ekelhafteſten Art uns entgegenſchrieen.

Mittlerweile hagelte es nur ſo Speere und Steine auf uns, und ich merkte, daß wir das nicht lange mehr aushalten konnten, da einige von uns über kurz oder lang getroffen werden mußten. Was aus der zweiten Abteilung geworden war, wußten wir gar nicht; wir hatten nichts von ihr gehört noch geſehen, und mir wurde es höchſt unbehaglich zu Mute. Aber unſre Nodup-Krieger hielten ſich ausgezeichnet, angefeuert durch den alten Torroturu, welcher ſie unermüdlich aufforderte, gut zu zielen, ſie ſeine „Jungen“ nannte und von einem zum andern ging, nur ſtehen bleibend, wenn er etwa einen guten Schuß thun konnte. Jedesmal wenn er ſchoß, mußte ein Feind ins Gras beißen.

Etwa eine halbe Stunde mochten wir ſo geſtritten haben, als wir plötzlich rechts von uns in einiger Entfernung eine volle Salve vernahmen. In meinem Leben bin ich nie froher geweſen! Wir hätten unſeren Platz nicht lange mehr behaupten können, ohne einige unſrer Krieger zu verlieren. Ohnehin begreife ich nicht, daß wir alle unverletzt blieben. Und wie dicht fielen rings um uns die Steine und Speere nieder!

Sobald die Feinde das Feuern einer zweiten Abteilung hörten, ſchienen ſie ganz entmutigt zu werden; ohne Zweifel hatten ſie ge-

glaubt, daß ſie ſchon gegen unſre ganze Streitmacht kämpften. Wir ſahen, daß ſie wankten, und rückten ihnen deſto näher auf den Leib, je mehr ſie wichen, und bald rannten ſie kopfüber den Hügel hinunter. Der Kampf währte alles in allem ungefähr eine Stunde, nach deren Verlaufe kein Feind mehr zu ſehen war, mit Ausnahme derer, welche nie wieder Menſchenfleiſch eſſen ſollten; dieſe wurden alle an Ort und Stelle begraben. Große Mengen von „Tabu“ fanden wir in und bei der Stadt; dieſe wurden als gute Beute weggenommen. Nun aßen wir und rückten dann hinunter nach der Küſte zu, um Nieder-Karavia anzugreifen.

Unterwegs fanden wir einen Säugling, den die Mutter fortgeworfen hatte, und wenn diejenigen der Eingeborenen, welche uns nur der Beute wegen begleiteten, ihn gefunden hätten, ſo würden ſie ihn unzweifelhaft getötet haben. Wir ließen ihn uns durch einen Knaben nachbringen, dem wir ſagten, daß er mit ſeinem Leben für das Kind verantwortlich ſei; wenn er es aber wohlbehalten abliefere, ſo werde er gut belohnt werden. Es ſcheint, daß die betreffende Mutter mit dem Kinde und einem Bündel „Tabu“ zu entkommen ſuchte und, als ein Lehrer, welcher ſie für einen Mann hielt, Jagd auf ſie machte, lieber ihr Kind als ihr Muſchelgeld fallen ließ.

Es ſei hier ausdrücklich bemerkt, daß ich mit meinen Augen keinen weiblichen Leichnam geſehen habe, und ich weiß von keiner Ermordung einer Frau — eine Thatſache, welche für unſre Eingeborenen ſehr günſtig iſt; ſind doch die Frauen in einiger Entfernung ſchwer von den Männern zu unterſcheiden und nehmen auch im Kampfe einen ebenſo hervorragenden Platz ein wie dieſe! Hier wurden einige Gebeine Sailaſa's gefunden; wie es feſtgeſtellt wurde, daß ſie von ihm herrührten, weiß ich nicht; die Lehrer behaupteten dies aber, und das war natürlich genügend.

Bald ſtand die ganze Ortſchaft in Flammen, und wir marſchierten auf Nieder-Karavia los. Es war dies ein etwas gefährlicher Weg, da wir durch eine tiefe Schlucht mit überhängenden Wänden ziehen

mußten. Wären die Eingeborenen kriegskundiger geweſen, ſo würden ſie ſich dieſen Umſtand zu nutze gemacht und große Steine auf uns herabgerollt haben. Indeſſen gelangten wir, ohne Widerſtand zu finden, hindurch, obſchon wir ſahen, wie ein ſtarker Haufe Eingeborener uns aus einiger Entfernung beobachtete. Dieſe zerſtreuten ſich raſch nach einigen Schüſſen. Nun näherten wir uns, nachdem wir unterwegs viele Dörfer verbrannt hatten, dem genannten Orte, und als wir ihn betraten, ſahen wir die Eingeborenen in ihren Kähnen fliehen; wir waren recht froh, daß ſie ſo uns den Beſitz der Stadt nicht ſtreitig machten; denn wir hatten Kampf genug gehabt.

Nach Verbrennung Nieder-Karavia's lagerten wir uns an der Küſte, um zu warten, bis unſer Boot und die Kähne kommen und uns zurück nach Matupi bringen würden, da beſchloſſen worden war, die andern Plätze für die Zukunft aufzuſparen und ihren Bewohnern auch Gelegenheit zu laſſen, ſich zu ergeben und Strafe zu zahlen. Wir hatten dem Tarlily einen Denkzettel gegeben, den er wahrſcheinlich nicht wieder vergaß, und der auch für Dewawon und Dinawon, die beiden größten der noch unverbrannten Ortſchaften, hoffentlich eine Warnung war.

Nach der Ankunft zu Matupi ſchickte ich einen Brief mit der Meldung des Geſchehenen an Herrn Brown. Er kam hierauf zu uns und erklärte uns, warum wir nichts von Bu-lilli — dem Häuptlinge, welcher Tarlily von der Ruterwul-Seite aus anzugreifen verſprochen hatte — geſehen hatten: derſelbe war nämlich überhaupt ſeiner Zuſage untreu geworden. Hinterher ſtellte ſich heraus, daß er von Tarlily „Tabu" erhalten hatte, damit er nicht mit uns gemeinſchaftliche Sache mache. Zweifellos glaubte Bu-lilli, wir würden, auf uns angewieſen, nichts gegen Tarlily ausrichten. Der Erfolg zeigte, daß er ſich täuſchte.

Da der 21. der Oſterſonntag war, blieben wir ruhig auf Matupi. Herr Brown hielt Dankgottesdienſt für unſere gnädige Beſchützung vor allem Leide. Abends wurden Botſchaften friedlichen Inhaltes

nach Dewawon und Dinawon geſandt, mit der Aufforderung, Strafe zu zahlen und die dort befindlichen Gebeine der Lehrer auszuliefern; andernfalls würde es den beiden Orten ebenſo ergehen, wie den andern Plätzen, deren Bewohner von den Lehrern gegeſſen und beim Morde geholfen hätten. Die Antworten waren trotzig und herausfordernd. Am Montag Morgen brachen wir daher nach Dewawon auf. Dies liegt auf anſteigendem Grunde, ein wenig weſtlich von der Südeinbuchtung der Blanchebai.

Mittlerweile waren zwei Händler von Ruterwul und Kabakadaie zu uns geſtoßen. Ihre Boote wurden gleich mit zur Überfahrt nach der Hauptinſel benutzt. Wir hatten nun auch Herrn Brown's Boot und eines von Makada, ſo daß unſre Flotte aus 4 Booten und einer Anzahl von Kähnen beſtand. Auch unſre Streitmacht war verſtärkt durch Herrn Brown's Abteilung und die beiden Händler, welche es nicht für geraten gehalten hatten, von ihren Niederlaſſungen ſich zu entfernen, ſolange der Kampf die Richtung auf ſie zu genommen hatte; nach einem ſo entſcheidenden Siege jedoch waren ſie vollſtändig ſicher vor einem etwaigen Angriffe Tarlilys. Deshalb hatten ſie ſich ſo bald als möglich aufgemacht, um uns noch zu helfen.

Wir landeten gerade unter Dewawon und erſtiegen den ſteilen Hügel in zwei Abteilungen in der Abſicht, die Stadt von zwei Seiten her anzugreifen. Es wurde aber keinerlei Widerſtand verſucht. Die Eingeborenen hatten alles im Stiche gelaſſen und ſich in den Wald zurückgezogen. Es iſt unerklärlich, warum ſie eine ſo trotzige Antwort gaben, wenn ſie nicht zum Äußerſten entſchloſſen waren. In den Hütten fanden ſich viele Merkwürdigkeiten, welche als Kriegsbeute weggenommen wurden. Den Ort ſelbſt brannten wir nieder.

Sodann rückten wir raſch auf Dinawon los. Dieſer Platz liegt 5—6 km weiter im Innern, reicht aber herunter bis an das äußerſte Ende der Südeinbuchtung der Blanchebai. Die im Innern gelegene Hauptmaſſe der Stadt iſt von dichtem Buſche und Kokospalmen umgeben. An der einzigen offenen Stelle machten einige der Unſeren

auf einem Hügel Halt; von hier aus konnte man unſeren Zug den Abhang heraufſteigen ſehen. Es war ein ganz ſonderbarer Anblick. Zuerſt kamen die Bewaffneten, hinter ihnen eine Anzahl Eingeborener mit Speeren und Beilen, und ſodann eine anſcheinend unendliche Menge von anderen Eingeborenen, beladen mit allerhand Beuteſtücken aus Dewawon — mit Schweinen, Geflügel, Yams, Aaronswurzel, Schmuckſachen, Speeren und Keulen, welche mit Papageienfedern verziert waren; andere mit Hunden, die bei den Hütten gefangen worden waren und von den Eingeborenen als Leckerbiſſen betrachtet werden. Andere wiederum trugen zu zwei und zwei große Bananenbündel an Bambusſtangen auf ihren Schultern; noch andere hatten zahme Kakadus oder Papageien in den Händen; einige dagegen große Körbe voll von „Tabu“ — kurz, hier gab es jedes nur erdenkliche Ding, was ſich in und bei einer Ortſchaft der Eingeborenen vorfindet.

Hier fand ich auch ein ſehr ſeltſames Stück, deſſen Vorhandenſein auf dieſen Inſeln mir vorher ganz unbekannt geweſen war, nämlich ein Totenruder; der Tote bekommt es mit ins Grab, damit er ſich über das Waſſer weg zum Himmelsgewölbe rudern könne; letzteres liegt den Eingeborenen da, wo ihrer Einbildung nach der Himmel das Meer berührt. Woher der Tote einen Kahn erhält, weiß ich nicht; aber ich glaube, daß man annimmt, ſein Geiſt ſtehle einen von den Küſtenſtämmen. Unter letzteren lebt jedoch dieſer Aberglaube nicht, ſondern nur unter den Stämmen des Binnenlandes. Dieſe Ruder ſind groß, flach, ſehr mühſam geſchnitzt und haben jene eigentümliche, einem Geſichte gleichende Verzierung, welche von oben her betrachtet, gerade ebenſo ausſieht, wie von unten her, und ſo häufig von dieſen Eingeborenen angebracht wird. Der Griff iſt lang und zeigt ebenfalls Schnitzerei in einem unregelmäßigen dreieckigen Muſter mit Diagonallinien. Das Ganze wird mit weißem Kalke überrieben, welcher in die Vertiefungen der Schnitzerei eindringt und ſo das Muſter auf dem dunkeln Holze recht hervorhebt. In Anbetracht der Werkzeuge, mit denen die Eingeborenen arbeiten, iſt es

geradezu wunderbar, daß ſie ſo ſchöne Sachen hervorbringen können. Die Werkzeuge werde ich ſpäter beſchreiben. Auf Befragen erfuhr ich, daß die Karavialeute zu uns geſtoßen waren und thatſächlich die, mit denen ſie vor zwei Tagen geſtritten hatten, jetzt gegen einen erſt mit ihnen verbündeten Stamm führten. So bewieſen ſie, daß Natur ſtärker iſt als Farbe, und daß der Grundſatz, „mit Mächtigeren Schwächere zu bekämpfen", bei den Wilden ebenſo gilt wie bei den civiliſierten Weißen.

Wir hatten keine große Mühe, uns Dinawons zu bemächtigen; ein paar Schüſſe — und alle Eingeborene liefen davon. Auch in Dinawon fanden wir eine Maſſe Merkwürdigkeiten, Keulen, Speere, Fiſchnetze u. ſ. w. Alles wurde weggenommen, und der Platz ging in Flammen auf, ebenſo wie alle Hütten, an denen wir auf unſerem Wege zur Küſte hinab vorbeikamen. Jede Hütte wurde vorher ſorgſam unterſucht, damit nicht etwa ein noch darin befindlicher Menſch mit verbrannt würde. Zu meiner Freude retteten wir eine alte Frau, welche ein Eingeborener aus Karavia eben erſchlagen wollte. Er hatte ſie in einer Hütte gefunden, deren Bewohner bei ihrer haſtigen Flucht vor uns nicht Zeit gehabt hatten, ſie fortzuſchaffen. Wir hörten ein lautes Kreiſchen und kamen gerade dazu, als der Wilde ihr den Schädel zerſchmettern wollte. Ich machte ihm begreiflich, daß ich große Luſt hätte, dies mit ihm zu thun, und daß er ſich augenblicklich fortpacken ſollte. Sodann ſtellten wir zwei Männer als Schildwachen vor der Hütte auf, damit ſie nicht verbrannt würde, weil die alte Frau vor Schwäche nicht von der Stelle konnte. Die Leute blieben ſtehen, bis alle anderen Häuſer niedergebrannt waren; die Hütte der alten Frau war die einzige von allen, welche wir auf unſerem ganzen Zuge getroffen hatten, die nicht zerſtört wurde. Ich hätte gern erfahren, ob die Eingeborenen dieſen kleinen Beweis von Menſchlichkeit anerkannt haben; aber ich fürchte, ſie haben ihn nicht verſtanden.

An der Küſte fanden wir Herrn Brown mit allen Booten und

Kähnen. Ich war ſehr froh, daß die Sache ein Ende hatte; meine Füße waren durch Dornen, Stiche und andere Verwundungen ſo zugerichtet, daß ich nicht noch einen einzigen Tag hätte gehen können.

Wir kehrten ſogleich nach Matupi zurück, um dort zu übernachten. Etwa gegen ſieben Uhr Abends ſtellten ſich mehrere Häuptlinge ein, um ihre Unterwerfung anzuzeigen; ſie brachten einige Gebeine der Ermordeten mit und „Tabu", um ihre Strafe zu zahlen.

Herr Brown ſagte ihnen, daß ſie durch Zahlung nach der erſten Aufforderung das Blutvergießen und die Vernichtung ihrer Häuſer und Pflanzungen hätten verhindern können.

Sie antworteten: „Wir wußten es nicht; es war kein Kampf, es war ein Erdbeben."

Herr Brown nahm nur eine Rolle „Tabu", und zwar um zu beweiſen, daß nun wieder Friede zwiſchen uns und ihnen war. Die Häuptlinge baten auch Herrn Brown, in jedes ihrer Dörfer einen Lehrer zu ſchicken. Auch noch während der nächſten Wochen liefen gleiche Geſuche bei Herrn Brown ein, darunter von Stämmen, von denen wir noch nie etwas gehört hatten. Leider hatte Herr Brown nicht Lehrer genug, um auch nur die Hälfte der Geſuche berückſichtigen zu können.

Der einzige Häuptling, welcher ſich nicht unterwarf, war Tarlily, der größte Verbrecher, obſchon Herr Brown ihm vollkommene Sicherheit verſprach, wenn er zu ihm kommen wollte. Er war ſpäter mehrmals auf meinem Schiffe, aber nie konnte ich ihn dazu überreden, mich zu Herrn Brown zu begleiten. Ja, etwas ſpäter brannte er das Haus eines Miſſionslehrers in Kabakadaie nieder; ſo tief eingewurzelt war ſein Haß gegen die Miſſionäre. Es iſt jedoch erfreulich, daß dieſer Haß ſich nicht auch bei ſeinen Familiengliedern fand; ſein Sohn war ſehr freundlich gegen die Weißen und eine Zeit lang als Paſſagier auf dem Schooner von Hernsheim & Cie.

Ich meine, daß viele Schwierigkeiten, mit denen die Miſſionäre zu kämpfen haben, daraus entſpringen, daß ſie Eingeborene als Lehrer

verwenden. Dieſe ſind doch ſelbſt nur erſt kürzlich dem Wildenleben entriſſen worden, und es klebt ihnen noch viel von dem Weſen desſelben an. Auch kann man bei ihnen ſchwerlich die unerſchöpfliche Geduld und das Geſchick vorausſetzen, wie ein Miſſionär beides durchaus braucht.

Überdies haben ſie ſchon ihre Farbe gegen ſich. Auch gleichen ſie in ihren Gewohnheiten zu ſehr den Wilden, als daß ſie die notwendige Überlegenheit über letztere beſitzen könnten; denn auf niemand läßt ſich der Satz: „Vertraulichkeit ruft Verachtung hervor“ beſſer anwenden als auf dieſe Leute.

Wie kann der Leiter einer Miſſionsanſtalt Sicherheit haben, daß nicht etwa einmal ein eingeborener Lehrer beim Predigen einen Ärgernis erregenden Ausdruck gebraucht? Oder wenn er nicht Ärgernis erregt, ſo doch Dinge ſagt, welche unpaſſend ſind und die Religion, die ſie zu lehren ſich abmühen, herabſetzen.

Ich ſelbſt hörte einſt von einem der Vitilehrer eine Predigt vor einem einflußreichen Häuptlinge, welche meiner Anſicht nach alles war, nur nicht klug. Der Lehrer verſuchte ihm klar zu machen, ein wie gutes Ding „Lotu“ oder Religion wäre, und ſagte: „Sieh, was Lotu für uns gethan hat — wir haben Häuſer, wir haben ein großes Schiff, welches uns beſucht und mit Tuch, Perlen u. ſ. w. verſieht. Herr Brown hat ein großes Haus und iſt ein mächtiger Häuptling; all das hat uns Lotu gegeben. Ein wie gutes Ding iſt Lotu — es iſt beſſer als Tabu.“

Hinterher ſprach ich mit dem Häuptlinge, und er ſagte: „Wenn Lotu alle dieſe Dinge verleiht, dann kann es auch Tabu geben; wenn ſie mir zeigen können, wie es mir Tabu giebt, will ich oft zu Lotu kommen.“ So wurde trotz der guten Abſicht ein falſcher Eindruck hervorgebracht.

Man glaube ja nicht, daß ich dieſen edlen Männern, welche ihre Pflicht nach beſten Kräften thun, nicht alle Achtung zolle. Ich behaupte nur, daß ihre Kräfte nicht genügen. Weiße ſind unzweifel-

haft die Männer, welche als Miſſionäre ausgeſendet werden müſſen. Wenn man mit ihnen ein nicht ſo großes Arbeitsfeld beherrſchen kann als mit Eingeborenen, ſo iſt doch die Arbeit gründlicher.

Ein ſicherer Vorteil wäre mit Anſtellung ausſchließlich weißer Miſſionäre verbunden: würde nämlich ein ſolcher ermordet und gegeſſen, ſo würden ſeine Gebeine von ſeinen weißen Brüdern wahrſcheinlich nicht wieder erlangt werden. Es wären zur Unterſuchung der Sache ein halbes Dutzend von Unterbevollmächtigten und ein Oberbevollmächtigter nötig, und wenn ſie an Ort und Stelle kämen, würden ſie nichts zu unterſuchen haben, weil kein Kläger übrig ſein würde. Das würde der Regierung eine unermeßliche Arbeits- und Koſtenlaſt erſparen, und es wäre immer hübſcher Raum für andre Miſſionäre da!

Herr Brown kam wegen Todſchlags in Unterſuchung, weil er nicht auf den Statthalter warten konnte. Die Nachricht von der Ermordung der Lehrer kam nämlich erſt ein Vierteljahr hinterher nach den Viti-Inſeln, und ehe der Statthalter an Ort und Stelle ſein konnte, würden noch 2 Monate verfloſſen ſein. Wo wären alsdann die Weißen in Neubritannien geweſen?

Ich meine, es zeugt von ſehr geſundem Verſtande der Behörden, daß Herr Brown freigeſprochen wurde. Der Eindruck auf die Eingeborenen allüberall war wunderbar: ſie waren artig, zugänglich, gefällig; jetzt brauchte man ſich nicht zu fürchten, wenn man in Gegenden reiſte, welche zu beſuchen früher der Gipfel der Thorheit geweſen wäre.

Ich kann nicht umhin, hier einige Stimmen der Auſtraliſchen Preſſe wiederzugeben, da ſie einen wirklich billigen und unparteiiſchen Bericht bieten. Ich entnehme das Folgende dem „Weekly Advocate“ vom 12. Oktober 1878:

In Erfüllung unſres vor 14 Tagen gegebenen Verſprechens bringen wir einige der Betrachtungen, welche die Zeitungen über die neulichen traurigen Nachrichten von Herrn Brown angeſtellt haben.

Wir beginnen mit dem einflußreichſten Blatte dieſer Kolonie. Man muß feſthalten, daß der fragliche Artikel vor der Veröffentlichung des ganzen ausführlichen Briefes des Herrn Brown erſchien. Hinſichtlich des bekannten Blutbades ſagt alſo der „Sydney Morning Herald“, daß der bahnbrechenden Arbeit der Miſſionäre ein ſo großer Teil an der Civiliſation Polyneſiens bereits verdankt wird und noch fernerhin zu verdanken ſein wird, daß es tief zu bedauern iſt, wenn thatkräftige Miſſionäre, die noch viel hätten ſchaffen können, der unverminderten Barbarei der Eingeborenen zum Opfer gefallen ſind.

Nach einer kurzen ehrenvollen Würdigung der Erfolge der Wesleyaniſchen Sendboten auf anderen Inſelgruppen bemerkt der „Herald“:

„Stets ſind die Bergſtämme trotziger als die an der Küſte, uncivilisierter und ſchwieriger zu unterwerfen. Sogar auf den Viti-Inſeln, welche ſo lange ein Feld der Miſſionsthätigkeit geweſen ſind, wurden die Stämme des Hügellandes erſt dann in Zucht genommen, als die britiſche Regierungsgewalt aufgerichtet war, und eine entſprechende bewaffnete Macht zur Verfügung ſtand. Miſſionäre ſollten ſich daher ſolchen Gegenden nur mit größter Vorſicht nahen, oder ſie müſſen ſich der Gefahr, die ſie laufen, vollkommen bewußt ſein, und Klugheit, durch Erfahrung gereift, ſollte immer die Anſtrengungen der Thatkraft und chriſtlichen Ergebung regeln. Nach der kurzen Erzählung, die uns geworden iſt, iſt es zweifelhaft, ob nicht der Verſuch, in das Innere einzudringen, verfrüht war. Es war wohl kaum genug geſchehen', um Civiliſation und Chriſtentum an der Küſte einzubürgern, als daß ein weiteres Vordringen klug geweſen wäre. In künftigen Tagen wird das höher gelegene Innere vorzugsweiſe der Wohnſitz europäiſcher Glaubensboten und Anſiedler ſein, weil das Klima geſünder iſt; daher iſt die Gewinnung dieſer Gegenden für die Civiliſation von hoher Wichtigkeit. Aber die ſittliche Unterwerfung der Bergſtämme wird viel Zeit und Geduld beanſpruchen.“

Die Entgegnung auf dieſe Bemerkungen iſt erſtens, daß das von den ermordeten Miſſionären beſuchte Innere kein Hügelland iſt, ſondern eine Art Hochebene, bloß hie und da mit Wald bewachſen, ſo daß „Bergſtämme“ in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes in dieſem Teile der Inſel nicht leben; und zweitens, daß das Blutbad von einem Küſtenhäuptling ausging, welcher möglicherweiſe ſeinen teufliſchen Plan zu irgend einer andern Zeit ausgeführt haben würde, wenn kein Zug ins Innere ihm die Gelegenheit, deren er ſich thatſächlich bediente, geboten hätte.

Der „Herald“ ſagt ferner: „Aber wie ſehr auch die Ermordung der Miſſionäre zu bedauern iſt, ſo iſt doch die vom Rev. Brown entworfene und durchgeführte Vergeltung noch mehr zu bedauern. Der Bericht und die Aufklärungen dieſes Ehrenmannes liegen noch nicht vor; ſeine früheren Verdienſte und ſeine Hingebung an die Sache der Miſſion fordern aber für ihn durchaus unparteiiſche Beurteilung.

Und doch fürchten wir, er hat, indem er den Angriff als die beſte Art der Selbſtverteidigung anſah, als Miſſionär ein arges Verſehen begangen. Solche Handlungsweiſe mag von ſeiten einer weltlichen Regierung ganz am Platze ſein, obgleich ſie auch dann mit Zurückhaltung und Langmut gegenüber gänzlich unciviliſierten Völkern in Anwendung kommen ſollte. Chriſtliche Glaubensboten jedoch untergraben ihre eigene Stellung, wenn ſie das Schwert führen. Jeder Miſſionär, welcher unbetretene Pfade wandelt, ſchlägt dabei ſein Leben in die Schanze, im völligen Bewußtſein der Gefahr, welche er läuft, und bereit, nötigen Falles einer der Zeugen zu ſein, deren Blut der Same der Kirche iſt. Von Laien wird weder erwartet noch verlangt, daß ſie ſich der Selbſtverteidigung enthalten, und wir dürfen nicht klagen, wenn ſie im Zuſtande der Notwehr unglücklicher Weiſe einem Wilden das Leben nehmen, welcher infolge eines Mißverſtändniſſes hinſichtlich ihres Kommens das ihre bedroht.“

Die hier ausgeſprochenen Anſichten werden zweifellos in weiten Kreiſen ſowohl innerhalb als außerhalb der Wesleyaniſchen Glaubensrichtung geteilt; aber der Herausgeber des vorliegenden Blattes kann — was ihn perſönlich angeht — ſchlechterdings nicht einſehen, warum es für einen gewöhnlichen Chriſten recht ſein ſoll, in der Notwehr einem Wilden das Leben zu nehmen, für einen Miſſionär aber nicht. Und es darf auch keinen Augenblick vergeſſen werden, daß Herr Brown hauptſächlich beabſichtigte, das Leben ſeiner übrigen Miſſionäre und ihrer Familien, vor allem aber die Witwen und Waiſen derer, die auf der Hochebene fielen, zu ſchützen. Man mag ſich ſelbſt opfern; aber welches Recht hat ein Mann, gleichviel ob Miſſionär oder nicht, durch Nichtverteidigung eine Anzahl hilfloſer Frauen und Kinder den Keulen und Bratöfen eines Schwarmes wilder Kannibalen preiszugeben?

Wir haben vernommen, daß Tarlily, nachdem er den eingeborenen Miſſionär Sailaſa aufgegeſſen hatte, die älteſte Tochter des Unglücklichen zu einem ſchlimmeren Loſe, als das ihres Vaters war, aufſparen wollte. Durfte Herr Brown ſich damit zufrieden geben, müßiger Zuſchauer heidniſcher Luſt und heidniſchen Blutvergießens zu ſein?

Die Beſprechung des „Town and Country Journal“ iſt, wie die des oben angeführten Blattes, hochherzig in Hinſicht der Miſſionsarbeit im allgemeinen und der Thätigkeit des Herrn Brown im beſonderen. Das Blatt ſagt:

„Die Depeſchen des Rev. Brown über die neuliche Blutthat und über den Vergeltungskrieg zeichnen ſich durch einnehmende Offenheit aus. Er hat gehandelt, wie es ihm unter den gegebenen Umſtänden am beſten ſchien, und er verteidigt ſeinen Standpunkt mannhaft, wohl wiſſend, daß viele Anſtoß an demſelben nehmen werden. Bei aller Anerkennung ſeiner Offenheit und ſeines perſönlichen Mutes müſſen wir gegen ſeine Auffaſſung der Miſſionärpflichten ehrerbietigen Einſpruch erheben, und wir freuen uns, daß die Wesleyaniſche

Hauptmiſſion einen Tadel ausgeſprochen hat, aber in den gelindeſten Ausdrücken, in denen ein ſolcher gegeben werden kann. Bei andern polyneſiſchen Miſſionen hat die Regel gegolten, daß, wenn die Gefahr einer Ermordung ſo groß wurde, daß man es keinem Miſſionär zumuten konnte, ſich ihr auszuſetzen, die Glaubensboten ſich nach einem Platze entfernten, wo ſie einen Wechſel der Dinge und die höheren Eingebungen abwarten konnten, welche ſolche Unternehmungen ins Leben rufen. War aber gänzliche Entfernung nicht ausführbar, ſo vereinten ſich die Miſſionäre und chriſtliche Eingeborene und hielten ſich im Verteidigungszuſtande. In Herrn Brown's Erzählung entdecken wir nichts, was das Aufgeben dieſer faſt geheiligten Überlieferungen rechtfertigte, und wir hoffen aufrichtig, daß keine anderen Miſſionäre oder eingeborenen Lehrer ſeinem Beiſpiele folgen werden; denn wir blicken auf die in der Südſee zerſtreuten Männer des Friedens als auf Bahnbrecher des Handels, der Civiliſation, des Chriſtentums, deren Einfluß ein ganz anderer werden dürfte, wenn man denken muß, daß ſie ſich gereizt in kriegeriſche Führer verwandeln können."

Aber das Blatt irrt ſich nach unſrer Anſicht in der Auslegung der Worte der Miſſionsbehörde — Herr Brown iſt nicht getadelt worden. Im übrigen beweiſt der Brief des Generalſekretärs in unſrer letzten Nummer, wie unausführbar der Gedanke eines Rückzuges der Miſſion war.

Das „Echo" nennt den Ausſpruch des Miſſionskollegiums „vorſichtig, thatſächlich eine Art offenen Wahrſpruches. Es ſpricht von dem Charakter der Eingeborenen Neubritanniens als von einer Miſchung kindiſcher Einfalt und teufliſcher Wildheit und bemerkt, man könne ſich über die Anſtrengungen, ein ſo unſagbar vertiertes Volk zu höherer Geſittung zu bringen, nur wundern. Herrn Brown's Verteidigung muß ſich auf die Überzeugung ſtützen, daß die Miſſionäre und Händler in unmittelbarer Gefahr ſchwebten, und wird olgendermaßen hingeſtellt: „Wenn die übrigen Lehrer ſamt ihren Fa-

milien, wenn Herrn Brown's eigene Familie, wenn ebenſo die weißen Händler auf den Inſeln in Gefahr waren, die Opfer einer Bande von Wilden zu werden, welche, lüſtern durch das gelungene kannibaliſche Feſt, nach einem noch köſtlicheren verlangten; wenn dies alſo ſo war: welcher Engländer, welcher Auſtralier wollte dann einen Mann und Miſſionär wegen Verteidigung der bedrohten Leben tadeln? Die Mordanſchläge gegen die Witwen und Waiſen der Erſchlagenen und gegen die andern Lehrer und ihre Familien; die nachgewieſene Überzeugung der Händler, daß ſie in großer Gefahr ſchwebten; die allgemeine Unverſchämtheit und Aufregung der bisher freundlichen Heiden; der Raub einer Lehrersfrau durch einen Häuptling, und die Botſchaft an Herrn Brown, „die Aaronswurzel, mit der er ſelbſt verzehrt werden ſolle, ſei ſchon gekocht" — all das war genug, um einem Europäer, auch wenn er ein guter Chriſt war, den Gedanken nahe zu legen, daß die Zeit für Schießpulver gekommen ſei, ebenſo wie die für Gebet." Aber das „Echo" ſagt weiter: „Wir müſſen hinzufügen, daß Vergeltung nicht zu den Pflichten eines Miſſionärs gehört, und daß Anwendung von Gewalt nur inſoweit gerechtfertigt war, als ſie zur unmittelbaren Selbſtverteidigung und perſönlichen Sicherheit unumgänglich nötig war, und ſogar dann iſt es noch die Frage, ob die nötige Sicherheit nicht lieber durch Vermeidung eines Zuſammenſtoßes als durch Angriff hätte geſucht werden ſollen. Es iſt nicht in der Ordnung, daß ein Mann oder eine Vereinigung von Männern die Amtsgewalt des Statthalters Ihrer Majeſtät annehme. Sir Arthur Gordon iſt der Statthalter, aber jetzt auf Urlaub in England. Oberrichter Gorrie von den Viti-Inſeln iſt ſein Stellvertreter, und man darf annehmen, daß ſofortige Unterſuchung eingeleitet werde."

Der „Auſtralian Witneß", Organ der Presbyterialkirche in Neuſüdwales, äußert ſich über den Zug gegen die Eingeborenen folgendermaßen: „Solches Vorgehen iſt oft das Mittel geweſen, um die wilden Bergſtämme auf Südſeeinſeln zu bändigen. Aber viele werden

die Thätigkeit Herrn Brown's als Miſſionär bei dieſem Blutbade in Frage ziehen. Ein Statthalter, der Gouverneur der Viti-Inſeln, iſt vorhanden, um in ſolchen Fällen einzuſchreiten. Und ſogar der Kommodore hat deſſen Amtsbefugnis zu achten. Hätte Herr Brown auf das Einſchreiten des Statthalters oder ſeines Stellvertreters warten können, ſo würde er ohne Zweifel mit Freuden ſeinen Ruf als Miſſionär gegen die Gefahr, welcher er nun ausgeſetzt iſt, bewahrt haben. Aber wie konnte er zögern? Die Gefahr duldete nicht den geringſten Aufſchub, während andrerſeits die Kunde davon eben erſt nach den Viti-Inſeln gelangt iſt." Weiter heißt es: „Das Evangelium hat die Wilden der Viti-Inſeln bekehrt, und einige der Bekehrten ſind Lehrer und Miſſionäre erſten Ranges auf andern Inſeln geworden. Lediglich dieſer Einfluß kann die andern wilden Völker Polyneſiens zur Civiliſation bringen; das Chriſtentum iſt in jedem Falle die bildende Macht in der Südſee geweſen. Es iſt ganz und gar unwahrſcheinlich, daß wegen dieſes Unglückes die Miſſion aufgegeben werden ſollte. Das Blut der Märtyrer wird in Neubritannien, wie ehemals in Altbritannien und andern Ländern, zum Samenkorne der Kirche werden."

Der „Queensland Evangelical Standard" giebt einen Auszug der in unſerem Blatte erſchienenen Erzählung, läßt ſich aber auf keine beſtimmte Beurteilung des Falles ein. Er ſagt: „Bei Freund und Feind werden die Meinungen, ob die Handlungsweiſe der Rächer (?) angemeſſen war, geteilt ſein. Fernerſtehende, welche nie mit verräteriſchen Wilden verkehrt haben, können nur eine ſchwache Vorſtellung von der großen Gefahr haben, in welcher ſich die Fremden befanden."

Das „Southern Croß", eine keiner Sekte angehörige proteſtantiſche Zeitung in Melbourne, ſagt: „Es iſt tief zu bedauern, daß Blut gefloſſen iſt, und wir ſind nicht überraſcht, daß über den von dem Rev. Brown eingeſchlagenen Weg große Meinungsverſchiedenheit obwaltet. Die Angelegenheit ſieht unangenehm aus; aber es

iſt ſicher, daß uns noch nicht alle Thatſachen vorliegen. Ausführlichere Nachrichten können ein ganz anderes Bild liefern, und es iſt beſſer, inzwiſchen unſer Urteil auszuſetzen. Die Erfahrung hat uns gelehrt, die erſte Kunde angeblicher Gewaltanwendungen von ſeiten chriſtlicher Miſſionäre nur mit Vorſicht aufzunehmen."

Der „Spectator" (Melbourne) ſagt: „Während wir beklagen müſſen, daß es zur Beſchützung der Weißen und der eingeborenen Lehrer für nötig befunden wurde, über grauſame und verräteriſche Kannibalen ſchwere Züchtigung zu verhängen, ſo kann doch niemand außer Herrn Brown und den andern Leitern des Zuges imſtande ſein, über die Lage der Dinge richtig zu urteilen, und die Thatſache, daß ein tapferer, aber dabei menſchenfreundlicher und guter Mann ſich für berechtigt hielt, gegen die Mörder zu den Waffen zu greifen, iſt wenigſtens fürs erſte der Beweis, daß er nach beſtem Ermeſſen handelte."

X. Y. Z., ein ſtändiger Mitarbeiter des „Spectator", von anerkannter Freimütigkeit, ſchreibt: „Herrn Brown's Stellung zu ſeinen Lehrern war eigentümlich. Er hatte ſie in Gefahr gebracht; infolge ſeines Rufes hatten ſie ihre Heimat verlaſſen und waren über unbekannte Meere hergekommen zum Tode. Und als die Männer gefallen waren: durfte ihr Oberhaupt, ruhig zuſehend, ihre Weiber, ihre Kinder den Keulen der Wilden preisgeben? Betrachte man den Fall in einem uns vertrauteren Lichte! Angenommen, der Miſſionsſekretär in Sydney entdeckte eines ſchönen Tages einen nach dem Blute ſeiner Kinder lechzenden Mörder in ſeinem Hauſe. Sicherlich würde er, unbeſchadet der wichtigſten chriſtlichen Glaubenslehren, den Schandbuben niederſchlagen und, wenn es kein milderes Mittel gäbe, die ihm anvertrauten Leben zu ſichern, ihm den Schädel zerſchmettern. Das wäre zweifellos eine traurige und entſetzliche Notwendigkeit; und anſcheinend iſt es keine weniger dringende und traurige Notwendigkeit geweſen, welche Herrn Brown zum Handeln beſtimmte. Wenn alle Umſtände bekannt ſind, kann man vielleicht von

dieſer Auffaſſung der Dinge abweichen, aber es iſt ungerecht und unedel, ihn vor dem Bekanntwerden aller Thatſachen zu verurteilen."

Wir nehmen Kenntnis von einem andern Preßurteile — dem des „Melbourne Age". Von irgend einem unbedeutenden Druckerzeugniſſe in den Kolonien könnte leichtfertige, handgreiflich ungerechte Beſprechung der Angelegenheit erwartet werden. Es giebt Zeitungen ohne den leiſeſten Anflug von ſittlichem Gehalte, Schandflecke der Tagespreſſe, Unglauben und Unſittlichkeit befördernd. Wenn ſolche Herrn Brown angriffen, ſo würde es den, welcher ein ſelbſtaufopferndes Leben zu würdigen imſtande iſt, ſchmerzen, könnte aber ſchwerlich Überraſchung hervorrufen. Das „Age" aber erfreut ſich einer weiten Verbreitung und gilt für das Organ der in Victoria herrſchenden politiſchen Partei. Es iſt daher höchſt erſtaunlich, in ſeinen Spalten an zweiter Stelle einen Leitartikel zu finden, welcher an Leichtfertigkeit und abſichtlicher Verdrehung von Thatſachen ſchwerlich übertroffen werden kann. Dieſe koſtbare Herzenserleichterung ſchließt wie folgt: „Wenn Wesleyaniſches Chriſtentum in Neubritannien Fuß faßt, ſo wird es durch die von Mohammed eingeführten Mittel geſchehen: das Schwert in der einen Hand, das Buch in der andern — Taufe oder Tod die einzige dem Volke übrig bleibende Wahl." Der Rev. John Watsford erwiderte dem „Age" ſo männlich, wie es von ihm zu erwarten war; in dem betreffenden Briefe ſagt er: „Ich beklage mich nicht, daß Sie Herrn Brown's Verhalten verdammen, aber ich lege aufs ernſtlichſte Verwahrung gegen die Art ein, wie Sie das gethan haben. Für die Mörder finden Sie eine Entſchuldigung, ein Bedauern, aber für die Miſſionäre nicht. Gewiß verlangen der Charakter Herrn Brown's, ſein edles Werk, ſein eigentümliches Unternehmen und ſeine gefährliche Lage einige Beachtung und ſollten die, welche ihn tadeln, beſtimmen, dies ſo zart und nachſichtig zu thun, wie es die Umſtände erfordern."

Nach Aufzählung der Dienſte Herrn Brown's in Sachen der Menſchlichkeit und nach Würdigung der Schwierigkeiten, in welche

derſelbe auf Neubritannien verſetzt wurde, ſchließt Herr Watsford folgendermaßen: „Das „Age“ hätte wohl einige Rückſicht auf das durch dieſe ſchmerzlichen Ereigniſſe ſo hart betroffene Kollegium nehmen können. Daß dies nicht der Fall geweſen iſt, hat uns nicht überraſcht; denn die Wesleyaniſche Kirche hat gelernt, von gewiſſen Kreiſen für das Gute, welches ſie leiſtet, nur wenig Anerkennung, und für ihre etwaigen Irrungen keine Verzeihung zu erwarten.“

Wir möchten nur noch hinzufügen, daß die ausführliche öffentliche Beſprechung, welche der Nachricht aus Matupi folgte, unfehlbar eine Wirkung haben muß: ſie wird bei den Miſſionären den Eindruck hinterlaſſen — wenn derſelbe überhaupt nötig ſein ſollte — daß man nur mit größtem Widerſtreben zur Gewalt ſeine Zuflucht nehmen darf, und nur im Falle unzweideutigſter und äußerſter Gefahr.

Siebentes Kapitel.

Waffen und andre Geräte der Neubritannier. — Wundärztliche Werkzeuge. — Aderlaß. — Wind- und Regenmacher. — Kunſtgriffe der Ärzte. — Religiöſe Vorſtellungen. — Geiſter von Verſtorbenen. — Heilung eines Eingeborenen durch Zauberei. — Zuſtrömen von Kranken. — Nahrung. — Kochen. — Fiſchen. — Häuſer. — Der Tabubaum.

Ich werde nun verſuchen, einige der Waffen und anderen Geräte der Neubritannier in Kininigunun und an der Blanchebai zu beſchreiben.

Am wichtigſten ſind die Beile, deren Köpfe ehedem nur aus Stein waren; aber ſeit die weißen Händler in dieſen Teil der Inſel gekommen ſind, nimmt man gern Eiſen dafür. Die Steinköpfe wurden zwiſchen zwei Holzſtücke eingekeilt, ähnlich wie auf Neuguinea, aber nicht ſo vollendet geſchickt; auch war der Griff länger und plumper. Die eiſernen Beile aber befeſtigt man an lange, reich verzierte Griffe; Eiſen und Holz werden gut mit Kokosnußöl eingeſchmiert; dicht am Eiſen zeigen Einſchnitte die Zahl der Opfer, welche durch die Hand des Beſitzers gefallen ſind.

Das Nächſtwichtige ſind die Keulen. Es giebt deren mehrere Arten; die gewöhnlichſten beſtehen aus Holz und gleichen in der Form einem etwas verlängerten Poliziſtenſtocke. Andre haben einen ſonderbaren kegelförmigen Kopf und ſind mit verſchiedenen Farben — rot, weiß, blau — bemalt; am Griffe ſind Perlenſchnüre be-

feſtigt. Die Steinkeule iſt die furchtbarſte Waffe der Art, welche ich je geſehen habe; ſie beſteht aus einem großen runden Steine mit einem Loche in der Mitte, in welchem der lange Holzgriff ſteckt.

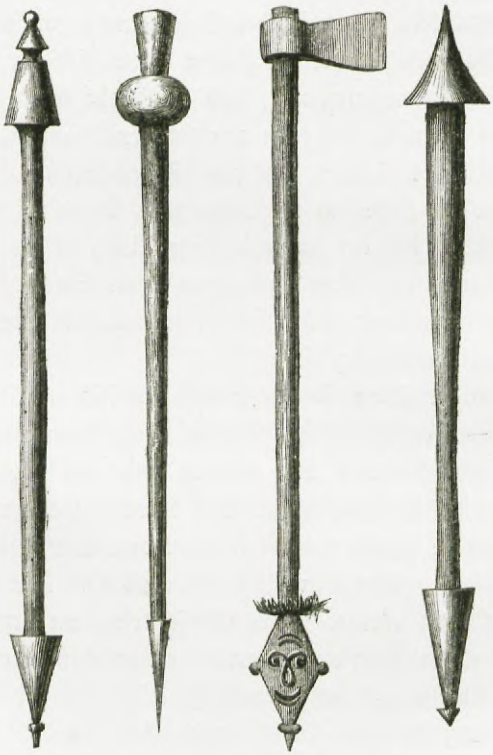
Eigentümlich iſt die Art ihrer Herſtellung. Zuerſt macht man in einem langſamen Feuer von Kokosnußſchalen, welche eine ungeheure Hitze entwickeln, ein paſſendes Stück Granit rotglühend. Mit geſpaltenem Bambus, welcher als Zange dient, wird der Stein dann aus dem Feuer herausgenommen, und nun läßt man tropfenweiſe Waſſer darauf fallen, ſo daß jeder Tropfen genau auf dieſelbe Stelle fällt. Der Teil des Steines, den das Waſſer berührt, beginnt loszuſpringen, bis die Hitze ſich verflogen hat. Dann wird das Verfahren wiederholt, bis ein unregelmäßiges Loch in der Mitte des Steines entſtanden iſt. Nun ſteckt man einen Stock hindurch und trägt den Stein zu einen Granitfelſen, in welchem eine Vertiefung wie ein kleines Waſchbecken iſt.

Jetzt wird der Stein ſo lange auf den Felſen geſchlagen, bis alle Unebenheiten entfernt ſind und eine ſchöne Rundung erzielt iſt. Dann drückt man ihn mit dem unteren Ende des Stockes feſt in die Vertiefung des Felſens, belaſtet das obere mit anderen Steinen und quirlt nun ſo ſchnell als möglich mit dem Stocke, bis die eine Seite des Steines vollkommen glatt und rund iſt. Mit der andern Seite verfährt man ebenſo. Zum Griffe wird ein etwa 1—2 m langes Stück zähen Holzes genommen, an welchem der Stein mit Gummi vom Brotfruchtbaum ſo befeſtigt wird, daß der Griff ungefähr 10 cm lang über den Stein hervorſteht.

Eine Keule, welche ich kaufte, hatte einen flachen kreisrunden Stein, wunderſchön bearbeitet, ſo groß wie ein gewöhnlicher Porzellanteller und mit ſcharfer Kante. Nur gewiſſe Eingeborene können dieſe Steinkeulen verfertigen und erhalten hohe Preiſe für dieſelben.

Die Schleuder iſt auch eine Waffe, welche dieſe Eingeborenen mit großer Genauigkeit und Kraft gebrauchen. Sie beſteht aus zwei je etwa 0,75 m langen Bindfäden, von denen der eine, damit er

nicht durch die Finger ſchlüpfen kann, einen Perlmutterknopf am Ende hat, während der andre nach dem Ende zu dünner wird. Dieſe beiden Fäden ſind durch ein flaches Stück Rinde, gewöhnlich von Kokospalme, welches zur Aufnahme des Steines beſtimmt iſt, mit

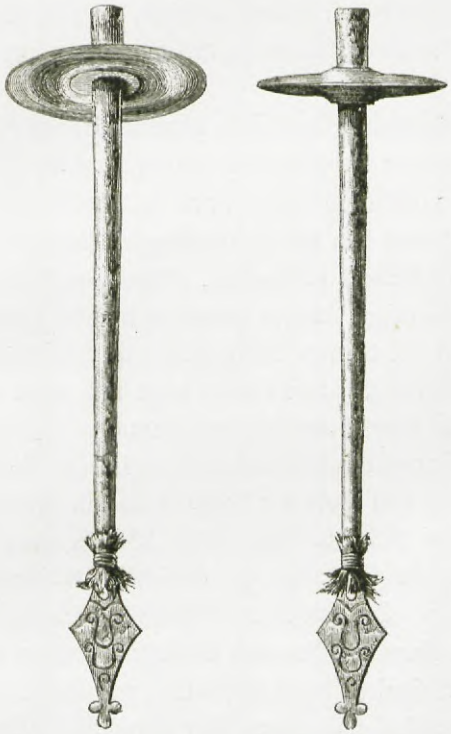


Steinkeulen und Art, Neubritannien. (S. 141).

einander verbunden. Zum Schleudern nimmt man die beiden Enden der Fäden in die rechte Hand, den Knopf zwiſchen den Mittel- und vierten Finger und ſchwingt nun mit gebogenem Arme den auf dem Rindenſtücke liegenden Stein um den Kopf. Wenn genügender Schwung vorhanden iſt, wird das dünne Ende losgelaſſen, und der

Stein fliegt natürlich fort, während der Faden gleichzeitig knallt wie eine Peitſche.

Ich habe einen Eingeborenen mit der Schleuder einen Vogel von einem etwa 90 m weit entfernten Baume herunterholen ſehen;



Steinkeule, Blanchebai, Neubritannien. (S. 141).

ſie ſchleudern ſelten mehr als 2—3 m an ihrem Ziele vorbei.

Die Speere ſind verſchiedener Art; die am gewöhnlichſten gebrauchten werden aus der harten äußeren Rinde der Kokospalme verfertigt; ſie ſind ganz einfach und roh; nur wird ihre Spitze ein wenig im Feuer gehärtet. Andre macht man aus ſehr zähem Tan-

holze; noch andre von dem einheimiſchen unechten Ebenholze; ſie ſind im allgemeinen kunſtlos.

Die im Handgemenge gebrauchten Speere haben am ſtumpfen Ende meiſt ein Schienbein oder einen Armknochen. Dieſe Knochen ſind die irgend eines im Kampfe getöteten Feindes; man legt ihnen abergläubiſchen Wert bei, indem es heißt, daß die Wurfſtärke des Mannes, dem ſie einſt gehörten, zu derjenigen des Speerwerfers hinzukommt.

Die bei feſtlichen Gelegenheiten benutzten Speere ſind mit einem großen kegelförmigen Federſchmucke geziert, welcher ſehr kunſtreich hergeſtellt und gewöhnlich blau, grün und weiß gefärbt iſt. Die Federn gewinnt man von den buntgefiederten Papageien, welche auf dieſen Inſeln maſſenhaft vorkommen. Ihre Tanzkeulen ſind ebenſo geſchmückt. Bei einigen Tänzen haben ſie in jeder Hand ein „Marlargen;“ dies iſt ein dünnes Stück Holz mit eingeſchnittenen Menſchen- oder Tiergeſtalten; da es ganz leicht und dünn iſt, biegt und beugt es ſich bei jeder Bewegung des Tänzers.

Die Eingeborenen haben auch die ſonderbare Vorſtellung, daß der Schädel nach dem Tode der Platz iſt, wohin der Geiſt des Verſtorbenen bei der Rückkehr von ſeinen Wanderungen ſich begiebt. Aus dieſem Grunde gebrauchen ſie die Schädel verſtorbener Freunde bei ihren Tänzen. Sie ſchneiden nämlich die Schädel halb durch, entfernen alle kleinen Knochen oder Weichteile von der Geſichtshälfte und geben der Außenſeite durch Auffüllung mit Gummi, Kalk u. ſ. w. möglichſte Ähnlichkeit mit einem Menſchenantlitz. Quer über die Rückſeite des Unterkiefers befeſtigen ſie ein Stück Holz, welches die tragende Perſon in den Mund nimmt. Solche Masken gebraucht man bei dem früher beſchriebenen „Toberrantanze“.

Die wundärztlichen Werkzeuge der Eingeborenen ſind ein Stück Obſidian, ein Haifiſchzahn und, wenn zu beſchaffen, ein Stück von einer Glasflaſche.

Im Falle eines Bein- oder Armbruches wird das Fleiſch bis

Speer, Neuirland.

Speer mit Menſchenknochen, Neubritannien und Neuirland.

Speer mit Kaſuarkralle, Spacious Bai, Neubritannien.
(S. 143 und 144.)

auf den Knochen aufgeſchnitten, das zerbrochene Stück wird in ſeine richtige Lage gezogen, ein Stück Bambus unmittelbar auf den Knochen gelegt, und die Wunde dann verbunden. Wenn der Knochen ſich geſetzt hat, kommt der Bambus durch die Öffnung des Schnittes heraus, und die Wunde läßt man nun heilen. Ich habe Männer, welche ſich dieſer Behandlung unterzogen hatten, mit Leichtigkeit gehen ſehen. Ich habe auch einen Mann geſehen, welcher falſche Zähne aus Perlmutter hatte. Um dergleichen einzuſetzen, ſchneidet man das Zahnfleiſch bis zum Knochen auf, führt ein Stück Perlmutter von der erforderlichen Größe in die Öffnung ein, ſo, daß es auf dem Knochen feſtſitzt und läßt nun das durch ein Stück Bambus zuſammengedrückte Zahnfleiſch wieder zuſammenheilen. Um die Heilung nicht zu ſtören, nimmt der Betreffende in der Zwiſchenzeit nur weiche Nahrung zu ſich. Bei jedwedem örtlichen Leiden läßt man an der ſchmerzenden Stelle zur Ader. Hat jemand Kopfſchmerzen, ſo binden ſie ihm über der Stirne ein Band ſtraff um den Kopf und machen dann tiefe Einſchnitte in die Haut, bis reichlich Blut fließt. Wenn genug gefloſſen iſt, hemmen ſie die Blutung mit gebranntem Kalke. Es iſt ein gewöhnliches Ding, jemanden mit ſolchen Aderlaßmalen auf Geſicht, Bruſt, Armen, Beinen und Bauch zu ſehen.

Die Wundärzte ſind auch Zauberer und Wind- und Regenmacher. Sie behaupten, jede Krankheit heilen und jede Perſon, gleichviel wie weit entfernt, krank machen zu können. Ebenſo, daß ſie Wind und Regen in ihrer Gewalt haben. Ich war einſt Zeuge einer ſehr ſonderbaren Heilung durch einen dieſer Windmacher oder Ärzte; der Vorgang zeigt, wie viel Betrügerei mit ihrem Thun vermengt iſt, und eine wie große Hilfe in einer Krankheit der Glaube iſt. Ich brauchte einen Mann, welcher mit mir in einem Kahne nach einem ziemlich entfernten Platze fahren ſollte. Als ich zu dem Hauſe des Betreffenden kam, ſagte mir ſeine Frau, er ſei krank und könne nicht mit. „Oh“, ſagte ich, „ich will ihm ein ſchönes, großes Geſchenk geben, wenn er mitfährt, und außerdem etwas für das Leihen des

Kahnes.“ „Gut“, erwiderte ſie, „willſt Du den Arzt für ihn bezahlen? Dann kann er vielleicht mit.“ Ich ſagte zu, und der Arzt wurde geholt. Der Kranke kam nun aus ſeinem Hauſe heraus und ſah wirklich recht krank aus. Ich fühlte ihm an den Puls, beſah mir die Zunge, und es ſchien mir, als leide er an einer Art Fieber. Als der Arzt kam, fragte er zuerſt den Kranken, was er fühle; der Mann ſagte es ihm, und nun ſprach der Arzt: „Oh, Du haſt zwei Würmer im Magen; ich kann ſie ſehen, werde ſie wegnehmen, und Du wirſt ganz geſund ſein.“ Nun mußte der Mann ſich aufrecht hinſtellen, mit den Händen über dem Kopfe, der Arzt wedelte mit Ingwerzweigen um ihn herum und ließ dabei eine Art von Geſang hören. Hierauf nahm er etwas gebrannten Kalk in die hohle Hand und blies ihn dreimal gegen des Mannes Magengegend; dann kratzte er mit einem Finger den Nabel desſelben, indem er ſeinen Mund allmählich der Magengegend des Kranken näherte und den Atem einzog. Die Frau gab ihm ſodann eine halbe Kokosnuß voll Waſſer, welche er in die linke Hand nahm, ſeinen Mund nahe an den Nabel des Mannes hielt, dann plötzlich zurückfuhr und ſich heftig über der Kokusſchale zu würgen begann. Sofort fiel ihm ein großer Wurm aus dem Munde. Dann wiederholte ſich der ganze Vorgang, und der Arzt ſagte dem Kranken, er ſei nun geſund. Der Mann ruderte mich wirklich bis zu meinem Ziele und wieder zurück — eine Entfernung von etwa 48 km. Ich ſah mir die Würmer an; ſie glichen keinen, die ich je geſehen hatte, und hätten ihrer Erſcheinung nach wohl aus einem Menſchenkörper ſtammen können.

Einem der eingeborenen Knaben, welche mich zum Hauſe des Kranken begleitet hatten, machte ich begreiflich, daß ich den Arzt für einen Betrüger hielt; der Junge drehte ſich nach mir um und rief: „Was, nennſt du das Betrug?“ Gewiß war das Kunſtſtückchen ſehr geſchickt ausgeführt und hatte den gewünſchten Erfolg.

Will ein Häuptling eine Handelsreiſe mit ſeinen Kähnen machen, ſo befragt er im allgemeinen erſt einen dieſer Windmacher und be-

zahlt ihn, damit er gutes Wetter beſorge. Natürlich gehört es zum Geſchäfte dieſer Leute, mit dem Wechſel der Witterung durchaus vertraut zu ſein, und wenn ſie ſehen, daß dieſelbe wahrſcheinlich ungünſtig werden dürfte, ſchützen ſie alle Arten von Entſchuldigungsgründen vor. Manchmal ſagen ſie, ein anderer Häuptling reiſe in entgegengeſetzter Richtung, und ſie könnten, ſo lange er unterwegs ſei, den Wind nicht drehen. Dies iſt nur eine der vielen Entſchuldigungen, mit denen ſie ihre betrogenen Kunden hinhalten.

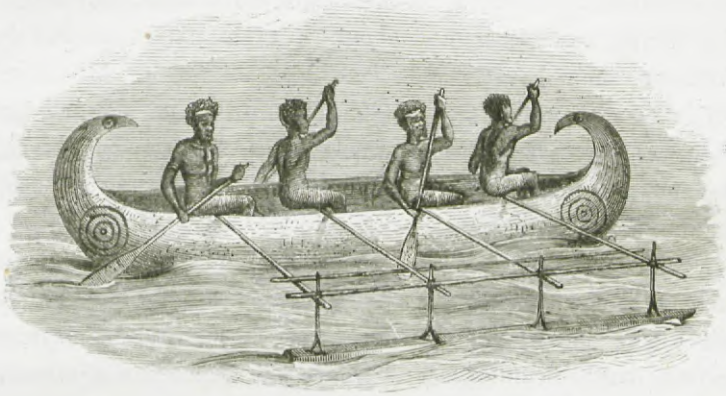
Wenn ſie jedoch ſehen, daß ſie auf ſchönes Wetter rechnen dürfen, ſchließen ſie mit dem reiſeluſtigen Häuptlinge einen möglichſt vorteilhaften Handel ab; ſollte nun während der Reiſe ſchlechtes Wetter eintreten, ſo ſchieben ſie es ſelbſtverſtändlich auf ungenügende Bezahlung. Es ſind ſehr verſtändige, kluge Leute, dieſe Windmacher, und müſſen es ſein: ſonſt würden ſie ſchnell ihre Kundſchaft verlieren und ganz wahrſcheinlich einen Speer durch den Leib bekommen.

Wenn ſie angeblich den Wind aus der gewünſchten Richtung wehen machen, nehmen ſie gebrannten Kalk in die Hände und werfen ihn, dabei fortwährend ſingend, in die Luft. Dann wedeln ſie mit Reiſern von Ingwer und andern Pflanzen, werfen ſie in die Höhe und fangen ſie wieder auf. Zuletzt zünden ſie mit dieſen Reiſern auf der Stelle, wo der Kalk am dichteſten heruntergefallen iſt, ein Feuer an und umwandeln dasſelbe, indem ſie wiederholt leiſe ein paar Töne ſingen. Dann nehmen ſie die Aſche, werfen ſie aufs Waſſer, und die Geſchichte iſt vorüber.

Dem zufälligen Zuſchauer würde es vorkommen, als ob man einen Gott günſtig zu ſtimmen verſuchte oder eine Art von Gottesdienſt verrichte. In Wirklichkeit iſt dies aber nicht ſo, ſondern die ſchlauen Schurken wiſſen recht gut, wie leicht äußere feierliche Handlungen einen Eindruck bei ihren Landsleuten hinterlaſſen, und wenn nun letztere all dies ſehen, und der Erfolg ihren Wünſchen entſpricht, ſo glauben die einfachen Leute, daß der Windmacher eine übernatür-

liche Gewalt beſitzt, oder auf jeden Fall eine der ihrigen überlegene. Dies wünſcht der Arzt zu erzielen, um ſeinen Ruf zu ſichern, und daher kann von dieſen Ärzten nichts gethan werden ohne viel Äußerlichkeiten.

Von der Religion dieſer Eingeborenen läßt ſich ſchwer etwas Sicheres ſagen, da beim erſten Blicke kein beſtimmtes Geſetz, keine Ordnung oder auch nur dem ähnliche Vorſtellungen vorhanden zu ſein ſcheinen. Thatſache iſt, daß ſie keine Kenntnis von irgend einem



Neubritanniſcher Kahn, Gazellenhalbinſel.

Gotte haben — d. h. von einem, welchem Anbetung zu zollen iſt. Sie glauben allerdings an ein höheres Weſen, welches urſprünglich das Land, auf dem ſie leben, ſchuf; aber ſie ſprechen von ihm ſtets als von einem Weſen, das in längſt vergangenen Zeiten lebte, jetzt aber nicht mehr vorhanden iſt. Einige habe ich ſagen hören, es ſei ein ungeheures Schwein geweſen, welches die Erde aufgewühlt und Berge und Thäler geſchaffen habe.

Bezüglich der Geiſter verſtorbener Freunde oder Feinde ſind die Eingeborenen ſehr abergläubiſch; ſie ſchreiben ihnen bald einen ſchlechten, bald einen guten Einfluß zu, jenachdem der Fall iſt. Ge-

ſprächsweiſe erzählte mir eines Tages ein Greis, die Sterne ſeien Lampen, welche bei den Geiſtern der Verſtorbenen hingen, damit die Nachkommenden erleuchteten Weg hätten; aber über den Ort, wo ſich die Geiſter aufhielten, ſagte er nichts, und durch eingehendere Fragen erkannte ich, daß er hierüber keine Vorſtellungen hatte. Er wußte nur, daß die Geiſter übers Waſſer zum aufſteigenden Monde gingen und mit ihm zur Sternenwelt gelangten, von wo ſie ebenſo zurückkehrten, um die Erde zu beſuchen. Ich verſuchte, ihn durch die Frage, warum der Mond manchmal groß und manchmal klein ſei, zu verwirren; er erwiderte, wenn er klein ſei, ſo wünſchten nicht ſo viele Geiſter zu wandern; die meiſten Leute ſtürben allemal bei Vollmond, und das ſei auch ſtets die Zeit, in der die meiſten Geiſter die Erde zu beſuchen verlangten. Ueber eine Mondfinſternis geraten ſie in ſchreckliches Entſetzen; dieſe Erſcheinung geht weit über ihre Begriffe, und ſie haben keine andere Erklärung dafür als die unbeſtimmte Vorſtellung, daß die Geiſter zornig ſind.

Einſt hatte ich einen Eingeborenen an Bord, welcher plötzlich vom Fieber ergriffen wurde; er freilich behauptete, irgend einer ſeiner Feinde habe ihn behext. Dies war, wie er mir auseinanderſetzte, geſchehen durch Bezauberung einiger Bananenſchalen, aus denen er die Frucht genoſſen hatte, und Verbrennung derſelben. Dies iſt der Grund, warum dieſe Eingeborenen ſtets ſorgſam die Überbleibſel ihrer Nahrung verbergen oder verbrennen; denn mittelſt ſolcher Reſte iſt es, wie ſie ſagen, möglich, einen Feind krank zu machen oder gar zu töten. Bei dem erwähnten Manne entſchloß ich mich, ſelbſt etwas Zauberei zu verſuchen, da dies die beſte und einzige Art und Weiſe iſt, mit ſolchen Leuten, wenn ſie derartige Einbildungen im Kopfe haben, zu verkommen. Ich einigte mich alſo mit ihm, ſein Übel zu vertreiben, da weiße Männer viel mehr wirkliche Zauberei verſtänden, als ſeine Landsleute. Ich wies ihn an, ſich an den Fockmaſt zu ſtellen und einen Penny, den ich ihm in die Hand gab, zu betrachten — natürlich nur, damit ich Zeit gewann. Nun ging ich hinunter

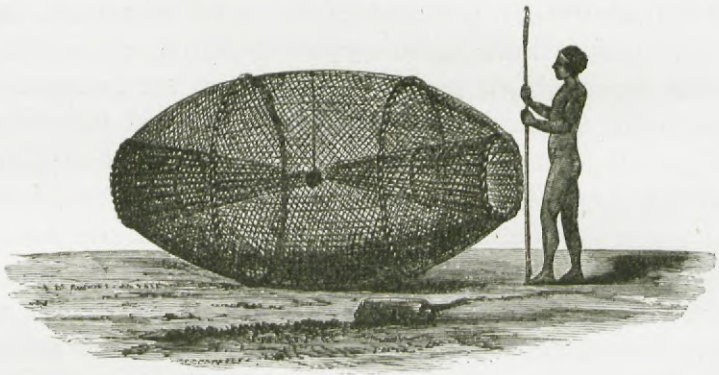
in die Kajüte und befeſtigte einen langen Faden an dem Abzug einer großen Spieldoſe, die ich hatte. Dann miſchte ich eine ſtarke Gabe Chinin mit Branntwein und that einen Löffel voll Schwefel in eine Glasröhre.

Arzenei, Schwefel und Spieldoſe nahm ich mit mir aufs Deck; die Doſe verbarg ich auf der einen Seite des Deckfenſters. Jetzt rief ich den Mann auf das Hinterteil des Schiffes, befahl ihm den Mund zu öffnen und die Augen zu ſchließen (wie man es mit Kindern macht) und blies ihm den Schwefel in die Kehle. Das brachte ihn faſt zum Erſticken, aber etwas Starkes mußte ich anwenden, oder er hätte nicht an meine Zauberei geglaubt. Ich ging ein paar Mal um ihn herum und gab ihm nun das Chinin mit dem Branntweine. Dann befahl ich ihm, ſich aufs Deck niederzulegen, und ſagte, wenn er einen „Toberran" ſingen hörte, wäre er vollkommen geheilt. Ohne mich von meinem Platze zu bewegen, zog ich den Faden an und ſofort begann die Spieldoſe zu ſpielen. Der Eingeborene war äußerſt aufgeregt, und als nun vollends die Muſik anfing, ſchrie und kreiſchte er vor Unruhe, ja, er wollte weglaufen. Das gab ich aber nicht zu, ſondern nötigte ihn, ſich auf eine Matte niederzulegen. Bald äußerte der Branntwein ſeine Wirkung: er ſchlief ein, um ganz und gar hergeſtellt zu erwachen. Aber der Erfolg davon war ziemlich mißlich; denn der Geheilte verkündete mein Lob ſo ſehr unter den anderen Eingeborenen, daß ich mich von Kranken überlaufen ſah und weitere ärztliche Hilfe verſagen mußte.

In Bezug auf das Eſſen gelten ſehr verſchiedene Geſetze. In Kininigunun iſt Schweine- und Schildkrötenfleiſch für die Weiber „tabu", in Karavia für die Männer jede andere Speiſe als Menſchenfleiſch, Geflügel, Fiſche. Dies iſt auch in Nodup der Fall, oder war es, ehe der Kannibalismus dem Vermuten nach aufhörte.

Hundefleiſch eſſen die Eingeborenen ſehr gern; aber nur ſelten wird ein ſolches Tier verſpeiſt, in der Regel nur beim Tode eines Häuptlings, wenn deſſen Nachfolger ein Feſt giebt.

Auch junge Alligatoren betrachtet man als Leckerbiſſen; Kaſuare, Känguruhs, Großfußhühner werden gegeſſen; Vogeleier ſind ſehr zahlreich, in manchen Gegenden auch die der Großfußhühner — letztere ſind ſehr nahrhaft. Die Kaſuareier werden in der Regel ausgeblaſen, ehe man ſie genießt, da die Schale als Schmuckgegenſtand ſehr geſchätzt iſt. Schildkröteneier verzehrt man ſowohl roh als gekocht in großer Menge. Ferner giebt es eine Art Spinnen, welche als hochfeine Speiſe gelten. Man entfernt die Beine, bringt



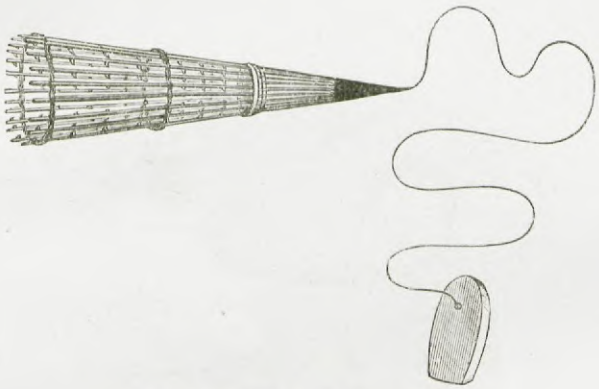
„Wuhp" oder Fiſchkorb, Neubritannien (S. 157).

die Körper in einer halben Kokosnußſchale übers Feuer und ißt ſie, wenn ſie ganz durchhitzt ſind.

Zur Speiſe dienen ferner: Fliegende Eichhörnchen, Flederhunde und Fledermäuſe. Yams, Aaronswurzel und Bataten bilden das gewöhnliche Gemüſe; aber man kocht auch die Blätter der Aaronswurzel und der Batate. Bananen ißt man ſelten in reifem Zuſtande; gewöhnlich pflückt man ſie ganz grün und kocht ſie; es wird behauptet, ſie ſeien ſo geſünder als reif gegeſſen; auch iſt die gewöhnliche Brotfrucht und die Jaka-Frucht eine ſehr gebräuchliche Speiſe.

Um zu kochen, gräbt man ein Loch in den Boden und zündet ein Feuer darin an, in welches man eine Anzahl harter Steine wirft

und ſie rotglühend werden läßt. Soll nun ein Schwein gebraten werden, ſo ſteckt man mit Bambuszangen einige dieſer Steine inwendig in das tote Tier, nachdem dasſelbe über Grasfeuer abgeſengt und gereinigt worden iſt; dann wird es in Bananenblätter eingeſchlagen, in die Grube gelegt und mit den übrigen Steinen zugedeckt. Darauf wird das Ganze mit Bananenblättern belegt und mit Erde zugeſchüttet. Nach etwa 2 Stunden nimmt man das Schwein heraus

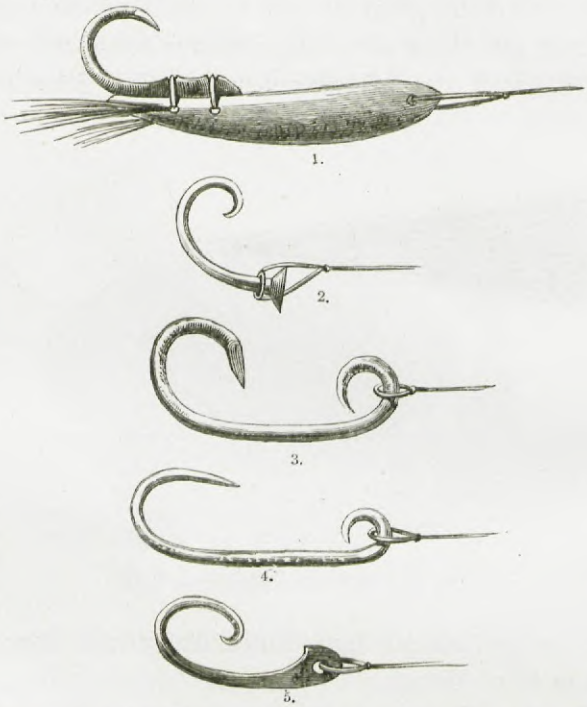


Fiſchfalle aus Stachelpalme, Neubritannien (S. 157).

und ſchneidet die Haut mit einer ſcharfen Muſchel oder einem Stücke Obſidian in kleine Vierecke.

Jede andere Speiſe wird ähnlich behandelt, da ſie keine Kochgefäße haben. Man bereitet eine Art Kuchen von Mehl aus dem Kerne der Tan-Frucht und auch von geſtoßenen „Tumups“ oder wilden Mandeln. Man räuchert Schweinefleiſch und einige Fiſcharten, um ſie aufzubewahren. Salz kommt nie zu ihren Speiſen, noch ſcheinen ſie eine Vorſtellung von ſeiner Notwendigkeit zu haben — ausgenommen als Arzenei. Als ſolche ſteht es bei den Binnen- oder Buſchſtämmen hoch im Preiſe; dieſe kaufen Salzwaſſer in Kokosnußſchalen und Bambusflaſchen von den Küſtenbewohnern.

Man ißt alle Arten von Schaltieren und die meiſten der Seefiſche und Aale; einige Arten aber gelten als ſehr giftig und ſind es auch unzweifelhaft; denn ich habe einige meiner Leute nach dem



1. Perlmuſchelköder mit Schildkrothaken. 2. Haken aus einem eiſernen Nagel. 3. und 4. Schildkrothaken. 5. Haken aus Venusmuſchelſchale. (S. 158.)

Genuſſe eines von einem Eingeborenen als giftig bezeichneten Fiſches ſehr krank gehabt.

Tintenfiſch eſſen die Eingeborenen ſehr gern; vor dem Kochen wird er mit einem ſchweren Steine tüchtig gepocht. Man kocht ihn unter Zuſatz von Kokosnußmilch, die ihm einen köſtlichen Duft verleiht

Neubritannisches Dorf, Gazellenhalbinsel (S. 158).

Auf dieſen Inſeln kommt eine kleine Biene vor, deren Honig ganz ähnlich ſchmeckt wie Himbeereſſig und als großer Leckerbiſſen gilt.

Die Speiſen der Eingeborenen ſind im ganzen ſehr gut, und ich muß geſtehen, daß ich die meiſten ihrer Gerichte gern gegeſſen habe. Gute Aaronswurzel iſt das beſte Gemüſe, das mir je vorgekommen iſt.

Zum Fiſchen benutzt man ſchön gearbeitete Fiſchfallen, ſowie Angel und Netz. Dieſe Fallen ſind mit einem Seile aus gedrehtem Rohre an einem Steine feſtgebunden. Man fiſcht mit ihnen zuweilen in beträchtlichen, bis zu 180 m betragenden Tiefen. Die Falle beſteht aus geflochtenem Rohre, iſt ſehr hübſch gearbeitet und gleicht im Muſter etwa dem Sitze eines Rohrſtuhles. Sie iſt ein längliches Faß, an beiden Enden offen, und von der Öffnung nach innen zu ſind dünne, ſpitzige Rohrſtäbchen angebracht, ſo, daß ihre Spitzen ſich gegenſeitig nähern, aber einen Raum laſſen, durch welchen der Fiſch hinein ſchwimmen kann. Am Herausſchwimmen hindern ihn die Stäbchen.

Eine andere Falle wird aus Stachelpalmzweigen hergeſtellt. Sie werden alle an einem Ende zuſammengebunden und mit Baſt in die Geſtalt eines hohlen Kegels gebracht; die Stacheln ſind innen alle nach ſeiner Spitze zu gerichtet; in dieſer bringt man eine Lockſpeiſe an. Ein Stück leichtes Holz iſt mit einem langen Faden an der Falle befeſtigt. Mit dieſer Falle taucht der Eingeborene unter und bringt ſie an der Ecke eines Riffes an; auf den Bindfaden nahe an der Falle wird ein Stein gelegt, ſo daß das Holz an der Oberfläche des Waſſers ſchwimmen kann. Wenn ein Fiſch den Köder ſieht, fährt er in den Kegel hinein und kommt ſo ohne Schwierigkeit in die Falle; will er hinterrücks wieder heraus, ſo fängt er ſich ſelbſt in den Stacheln und zerrt durch ſeine wilden Bemühungen, ſich zu befreien, den Bindfaden unter dem Steine hervor. Sieht nun der Eingeborene das Holz ſich bewegen, ſo ſpringt er in das Waſſer und zieht die Falle ans Land.

Angelhaken fertigt man von Schildkrot, bewegliche Köder von Perlmuſchel; letztere haben Fiſchgeſtalt und einen Schildkrothaken am Ende. Auch wird ein Speer mit 5 Spitzen gebraucht; eine Spitze befindet ſich in der Mitte, die 4 anderen um ſie herum.

Es giebt eine Schlingpflanze, welche zerquetſcht und ins Waſſer geworfen wird; die Fiſche freſſen ſie und werden anſcheinend betrunken: ſie kommen in die Höhe, ſind ganz hilflos, und in ſolchem Zuſtande eine leichte Beute der Menſchen.

Die Häuſer dieſer Eingeborenen, in der Regel unbedeutend, ſind oft nur kleine Bambushütten, mit Gras oder Zuckerrohrblättern gedeckt. In jedem Dorfe werden zwei große Häuſer gebaut, eines für die Männer, das andre für die Frauen. Kein Mann darf in das Frauenhaus, keine Frau in das Männerhaus; letzteres dient gewöhnlich als Rathaus. An beiden Seiten der Häuſer entlang erſtrecken ſich Bambusprit ſchen, die als Sitze und Betten dienen.

Die Häuſer werden im allgemeinen in der Form einer Ellipſe gebaut; das untere Ende des Daches iſt weniger als 1 m vom Erdboden entfernt, aber die Wände ſind ca. 1,8 m hoch, und die Höhe des Daches beträgt etwa 5,5 m. Das Innere iſt ſorgſam mit dem Rauche von Kokosnußſchalen geſchwärzt, welcher eine glasartige Oberfläche bekommt und ſich nicht abreiben läßt; auch bewahrt er, wie die Eingeborenen mir verſicherten, das Holzwerk vor Fäulnis und Würmern. Außen herum ſtehen gewöhnlich buntfarbige Pflanzen, und der Erdboden wird ſchön rein erhalten; das Ganze umſchließt eine Bambushecke.

Gegenüber dem Hauſe des Häuptlings befindet ſich in der Regel der „Tabubaum“, über und über mit den Unterkiefern von Schweinen behängt. An dieſem Baume werden die unglücklichen Schlachtopfer getötet, und ihre Körper zum Verkaufe ausgeſtellt. Meiſtens iſt der Baum ſowohl mit roten und weißen Strichen als auch mit Darſtellungen von Geſichtern bemalt.

Achtes Kapitel.

Unerforſchter Teil Neubritanniens. — Argliſt Tarlilys. — Junior-Miſſion-Houſe-Point. — Scheingefecht von Knaben. — Sandkuchen. — Marktweiber. — Kinderſpiele. — Zuckerrohrbau. — Port Webber. — Tättowieren eines Kriegers. — Armringe. — Gaſtfreundſchaft und Anerbieten eines Cambira-Häuptlings. — Seine Tabuhütte. — Rathaus. — Sein Beſuch. — Ein Schuß. — Die Spieldoſe. — Das faule Ei. — Eingeborene der Materbert-Inſel. — Wie man Feuer und Waſſer trägt. — Begräbnis. — Furchtſamkeit der Eingeborenen von Matukanaputa. — Tanz. — Verſchiedenheit der Karten. — Atmoſphäriſche Erſcheinungen. — Prächtiges Bild. — Krokodile als Fliegenfänger. — Rover und die Krokodile. — Sem-ſi-gorro. — Unſere Tiere. — Taubenfangen. — Jagd auf Frauen.

Das bisher Erzählte bezieht ſich nur auf den Oſten und einen Teil des Nordens von Neubritannien — von Return-Point bis zu Kabakadaie — und auf die Inſel Duke-of-York. Ich bitte nun den Leſer, mich in den weſtlichen und bisher unerforſchten Teil Neubritanniens, zwiſchen Kap Lambert, einer nördlichen, und Kap Glouceſter, der weſtlichſten Spitze dieſer Inſeln, zu begleiten. Vom Kap Stephens nach Weſten hin an der Küſte der Diſtrikte Goonan und Ruterwul, welche an der Tarlily-Bai endigen, befinden ſich Haine von Kokospalmen, vermiſcht mit andern Fruchtbäumen, wie z. B. Brotfruchtbäumen, Bananen, Tumups; weiter im Innern erheben ſich die Gipfel der zierlichen Betelnußpalmen über den grünen Wald, und im Hintergrunde ſteigen vulkaniſche Auswurfsmaſſen, wahrſcheinlich viele tauſend Jahre alt, empor, bewachſen mit Gras, welches

von weitem weich und ſammetartig ausſieht, in Wirklichkeit aber höher als ein Mann und ſehr oft rauh und dornig iſt.

Seltſamer Weiſe kennt man in Ruterwul den Duck-Duck nicht, obgleich er unter den benachbarten Stämmen überall in Anſehen und Thätigkeit iſt. Ich habe nie einen Grund für dieſe gewiß ſehr merkwürdige Thatſache gefunden.

Tarlily-Bai iſt von verhältnismäßig niedrigem Lande umgeben; ausgedehnte Bananenpflanzungen grünen bis nahe an den Strand herunter. Etwa 3—4 km landeinwärts ſteigen beträchtlich hohe Hügel empor. Die Bai iſt nach dem Häuptlinge benannt, welcher die ſchon erzählten ernſten Streitigkeiten hervorrief.

Dieſer Mann war ſicherlich der argliſtigſte Häuptling, dem ich auf der Inſel begegnet bin, und zugleich einer der furchtloſeſten. Er war, ſo lange mein kleines Fahrzeug in der Bai ankerte, beſtändig an Bord, augenſcheinlich ganz davon überzeugt, daß ich mich nie eines gemeinen Vorteils über ihn bedienen würde, obſchon ich in dem vergangenen Kampfe gegen ihn ſehr thätig geweſen war und ihn jeden Augenblick hätte gefangen nehmen können; ja, ſchließlich verſprach er, mit mir zu Herrn Brown nach Duke-of-York zu fahren, wenn ich mich für ſeine Sicherheit verbürgte. Leider hatte ich nie Gelegenheit, dieſe Fahrt zu unternehmen. Er iſt klein und mit der Buckwar-Krankheit behaftet und überhaupt ſehr häßlich, aber ſeine Augen ſind lebendig, durchdringend und ſehr verſtändig. Trotzdem er ein argliſtiger, grauſamer Kannibale iſt, ſo glaube ich doch, daß er es nur iſt, weil er es nicht beſſer weiß, oder — was vielleicht richtiger — infolge der Macht der Gewohnheit.

Junior-Miſſion-Houſe-Point iſt der nördlichſte Punkt von Kabakadaie; ſeit kurzem iſt hier das Wohnhaus des zweiten weißen Miſſionärs errichtet worden. Es iſt ein ziemlich heißer Ort für ihn: auf der einen Seite hat er Tarlily und auf der andern einen Häuptling Namens Bu-lilli, der alles andre iſt, nur kein wahrer Miſſionsfreund. Nach der Tarlily-Bai zu fällt das Kap in einer jähen, etwa

12 m hohen Klippe ab; an der Nordweſtſeite iſt es weniger ſchroff; landeinwärts ſind mäßig ſteile Hügel. Ungefähr 400 m von der faſt geradlinig in weſtſüdweſtlicher Richtung nach Shoal-Point laufenden Küſte von Kabakadaie dehnt ſich ein beträchtliches Franſenriff aus; zwiſchen ihm und der Küſte kann ein Boot fahren. Auf der hohen See vor dem Riffe iſt guter Ankergrund; die Tiefe des Waſſers ſchwankt zwiſchen 11 und 36 m.

Es iſt ein liebliches Stück Erde, dieſe Küſte von Kabakadaie, mit ihren vielen Palmenhainen und größeren oder kleineren Dörfern, während nach dem Innern zu hohe, hie und da mit vielfarbigen Büſchen und Bäumen belebte Hügel dem Auge ſich darbieten; am Strande liegen viele Kähne und mächtige Längen von „Cudda“ oder Rohrſeilen ſamt den „Wuhp“ oder Fiſchfallen, welche durch ſie in tiefem Waſſer feſtgehalten werden ſollen.

An vielen Orten erblickt man den eigentümlichen, phantaſtiſch bemalten Zaun, welcher den Tabuplatz des Duck-Duck kennzeichnet; innerhalb der Einzäunung ſieht man das unvermeidliche Haus dieſes Herrn, in welchem er dem allgemeinen Glauben nach wohnt. Zu Zeiten kann man hier fremdartige Geſtalten auf dem Strande hintanzen ſehen und das ſonderbare Geſchrei ausſtoßen hören, welches ſeine Annäherung verkündet.

Anderswo iſt auf einem offenen Platze eine Menge von Knaben in einem Scheingefechte begriffen. Sie teilen ſich in zwei Hälften, und jeder ſammelt möglichſt viel grüne Früchte eines an der Küſte häufigen Baumes; auch hat ſich ſchon jeder mit langen grünen Rohrſtengeln verſehen, welche auf ſumpfigem Boden wachſen. Wenn genügender Schießbedarf vorhanden iſt, beginnt der Krieg; die grünen Samen dienen als Schleudergeſchoſſe, die Rohrſtengel als Speere, und die kleinen Krieger gebrauchen beide Waffen mit großer Genauigkeit. Oft verſieht ein Greis die Stelle eines Lehrers und Schiedsrichters. Solche Kriegsſpiele ſetzt man mit lebhafter Teilnahme ſtundenlang fort, und dadurch gewöhnen ſich die kleinen Burſchen

an den Gebrauch ihrer landesüblichen Waffen; einige erlangen in Anwendung der einen oder der andern Waffe, wohl auch in beiden, große Geſchicklichkeit. Sich fangen zu laſſen, iſt eine große Schmach; daher üben ſie ſich ebenſowohl im Rennen als im Schleudern und Speerwerfen. Ich habe mit den Schleuderfrüchten recht derbe Treffer austeilen ſehen; aber da die andern darüber nur tüchtig lachten, ſo vermute ich, daß man ſich aus ſolchen Kleinigkeiten nicht viel macht.

Weiterhin ſieht man vielleicht einen Haufen von Kindern beiderlei Geſchlechts, welche beſchäftigt ſind, mit den Händen kleine längliche Sandkuchen zu machen und ſie in die Luft zu werfen, daß ſie ins Waſſer fallen. Es kommt darauf an, daß möglichſt viele unzerbrochen das Waſſer berühren; und je höher ſie geworfen werden, deſto beſſer. Wenn ſie ganz ins Waſſer fallen, ſo hört man dies an dem Tone, welcher dabei entſteht. Für jeden Kuchen, der nicht in der Luft zerbricht, macht der Werfer mit dem Fuße einen Strich in den Sand; mißglückt aber ein Wurf, ſo muß er die Striche tilgen und von neuem anfangen. Oft habe ich erwachſene Männer und Frauen dieſes Spiel ſpielen ſehen, habe es auch ſelbſt verſucht; der Erfolg iſt aber nicht leicht. Die Eingeborenen lieben es ſehr und ſpielen es wohl einen ganzen Tag.

Zuweilen kann man auch eine lange Reihe von Frauen ſehen, welche mit ihren ſchweren Bürden zum Markte ziehen, einige mit Körben voll Yams, andere mit Aaronswurzel, Kokosnüſſen u. ſ. w. Die Tragbänder gehen über den Rücken und quer über den Vorderkopf hinweg. Oben auf den Körben liegt in einem maſchigen Beutel wohl auch der jüngſte Sproß der Familie, entweder ganz behaglich ſchlafend oder in ernſthafteſter Weiſe die friſche Luft atmend. Hie und da rennen und ſpielen Männer und Knaben im Waſſer. Ich habe kleine Kinder, welche kaum laufen konnten, wie Fiſche ſchwimmen ſehen, ſobald ihre Füßchen den Grund verloren; ſie ſcheinen eine angeborene Neigung dazu zu haben, wie Waſſerhunde. An ſchönen Tagen laſſen die Knaben ihre Spielzeugkähne fahren; manche haben

ſchöne kleine Kahnmodelle, andere ſind eben ſo vergnügt mit einer halben Kokosnußſchale, in welcher ſie einen aufrecht ſtehenden Stock mit einem Blatte daran, welches das Segel vorſtellt, befeſtigen; letzteres iſt etwas ſonderbar, da weder die Neubritannier noch die Neuirländer eigentliche Segel haben, ſondern nur eben eine Matte an einer Stange, um ſich vom Winde treiben zu laſſen. Vielleicht kommt den Jungen der Gedanke von den Fahrzeugen, welche ſie vorüberfahren ſehen.

Alles in allem gewährt dies ein ſehr belebtes Bild und wenn man dem fröhlichen Treiben an der Küſte zuſieht und das herzliche Lachen vom Strande herübertönen hört, ſo kann man ſich ſchwer die Thatſache vorſtellen, daß vielleicht ſchon morgen einige der Leute einen armen Teufel, der in ihre Hände gefallen iſt, martern und eſſen werden. Ein ſolcher Gedanke zu ſolch einer Zeit anſcheinender Glückſeligkeit und Unſchuld iſt recht ſtörend und unliebſam — aber es iſt nur zu wahr, daß hier, wo die Natur ihre größte Kunſt angewendet zu haben ſcheint, um die Erde zu verſchönen; hier, wo ihre verſchwenderiſche Hand nichts geſpart hat, um dieſe Inſeln als ihre erleſenſten Lieblinge zu kennzeichnen —, daß hier ihr vollkommenſtes Werk, der Menſch, das einzige ſchlechte, verworfene Geſchöpf iſt.

Auf unſerem Wege nach Port Webber kamen wir am Midway-Riffe vorüber; es liegt faſt in der Mitte zwiſchen Shoal-Point und der Man-Inſel; bei niedrigem Waſſer iſt es ſichtbar. Sodann kommt die Luin-Bai, ein hübſcher kleiner Ankerplatz für kleine Schiffe während des Südoſtmonſuns. Von der Bai öffnet ſich landeinwärts ein Thal, gebildet von den Kabakadaie- und Luin-Hügeln; es iſt hübſches, offenes Land, wohl geeignet für Zuckerrohrbau, ſollte ich meinen — wenn es nur in dieſem Teile der Erde Mühlen zum Ausquetſchen des geernteten Rohres gäbe. Aber ehe derartiger Landbau hier getrieben wird, werden wohl noch viele Jahre vergehen.

Nun folgt Kap Luin; von ihm an begleitet die Küſte etwa

1600 m weit ein ſehr bedeutendes Riff. Luin ſelbſt iſt hoch und dünnbewaldet. Jenſeit des Riffes zeigen ſich einige Fiſcherdörfer auf der Küſte.

Zwiſchen dieſem Riffe und dem Eilande Urara liegt die Einfahrt in Port Webber. Wir fahren um die äußerſte Ecke des Riffs und ſteuern an der Küſte hin; das Riff wird kleiner und kleiner, verliert ſich endlich ganz am Strande, und nun ſehen wir den mächtigen Berg Beautemps-Beaupré, welcher dem Schiffer eine gute Landmarke abgiebt: denn wenn man gerade auf ihn zu fährt, findet man guten Ankergrund, vollkommen ungefährdet durch die Franſenriffe der Cambira-Küſte. Der Ankerplatz, nach welchem wir ſteuern, ſtellt ſich als der einzige für Fahrzeuge einiger Größe heraus; er iſt gegen den Südoſtmonſun geſchützt; aber der Nordweſtmonſun bläſt gerade hinein; allerdings geht innerhalb des Hafens infolge der zahlreichen Riffe am Eingange desſelben die See nur ſelten hoch.

Der Webber-Hafen iſt eine ungefähr 9,6 km lange Einbuchtung und während des Südoſtmonſuns faſt ſo glatt und ruhig wie ein Binnenſee. Die Oſtküſte desſelben gehört, wie ſchon geſagt, zum Luin-, ſeine Südküſte zum Cambiradiſtrikte. Letzterer iſt recht bevölkert, und ſehr viele Dörfer lugen aus der dichten Bewaldung der Küſte heraus; die meiſten Bewohner finden ſich jedoch auf den hohen graſigen Hügeln etwa 3,5 km von der Küſte entfernt, über welche ſich der Beautemps-Beaupré bis zur Höhe von etwa 550 m erhebt. Mehrere kleine Flüſſe hüpfen unter dem Walde hervor und bahnen ſich durch den Sand ihren Weg in die See. Hier landete ich, und da ich etwas ins Innere eindringen wollte, nahm ich den alten Häuptling des Diſtrikts zum Führer (ſein ſehr langer Name iſt mir entfallen). Wir wanderten dann, etwa 10 Perſonen ſtark, durch den Buſch, die Eingeborenen zuerſt. An der Küſte zieht ſich eine kleine Strecke lang niedriges Gebüſch hin; dann hebt ſich das Land zu einer Grasebene; das Gras war an manchen Stellen ſehr hoch, reichlich 0,6 m höher als wir; die Pfade waren ganz reingehalten, aber

nur etwa 0,6 m breit. Wie leicht wäre es für die Eingeborenen geweſen, in ſo hohem Graſe einen Hinterhalt zu legen, wenn ſie Verrath beabſichtigt hätten! Hier könnte man mit einem Speere durchbohrt werden, ohne daß man auch nur im geringſten den Ort, wo der Feind ſteht, zu ſehen vermöchte.

Fleckweiſe war das Gras wegen Yampflanzungen niedergebrannt. Alle meine Führer waren bewaffnet; einige mit dem gewöhnlichen Holzſpeere, wenige andere mit Handbeilen; einer hatte eine Art Schwert aus Kokos- oder Betelpalmſplint mit eingekerbten Zähnen wie eine Säge; ſie ſchlagen damit etwaige Zweige und Grashalme, die den Pfad ſperren, zurück; ein Mann hatte eine Keule, geformt wie etwa ein Spaten ohne Griff. Solcher Keulen ſah ich ſpäter viele; das Ende des Griffes iſt gewöhnlich mit Flechtwerk umwunden, manchmal mit verſchiedenen Farben bemalt, aber meiſt mit „Kerbung“ (Kalk) geweißt; das breite Ende iſt vertieft, mit einer halbmondförmigen Verzierung auf jeder Seite. Auch eine oder zwei Steinkeulen waren vorhanden. Der Häuptling trug einen Kamm mit langem Griffe im Haar — eine Sitte, die faſt allen Stämmen im Norden der Inſel gemeinſam iſt.

Einer der Männer war kürzlich zum Krieger gemacht worden und hatte daher Tättowierungen (?) auf Bruſt und Unterleib; ſeine Haut zeigte in Schneckenwindungen leichte Einſchnitte um die Bruſtwarzen und auf dem Unterleibe. In dieſe Schnitte hatte man, um das Bluten zu verhindern, Kalk eingerieben; ſonſt war die Vorderſeite ſeines Körpers mit roten, blauen und weißen Muſtern ſchön geziert. Der arme Kerl mußte infolge der vielen Schnitte große Schmerzen haben; denn nach jedem Niederſitzen koſtete es ihm viele Mühe, ſeinen ſteifen und wunden Körper ohne Stöhnen wieder zu erheben. Die andern aber lachten ihn aus und betrachteten das als einen Hauptſpaß; ohne Zweifel kannten ſie es aus eigener Erfahrung.

Als Armbänder trugen dieſe Eingeborenen ſchöne ſchwarz und

gelb gefärbte Grasgeflechte, kunſtreich mit eingeflochtenen Quermuſtern geziert. Dieſe Bänder werden, ſo viel ich weiß, von den Frauen verfertigt; doch habe ich nie eine Frau ſie flechten ſehen; man trägt ſie am Oberarm unmittelbar über dem Biceps. Warum ſie ſo eng ſind, kann ich nicht ſagen; es iſt aber wohl ſo Sitte.

Die Mundart dieſes Volkes iſt bis auf eine geringe Abweichung in der Ausſprache derjenigen, welche die Eingeborenen der Blanchebai ſprechen, ſehr ähnlich.

In kurzem gelangten wir auf anſteigendes Land und befanden uns nach etwa 5 km auf dem Gipfel eines der graſigen Hügel, welche wir von Port Webber aus über den Bäumen geſehen hatten. Hier war das Gras entfernt; Kokospalmen umſtanden in großen Gruppen einen offenen Platz mit mehreren Häuſern, in deren Mitte ein beſonders großes ſich erhob; dieſes war das Rat- und Empfangshaus des Häuptlings; vor ihm befand ſich ein großes „Garamut“ (eine Holztrommel), welche bei Krieg oder irgend welchen Verſammlungen geſchlagen wird. Bei unſrer Ankunft rief der Häuptling einige Weiber an; ſofort entſtand ein großer Aufruhr, und die Frauen liefen nach allen Seiten hin fort. Des Häuptlings erſte Frau brachte nun einige Matten heraus und legte ſie vor dem großen Hauſe in einem Halbkreiſe hin; dann lief ſie in ein andres Haus, und als wir uns geſetzt hatten — ich und der Häuptling in der Mitte —, kehrte ſie mit Betelnuß, Pfefferblättern und einem kleinen Beutel aus getrockneten Bananenblättern, welcher gebrannten Kalk enthielt, zurück; ſie reichte uns allen Betelnüſſe und dem Häuptlinge den Kalkbeutel; dieſen überreichte der Häuptling höflich mir; als er aber ſah, daß ich einige Schwierigkeit hatte, die Schale der Betelnuß zu entfernen, nahm er ſie mir weg, ſteckte ſie in ſeinen Mund, biß ſie auf und bot mir den Kern an. Natürlich mußte ich darüber ſehr erfreut ſcheinen und, ſo gut es mir möglich war, die Nuß kauen. Bald nachher kamen die anderen Frauen zurück und brachten alte und junge Kokosnüſſe, an deren Genuſſe ich mich recht gern beteiligte.

Wir ſaßen lange im Geſpräche da. Er fragte mich viel über mein Vaterland und ſchlug mir vor, ich möchte in ſeinem Diſtrikte mich häuslich niederlaſſen; er wollte ſeinerſeits mir ein Haus bauen und zwei Weiber kaufen, welche die Wirtſchaft beſorgen ſollten; dafür ſollte ich mit ihm gegen ſeine Feinde kämpfen. Ich ſchlug ihm das nicht rundweg ab, ſondern dankte ihm für ſein freundliches Anerbieten, gab aber vor, ich könne jetzt mein Fahrzeug nicht im Stiche laſſen, da ich noch viele Leute beſuchen müßte. Er ſetzte mir die Vorzüge Cambiras vor jedem andern Lande der ihm bekannten Welt — dieſe ging für ihn nicht weiter als höchſtens etwa 80 km von Cambira weg — auseinander und ſchien nicht ſehr darüber erbaut, daß ich ſein verführeriſches Angebot nicht mit beiden Händen ergriff. Indeſſen verſicherte ich ihm, daß ich nach meiner Rückkehr ins Vaterland meinen Landsleuten Cambira in günſtigſtem Lichte ſchildern wollte; es ſei nicht zu zweifeln, daß alsdann einige zu ihm kommen würden. Dies beruhigte ihn einigermaßen, und er beſchenkte mich nun mit einem Schweine. Ich verſprach ihm ein Beil und einige andre Geſchenke, wenn er mich an Bord beſuchen würde. Letzteres ſagte er zu.

Er war hierauf ſehr gütig und freundlich gegen mich und zeigte mir ſchließlich ſogar ſeinen ſehr beträchtlichen Tabuſchatz. Sein Tabu lag in einer kleinen Hütte, in welcher einige ſeiner Frauen ſchliefen, und war ſchön zuſammengerollt in Körben aus geſpaltenem und geflochtenem Rohre, der Form nach ungefähr einem mit Flechtwerke bedeckten Schwimmringe ähnlich. Jede Rolle enthielt etwa 200 Faden Muſchelgeld, und meiner Schätzung nach lagen wenigſtens 4 Dutzend Rollen auf den Matten in der Hütte. Im Falle eines Angriffs tragen die Weiber das Geld fort und verſtecken oder vergraben es an einem vorher beſtimmten Platze. Zunächſt betraten wir nun die große Hütte oder das Rathaus.

Allerdings habe ich keinen ſicheren Grund, die Hütte ein „Rathaus“ zu nennen; wahrſcheinlicher Weiſe würde ſogar eine etwaige

Beratung unter freiem Himmel ſtattfinden. Aber welchem anderen Zwecke hätte es dienen können? Es hätte vielleicht das Schlafhaus der jungen Männer ſein können, wie man deren in andern Gegenden Neubritanniens findet. Aber ich habe keine jungen Männer erblickt außer denen, welche mit uns kamen, und dieſe wohnten gar nicht hier; alle übrigen Häuſer aber gehörten entweder den Frauen des Königs, ſeinem Fleiſcher oder Sprecher und deren Weibern. Aber es mag ein Haus für die Beſucher des Häuptlings geweſen ſein. Natürlich war es inwendig mit dem Rauche von Kokosnußſchalen geſchwärzt, wie alle Hütten der Eingeborenen, und mit den Kinnbacken großer und kleiner Schweine geziert; etliche Speere und Keulen lehnten an ſeinen Wänden. Seine Länge wird etwa 15, ſeine Breite 6, ſeine Höhe 2,7 m betragen haben; auf 2 Seiten befand ſich je ein Eingang. Die Wände waren nicht höher als 1,5 m; das Dach ragte weit über dieſelben hervor und berührte faſt den Erdboden.

Nachdem der Häuptling mir alles ſeiner Meinung nach Merkwürdige gezeigt hatte, ſetzten wir uns wieder auf die Matten nieder, und jetzt brachten uns Frauen Hühner, die in Bananenblättern mit Kokosnußbrühe und kleinen Yams gekocht waren; auch gab es gebackene Aaronswurzel und junge Kokosnüſſe. Da ich ſehr hungrig war, mundete mir alles aufs beſte.

Hierauf genoſſen wir wieder Betelnuß, und dann verließ ich ihn, nachdem ich den Frauen allen Tabak, den ich bei mir hatte, ſowie ein paar Perlen gegeben hatte. Sie ſchienen darüber ſehr erfreut. Begleitet von einigen der Führer, welche das Schwein auf einer Bambusſtange trugen, begab ich mich wieder an die Küſte hinunter, belohnte meine Führer mit Tabak und ging an Bord.

Am nächſten Tage kam, ſeinem Verſprechen gemäß, der alte Häuptling; er beſah ſich ſehr aufmerkſam mein ganzes Fahrzeug, aber ganz beſonders neugierig die kleinen Drehkanonen. Daher lud ich, um ihm einen Gefallen zu thun, die eine blind und feuerte ſie ab; er erſchrak entſetzlich und ſank rückwärts aufs Deck nieder, ſchüttelte

den Kopf und ſuchte den Knall aus den Ohren heraus zu ziehen. Ich konnte das Lachen nicht verbeißen, ſagte ihm aber: „Putta mat“ (d. h. „nicht töten jemand“), und das brachte ihn wieder zu ſich; doch machte er ſtets ſorgfältig einen weiten Umweg um die Kanonen. Die Einrichtung der Spieldoſe ſchien er kaum zu begreifen; er hielt, ſo lange das Spiel dauerte, meinen Arm ganz feſt, legte dann die Hand an den Mund und ließ den bei all dieſen Eingeborenen gewöhnlichen Ausdruck des Erſtaunens hören: „Wo—wo—wo!“ Als ich ihm nun das verſprochene Geſchenk gab, ſchien er höchlichſt erfreut.

Wir hatten hier lebhaften Tauſchhandel in Yams, Vogeleiern u. ſ. w., auch viel Spaß mit ein paar ſchlechten Eiern, welche ich, mit dem Austauſche ſo vieler Gegenſtände ſehr beſchäftigt, gar nicht bemerkt hatte, bis H..... mich darauf aufmerkſam machte. Ich nahm eines in die Hand, und da der Eingeborene, der ſie uns verkauft hatte, nicht weit von uns aufrecht in ſeinem Kahne ſtand, warf ich es nach ihm, gleichzeitig rufend: „Picoyina“ (d. h. „es iſt ſchlecht“). Zufälligerweiſe traf ich ihn gerade mitten an die Stirn, natürlich zerbrach das Ei, und ſein Inhalt lief ihm in Augen und Mund. Die andern — und es war eine gute Anzahl da — lachten ſo darüber, daß ſie weinten; ja, manche fielen buchſtäblich vor Lachen aus ihrem Kahne ins Waſſer. Nie habe ich Menſchen ſo heiter geſehen; ſie konnten es gar nicht vergeſſen, ſondern fingen immer wieder von neuem zu lachen an; eine Zeit lang mußte ich deswegen mit dem Handel aufhören.

Am nächſten Tage fuhren wir an der Weſtküſte von Port Webber hin nach dem Inſelchen Materbert. Unterwegs kamen wir an einem Dorfe vorbei, welches auf Pfählen in einiger Entfernung vom Ufer im Waſſer erbaut war, ſehr ähnlich den Dörfern im Papua-Golfe, nur nicht ſo groß wie letztere; unter den Hütten waren Kähne befeſtigt. Das Dorf war zum Fiſchfange erbaut; es iſt während des Nordweſtmonſuns unbewohnt, weil in Gefahr, völlig fortge-

ſchwemmt zu werden. Die Küſte iſt hier niedrig und ſumpfig, aber hinter dieſem Gürtel Flachlandes ſteigen, ſchroff und ernſt, die großen Vulkangipfel von Byning empor.

Das Inſelchen Materbert ſcheint von weitem ein Teil Neubritanniens zu ſein, aber in Wirklichkeit liegt es etwa 400 m von letzterem entfernt; es iſt felſig, aber dicht bevölkert. Der Häuptling hieß „Tobrian“ und war ein guter, alter Mann, ein großer Freund von mir (er ſtarb kurz bevor ich Neubritannien verließ). Die kleine Inſel iſt geſünder, als die große; dennoch befindet ſich auf letzterer, gerade gegenüber dem Materbert-Eilande, eine ebenfalls recht bedeutende Niederlaſſung. Aber ein Fluß, welcher ſich daſelbſt ergießt, macht die Gegend etwas feucht, und Sumpffieber ſind daher hier nicht ſelten. Ich bilde mir ein, daß dieſer Fluß das kälteſte Waſſer enthält, welches ich in irgend einem Fluſſe Neubritanniens angetroffen habe, und weil es eben ſo kalt iſt, ſo vermute ich, daß es geradenwegs von den höchſten Bergen von Byning kommt.

Die Eingeborenen hier ſind eine Miſchung von zwei Raſſen der nördlichen Halbinſel, nämlich von der Oſt- und Weſtraſſe. Viele derſelben zeigen jene größere Regelmäßigkeit der Geſichtszüge und jenes jüdiſche Ausſehen, welches die Eingeborenen der Weſtſeite in ſo ausgeſprochenem Maße beſitzen, daß jeder, der ſie zum erſten Male ſieht, es ſofort bemerken wird, während die öſtlichen Eingeborenen weniger ſcharf geſchnittene Züge haben und weit mehr negerartig erſcheinen. Unzweifelhaft ſind zwei Arten von Eingeborenen auf Neubritannien: die Bewohner der Oſt- und Südſeite, welche von den Salomoninſeln, und die der Weſt- und Nordſeite, welche von der Nordoſtküſte Neuguineas gekommen ſind. Es iſt bemerkenswert, daß Dampier, als er Port Montagu beſuchte, jenes Land „Birara“ nennen hörte. Dieſer Name taucht nach einer beträchtlichen Unterbrechung gerade nördlich von der Spacious Bay an der Oſtküſte wieder auf. Ich denke, dies beweiſt doch wohl einigermaßen, daß einſt die Südoſt- und die Nordweſtküſte Neubritanniens von

einem Volke mit gleicher Sprache bewohnt war — einer Sprache, welche noch jetzt derjenigen etwas ähnelt, die in einigen Teilen der Salomoninſeln lebendig iſt.

An der Spacious Bay, wo Neubritannien ſehr ſchmal iſt, findet man dieſelbe Art von Eingeborenen wie an der weſtlichen und nördlichen Küſte, und ganz genau dieſelben Stämme, wie an der Open Bay der Nordweſtſeite. Während ich in dieſen Gegenden war, trieb nahe bei dem Gazelle-Point ein Kahn mit einem Weibe und einem Knaben ans Land; nach dem, was ich über die Beſchaffenheit des Kahnes erfahren konnte, muß es einer von den Salomoninſeln geweſen ſein. Die Frau wurde getötet und gegeſſen, aber den Knaben ließ man leben, und ich habe ihn ſpäter an Bord eines Schiffes der Herren Godeffroy geſehen. Nach ſeiner Sprache und Erſcheinung war er zweifellos von den Salomoninſeln, wenngleich er ſehr verwirrte Vorſtellungen bezüglich des Ortes, von woher er gekommen war, hatte.

Doch nehmen wir unſern Faden wieder auf: Die Eingeborenen von der Materbert-Inſel ſind unzweifelhaft eine Miſchraſſe, gebildet von Einwanderern aus Oſten und ſolchen aus Weſten. Sie gebrauchen dieſelben Gerätſchaften wie die öſtlichen Eingeborenen und ſind große Fiſcher. Ich habe ſchön gearbeitete Netze bei dieſem Volke geſehen, darunter eines von mehr als 36 m Länge und 2,1 m Breite. Unten waren an demſelben Steine oder Korallenſtücke befeſtigt, während die Schwimmer aus leichtem Holze, welches zur Geſtalt eines Fiſches geſchnitzt war, beſtanden.

Ihre Kähne ſind groß und zahlreich; einige faſſen bis zu 20 Mann. Für lange Handelsreiſen verſieht man ſich mit etwa 1,8 m langen Bambusſtücken, deren Knoten bis auf den unterſten durchbrochen ſind. Man füllt dieſe Bambusröhren mit Waſſer an und verſchließt ſie mit einem in Bananenblätter gewickelten Steine, der in die oben befindliche Knotenöffnung gepreßt wird. Das Waſſer bleibt lange Zeit hindurch friſch und kühl. Als Eßvorrat dienen

gebackene Yams und Aaronswurzel, auch geräucherte Fiſche. Um Feuer mit ſich zu nehmen, wenden die Eingeborenen ein auch anderswo beobachtetes Mittel an. Sie ſtopfen eine Kokosnußſchale mit der weichen fiberartigen Hülle der Kokosnuß voll und legen dann einen rotglühenden Feuerbrand in die Mitte. Die Kokosfaſer glimmt nun 3 oder 4 Tage lang, und ſo können ſie überall und jeder Zeit Feuer anzünden. Man hat auch eine Art von Tabak, der zu einer rohen Cigarre zuſammengerollt wird; beim Rauchen drücken die Eingeborenen dieſelbe mit dem einen Ende gegen einen brennenden Stock, nehmen einen langen Zug, verſchlucken den Rauch und behalten ihn während beträchtlich langer Zeit bei ſich, bis ſie ihn allmählich durch die Naſe wieder ausſtoßen. In der Regel nehmen ſie nur einen Zug auf einmal, und geben die Cigarre dann ihrem Nebenmanne. Das Blatt ähnelt dem Tabakblatte ſehr; es wird aber nur ein wenig an der Sonne getrocknet und ſieht, wenn es gebraucht wird, noch grünlich aus. Iſt es zum Gebrauche fertig, ſo heißt es merkwürdigerweiſe mit ſeinem einheimiſchen Namen „Sogar“.

Von der Materbert-Inſel aus fuhren wir durch eine ſchmale Straße zwiſchen einem kleinen Riffe und der Hauptinſel und kamen bald darauf zu der Inſel Matukanaputa. Auch dieſe iſt hoch, felſig und ſehr bevölkert. Die Bewohner ſind Seeräuber; ſie fahren nämlich an der Küſte hin und überfallen oft die Byning-Eingeborenen: letztere leben nur im Buſche, in gewiſſer Entfernung vom Meere, und haben keine Kähne. Auch treibt man auf den zahlreichen Riffen und Sandbänken, welche in Maſſe bei Matukanaputa vorhanden ſind, ſtarken Schildkrötenfang. Übrigens gleichen die Bewohner von Matukanaputa denen von Materbert in ihren Sitten ſehr; in ihrer äußeren Erſcheinung tritt aber größere Verwandtſchaft mit den nordweſtlichen Stämmen hervor.

Die Toten werden unter ihrer Hütte begraben; die Verwandten derſelben begeben ſich nach dem Begräbniſſe auf eine lange Kahnreiſe und bleiben einige Monate weg. Offenbar geſchieht dies aus

Geſundheitsrückſichten, da die Leichen ganz oberflächlich verſcharrt werden; ſie ſagen aber, es geſchehe, weil der Geiſt des Verſtorbenen noch eine Zeit lang in der Hütte verweile, aber endlich, wenn er niemanden zu quälen finde, fortgehe. Dann kehren die Verwandten zurück und bleiben dort wie früher, als der Geſtorbene noch lebte. Ohne Zweifel wirkt der Korallenboden ebenſo wie gebrannter Kalk, indem er die Verweſung des Leichnams befördert.

Landſchaft in Neubritannien (Byning). S. 176.

Matukanaputa liegt nur ein paar Kilometer von der Byning-Bai entfernt; letztere ſchneidet beträchtlich ins Land ein und hat faſt allenthalben tiefes Waſſer; für kleine Fahrzeuge iſt an der Oſtſeite der Bai hinter einem Riffe ein Ankerplatz vorhanden. Zuerſt ankerten wir an der Weſtſeite, nahe am Lande, und hier kamen viele Eingeborene aus dem Buſche herunter ans Meer, um uns zu ſehen. Anfangs waren ſie ſehr furchtſam, aber nach vielem Zureden wagte ein Mann, beherzter als die anderen, zu uns herüberzuſchwimmen. Ich

gab ihm etwas rotes Tuch und Perlen, zeigte ihm eine Yamswurzel und ſagte: „Yau gulia op“ („ich werde für Yams zahlen“). Er war augenſcheinlich ſehr erſchrocken, aber da ihm kein Leid widerfuhr, wurden ſie mutiger, und viele brachten uns Yams. Ich unterſuchte die Bai in einem Boote und fand den öſtlichen Ankerplatz in deſſen Nähe ſich auch ein verlaſſenes Küſtendorf befand. Ich, legte alſo mein Schiff hier vor Anker, und am nächſten Tage war eine ganze Menge von Eingeborenen in dem erſt menſchenleeren Dörfchen. Da ich Frauen und Kinder unter ihnen ſah, landete ich ohne Bedenken und wurde ſpäter mit einem mir ganz neuen Tanze geehrt. Sowohl Frauen als Männer nahmen daran teil. Beide Geſchlechter trugen ſehr zierliche, gefärbte Meßgewänder (ich finde keine beſſere Bezeichnung) aus Tapa, Bruſt, Unterleib und Rücken bedeckend, in der Taille vorn und hinten zu einer Schneppe zulaufend; für Kopf und Arme waren Löcher vorhanden. Manche trugen nur eine Vorder- oder Rückhälfte, welche dann mit Faden am Halſe und an den Armen angebunden war. Einzelne Männer hatten einen ebenfalls ſehr zierlichen und bunt gefärbten Lendenſchurz; die vorherrſchenden Farben waren ſchwarz, rot und weiß; nur ſelten war gelb angewendet. Man tanzte in ganz ähnlicher Weiſe, wie die Stämme des öſtlichen Neubritanniens, mit Grasbüſcheln und Farnkräutern in den Händen, während die Köpfe mit gefärbtem Graſe umwunden waren.

Die ganze Küſte dieſer Bai iſt mit Gebüſchen und Bäumen dicht bewachſen, wie auch die geſamte Küſtenſtrecke von der Byning-Bai zur Spacious Bay. Überall zieht ſich hier am Strande ein Gürtel üppigen Pflanzenwuchſes hin, welcher mehr oder weniger weit ins Binnenland reicht — je nach der Lage der Berge; denn ſobald der Boden höher wird, treten Grasebenen an die Stelle des dichten Buſches.

Meiner Meinung nach iſt die Küſte von der Byning-Bai an bis zum Kap Glouceſter vor mir noch nie von Weißen beſucht wor-

den. Das Benehmen der Eingeborenen, die großen Abweichungen der vorhandenen Karten von einander, die Seltenheit europäiſcher Ortsbezeichnungen an dieſer Küſte ſind die Gründe für meine Anſicht. Die überhaupt benannten Punkte ſind offenbar nur im Vorüberfahren und von weitem geſehen worden; denn ſie ſind auf den Karten mit äußerſter Unſicherheit angegeben. Als wir Byning verließen, hatten wir daher das Gefühl, daß wir eine neue Welt betraten. Wäre freilich d'Entrecaſteaux am Leben geblieben, ſo würde über die ſo wichtige Inſel mehr bekannt ſein; das wenige, was wir von dem nördlichen Teile Neubritanniens wiſſen, verdanken wir ihm: war es doch der Schauplatz ſeiner letzten Arbeiten.

Hat man die Byning-Bai verlaſſen, ſo geſtaltet ſich die Fahrt an der Küſte hin mühſam und gefährlich im höchſten Grade; die Riffe und kleinen verſteckten Korallenbänke ſind zahllos, und in größerer Entfernung vom Lande brechen ſich ſchwere Sturzwellen an den großen Wallriffen. Infolge der hier ſehr häufigen Kimmung erſcheinen die Felſen und Klippen hoch oben in der brennendheißen, wolkenloſen Luft. Fremdartige Anblicke bieten ſich dar bei Sonnenaufgang und vor Eintritt des Monſuns — einige Grade über dem Horizonte erſcheint etwa ein kräftig geruderter Kahn umgekehrt, mit dem Kiele nach oben, oder es wachſen Bäume aus dem Meere, und ein Wuhp (Fiſchfalle) ſtellt ſich, wenn auch einige Kilometer weit entfernt, wie ein Schiff unter vollen Segeln dar.

Zu meinem Bedauern hinderte mich Kürze der Zeit, mit den Eingeborenen auf dieſer Küſtenſtrecke genauere Bekanntſchaft anzuknüpfen. Ich mußte mich damit begnügen, die Küſte aufzunehmen und ſo viele Nachrichten als möglich von den Eingeborenen, welche ich gelegentlich antraf, zu ſammeln; Landreiſen konnte ich nicht unternehmen; ich weiß auch wirklich nicht, ob dies überhaupt möglich geweſen wäre, oder ob die Eingeborenen ſelbſt es erlaubt haben würden. Die, welchen wir begegneten, waren — anders als die auf Matukanaputa — ſehr furchtſam, und es war ſchwer, ſie auch

nur dazu zu bringen, daß ſie von ihren Kähnen aus mit uns verkehrten; eine Ausnahme bildeten etwa die Leute zu E'Watto.

Kap Lambert nennen die Eingeborenen „Mutucorrangi"; wenigſtens glaube ich es — denn es iſt immer ſchwierig, den Punkt, von dem ſie ſprechen, genau zu beſtimmen. Es iſt eine jähe, felſige Landſpitze, bis zu den Spitzen der Klippen mit Wald bedeckt. Etwa 19—20 km nordweſtlich davon liegt eine Kette von Riffen, welche eine ſüdliche Richtung haben; das nördlichſte von uns unterſuchte iſt das „Wrackriff" (ſogenannt wegen eines Unglückes, das wir hier erlitten — wovon ſpäter mehr); nach den Ausſagen der Eingeborenen aber erſtrecken ſich die Riffe rund um die Scilly-Inſeln herum und ſchließen ſich an die von Matukanaputa an. Die genannten Inſelchen, 6 an der Zahl, ſind felſig, unbewohnt und dienen bloß als Zuſammenkunftsort für die Matukanaputa-Krieger bei ihren Raubzügen nach Byning oder beim Schildkrötenfang.

Ein wenig weiter hin liegt Kap Corroka; hier befindet ſich ein kleines Dorf von Fiſcherhütten, welche von den Matukanaputa-Eingeborenen benutzt werden, ſowie die Mündung eines ſchönen Fluſſes mit freilich ſehr ſeichter Barre, welche, obſchon keine Brandung vorhanden iſt, das Einlaufen für Boote von nur einiger Größe unmöglich macht. Mit unſerem kleinen Kahne aber kamen wir hinüber und fuhren 4—5 km flußaufwärts, bis Treibholz und Untiefen das Weiterdringen hemmten.

Die Landſchaft war vollendet ſchön. Tropiſche Gewächſe üppigſten Wachstums hingen bis auf den Waſſerſpiegel herunter — Dracänen, Kroton, Hibiſcus, Farnkräuter ſtanden in wildeſtem Überfluſſe an den Ufern; hoch über unſeren Häuptern wiegten ſich ſtattliche Palmen in der Briſe, die wir ſelbſt nicht fühlen konnten, und ganz in der Ferne türmten ſich die ſchönen Berge von Byning in ſchroffer Erhabenheit auf.

Die Flüſſe ſind ſehr reich an Fiſchen; ich habe viele vom Boote oder vom Ufer aus gefangen; als Köder benutzte ich Fliegen, als

Angelrute diente mir ein langer, biegſamer Bambusſtock. Manche Fiſche glichen an Geſtalt unſerem Hechte, aber die Rückenſtreifen waren gelb. Die größten und meiſten jedoch gehörten einer Karpfenart an; ſie hatten große ſchwarze Flecke auf Schwanz und Floſſen. Es gab noch eine Menge anderer Arten; da ich indeſſen keinen Spiritus beſaß, in dem ich ſie hätte aufbewahren können, fing ich nur ſo viele als zu unſerer Sättigung nötig waren. Krokodile ſchwärmten maſſenhaft in den Flüſſen umher — große, mittle und ganz kleine: letztere ſchmecken ſehr gut, ganz wie junges Geflügel. Die Eier behagten den Eingeborenen ſehr; doch ſchmecken ſie ſehr nach Fiſch. Bei jeder Windung des Fluſſes ſahen wir eine ganze Kolonie von Krokodilen jeder Größe vom Ufer, wo ſie in aller Ruhe Fliegen gefangen hatten, ins Waſſer ſchießen. Um Fliegen zu fangen, legen ſie ſich auf das Ufer und bleiben vollkommen bewegungslos mit geöffnetem Rachen liegen. Angelockt durch den eigentümlichen Moſchusgeruch des Speichels im Krokodilrachen ſetzen ſich ganze Haufen von Fliegen in den offenen Schlund hinein — ein ſcharfes Zuklappen, und einige hundert Fliegen ſind begraben. Ehe ich dies ſah, hatte ich ſtets gemeint, die Krokodile fräßen bloß Fiſche, Geflügel und vierfüßige Tiere.

Von Eingeborenen ſahen wir keine Spuren, ausgenommen jene wenigen Hütten an der Flußmündung; je weiter aufwärts wir fuhren, um ſo offener wurde die Gegend, und um ſo ſteiniger das Flußbett. Rover war bei uns im Boote, und wir beſchloſſen, ihn nie wieder auf einer Flußfahrt mitzunehmen; denn die Krokodile meinten offenbar, er wäre zu ihrem ganz beſonderen Vergnügen mitgekommen: ſie ſammelten ſich rings um unſer Boot und ließen ſich nur durch Hiebe mit den Rudern entfernen; ja, ein ſolches unverſchämtes Tier biß in eine Ruderſchaufel hinein und ließ die Spuren ſeiner Zähne zurück. Rover war außer ſich vor Ärger, daß ſie ihn ſo anglotzten, und bellte ſie wütend an, was ſie natürlich nur deſto ſchlimmer machte. Aus Beſorgnis, Eingeborene, welche ſich etwa am Ufer ge-

lagert hatten, zu verſcheuchen, wagte ich nicht, auf die Tiere zu ſchießen. Indeſſen kamen wir, ohne Menſchen geſehen zu haben, zu unſerem Fahrzeuge zurück und ſchmauſten behaglich unſre Fiſche.

Nach Kap Corroka gelangten wir zum Kap Sulla; von hier aus bietet ſich ein großartiger Blick auf den Berg „Fitzgerald“ — benannt nach einem Herrn in Sydney, deſſen Güte meine Fahrt beſonders ermöglicht hatte. Der Berg iſt die höchſte Erhebung in der Byning-Kette; ſeine Höhe konnte ich nicht genau meſſen, doch wird ſie nicht viel weniger betragen als ca. 1500 m. Der Berg iſt felſig und ſchroff, wie alle dieſe Höhen — ſie ſehen aus, als wären ſie von Rieſen zuſammengetürmt. Wir begegneten beſtändig Kähnen von Matukanaputa, welche entweder mit Schildkrötenladung zurückkehrten oder nach Sem-ſi-gorro, ihrer Hauptſtation an dieſer Küſte, fuhren. Die Bemannungen zeigten uns ſtets bereitwillig gute Ankerplätze, und wir erhielten viele Fiſche und ſchwarzkantige Perlmuſcheln von ihnen, ſowie auch Mengen der kleinen Muſcheln, die in Neubritannien und Duke-of-York als Geld dienen; man findet ſie hier maſſenhaft auf den Sandbänken in flachem Waſſer. Sie werden nach Matukanaputa gebracht und gelangen von da aus zu den öſtlicheren Stämmen, welche, wie ſchon bemerkt, mir ſagten, ſie wüßten die Heimat der Muſcheln nicht; aber unzweifelhaft wußten es doch manche Häuptlinge.

Bei den Oſtſtämmen führt dieſe Küſte die allgemeine Bezeichnung „Nukani“; ich glaube, daß ſie dieſen Namen jedem Orte geben, über welchen ſie nichts wiſſen.

Der nächſte Punkt iſt Sulla-Sulla; hier ſind die Riffe und Sandbänke geradezu zahllos. Mit meinem kleinen Generalſtabe von 2 Mann hätte ich die Lage von allen wirklich nicht beſtimmen können. Indeſſen habe ich Aufnahmen wenigſtens von den wichtigſten bewerkſtelligt, trotzdem wir oft bis zur Bruſt im Waſſer ſtanden und gelegentlich wohl auch ein paar Haifiſche fortjagen mußten, welche an die Riffe heranſchoſſen und mit ihren Schwänzen das Waſſer

erregten wie ein kleiner Dampfer. Die Eingeborenen hatten vor Kompaß und anderen Inſtrumenten große Angſt — ein vielleicht recht günſtiger Umſtand, weil ſie ſich ſo während unſrer Arbeiten immer in achtungsvoller Entfernung hielten.

Der nächſte wichtige Punkt iſt Sem-ſi-gorro, der zeitweilige hauptſächlichſte Fiſchfangsplatz der Matukanaputa-Eingeborenen. Ihre Hütten ſtehen auf einem kleinen Eilande; jedes dazu geeignete Fleckchen trägt eine ſolche. Das Eiland ſelbſt iſt felſig, etwa 20—25 m hoch und mit Pflanzenwuchs bedeckt; nach der Hauptinſel zu läuft von ihm aus eine Sandbank. Dieſe ſteht zur Flutzeit teilweiſe unter Waſſer; in ihr ſtecken ſehr viele gegabelte Stangen, auf denen die Kähne, wenn unbenutzt, ruhen. So werden ſie außer Waſſer gehalten und dadurch vor Würmern behütet; letztere würden die Kähne, wenn ſie zu lange im Waſſer ſtill lägen, gewiß zerſtören.

Die neubritanniſche Küſte iſt hier mit Mangrove-Sümpfen bedeckt und von tief eindringenden ſchmalen Buchten zerriſſen, in denen ſich maſſenhaft Krokodile herumtreiben. Hier beſaß ich deren drei und ſtellte Zähmungsverſuche mit ihnen an; zwei waren ganz jung, das dritte etwa 1,3 m lang. Die erſteren zu füttern, war nicht leicht, da ſie nur nach friſchen Fiſchen verlangten; das größere indeſſen fraß alles, und der Koch ſchwur, daß „Croaker“ (ſo hieß es) ſeine Tellertücher freſſe; ich habe das freilich nie geſehen, aber ein Stück Sohlenleder verſchlang es vor meinen Augen. Die jungen Tiere ſtarben, aber Croaker blieb am Leben und wurde ſo zahm, daß er auf den Ruf herbeikam. Ich hatte auch 2 ſchöne, außerordentlich zahme Schlangen (Pythons) — eine war 3,6 m, die andere faſt 2,7 m lang. Ich hätte wirklich mit den Krokodilen und Schlangen, dem Kuskus und Känguruh, den Hunden, dem neubritanniſchen Schweine und einer Katze, wozu noch für einige Zeit ein Kaſuar kam, in Auſtralien eine Menagerie eröffnen können. Ferner beſaßen wir auch einen Papagei, welcher neubritanniſch ſchwatzte, allmählich aber auch engliſche Brocken auflas und z. B. die Hunde ſo deutlich

rief, daß dieſelben ſich täuſchen ließen und ſchmählich ärgerlich waren, als ſie es entdeckten. Aber eines Tages begann er zu lachen, lachte wohl 2 Stunden ununterbrochen fort und fiel dann tot nieder.

Wenn ſtürmiſches Wetter die Eingeborenen am Fiſchfange hindert, ſo beſſern ſie auf dem Lande entweder ihre Netze aus oder fertigen neue Schildkrötenfangleinen. Erſtere ſtrickt und beſſert man aus mit einer Spule, die aus Bambus beſteht und in der Form den unſrigen ſehr gleicht; den feinen Bindfaden zu den auf dieſelbe Weiſe wie bei uns geknoteten Netzen gewinnt man aus der Fiber von Schlingpflanzenranken oder aus der Rinde eines Baumes. Die Schildkrötenleinen ſind viel kunſtloſer und beſtehen aus zuſammengedrehten Rindenſtreifen; ſie ſind etwa 18—22 m lang und haben an dem einen Ende eine Schlinge. Dieſe wirft man der Schildkröte vom Kahne aus über den Kopf; bisweilen nimmt wohl auch ein Mann die Leine über den Arm, ſchwimmt ſo auf das Tier los, ergreift es bei einem Vorderfuße und läßt die Schlinge über Kopf und Fuß gleiten; zugleich zieht er ſie zu und ſchwimmt mit dem andern Ende nach dem Kahne zurück. In dieſer Fangweiſe ſind die Eingeborenen ſehr erfahren und pflegen oft 6 große Schildkröten an einem Tage zu fangen. Sie begeben ſich auch während der Legezeit auf die Sandbänke und werfen die Tiere, wenn ſie zum Eierlegen heraufkriechen, auf den Rücken. Zuweilen läßt ſich ein Mann auf einem Stamme vom Waſſer treiben, bis er einer Schildkröte nahe genug kommt, um ſie mit einem Wurfſpieße erreichen zu können; an dieſer Waffe iſt die gewöhnliche Schildkrötenleine befeſtigt. Geſpeert wird aber eine Schildkröte nur dann, wenn ſie ſofort gegeſſen werden ſoll; denn eine tote wird raſch ungenießbar.

Feuer entzünden die Eingeborenen erforderlichen Falles dadurch, daß ſie ein zugeſpitztes Stück harten Holzes an der Innenſeite eines trockenen, aufgeſpaltenen Bambusrohres reiben. Dieſes hat inwendig einen natürlichen Flaum, welcher ſich bei gehöriger Reibung entzündet und glimmt, bis durch Darauflegung trockenen Graſes und

Blaſen eine helle Flamme erzeugt wird. Manchmal nehmen ſie auch, wenn Bambus nicht zu haben iſt, ein Stück weichen Holzes dafür; dies entzündet ſich aber ſchwerer.

Wenn die Jagdzeit vorbei, und jeder Kahn mit Schildkröten beladen iſt, kehren die Eingeborenen von Sem-ſi-gorro nach Matukanaputa zurück. Zu gewiſſen Zeiten dürfen die Männer aber nicht auf den Fiſch- oder Schildkrötenfang gehen: nämlich während der Schwangerſchaft einer von ihren Frauen oder bei Vollmond. In beiden Fällen ſind die Geiſter der Verſtorbenen ganz abſonderlich ſchädlich, und wenn man von dem Umſchlagen eines Kahnes und von dem Ertrinken eines Mannes hört — was gelegentlich vorkommt, wenn auch ſehr ſelten —, ſo muß dieſer Mann bei Vollmond gefiſcht haben. Während einer Schwangerſchaft muß der Mann zu Hauſe bleiben und das Leben des zu erwartenden Kindes gegen die Geiſter verteidigen, welche demſelben den Atem auszuſaugen ſuchen. Stirbt das Kind trotz der Vorkehrungen, ſo heißt es, er habe mit den Geiſtern nicht tapfer genug für dasſelbe gekämpft.

Wenn die jungen Männer Frauen brauchen, ſo unternehmen ſie, da ſie nicht in ihren eignen Stamm heiraten dürfen, einen Einfall in Byning und rauben ſich junge Frauen von den Buſchbewohnern. Die dabei getöteten oder gefangenen Männer werden gegeſſen. Die geraubten Weiber ſöhnen ſich bald mit ihrer neuen Heimat aus, da ſie bei ſpäteren Gelegenheiten an ähnlichen Feſten teilnehmen.

Die Matukanaputaleute ſcheinen die Namen aller der verſchiedenen Plätze an der Küſte über Sem-ſi-gorro hinaus zu kennen; ich glaube daher, ſie fahren bis zur Willaumez-Inſel. Über dieſe hinaus trafen wir allerdings keine Kähne von Matukanaputa mehr an.

Neuntes Kapitel.

Roter Fleck zu Pondo. — Üppiger Pflanzenwuchs. — Waſſerfall. — Die Vulkane Father und Sons. — E'Watto. — Zeichenſprache der Eingeborenen. — Läſtige Frauen. — Fieber. — Die Krater der genannten Vulkane. — Duportail-Inſel. — Handel. — Langweiliges Land. — Schreckliche Eingeborene. — Gewitter. — Willaumez-Inſel. — Mißtrauen der Eingeborenen. — Schlechter Zuſtand unſrer Mannſchaft. — Außerordentliche Vulkane. — Sturm. — Der Eingeborene und das Kreuz. — Drohendes Ausſehen der Eingeborenen. — Steinwürfe. — Baldiger Rückzug. — Von der Strömung fortgeriſſen. — Auf ein Riff geworfen. — Wir beſteigen das Boot. — Bedenkliche Lage. — Liſt der Eingeborenen. — Nächtlicher Alarm. — Freundlicher Rat. — Noch eine Liſt. — Meine Drehkanone. — Die Eingeborenen fliehen. — Sie beſteigen mein Schiff und zerſtören alles. — Mehr Täuſchungen. — Beinahe verloren. — Rettung. — Rückkehr nach Sydney.

Der nächſte Punkt iſt „Pondo", eine kurze Landzunge, an deren Südſeite für ein kleines Fahrzeug ein hübſcher nicht ſehr großer Ankergrund iſt. Beim Nahen bemerkt man hoch oben an der Seite eines Berges einen eigentümlichen roten Fleck, welcher ausſieht, als ob er bei einem Bergrutſche entſtanden wäre. Vermutlich iſt es ſehr roter Sandſtein oder roter Ocker, welcher an dieſer Küſte in Überfluß vorhanden zu ſein ſcheint. Von hier aus erblickt man ganz in der Ferne die drei rieſigen Vulkane Torcoro, Unomungo, Pucanicambula, auf der Karte „Father" und „Sons" genannt. Zuweilen werden ſie ſogar ſchon am Kap Sulla ſichtbar.

Man kann vollkommen die Gefühle würdigen, welche die alten Entdeckungsreiſenden gehabt haben müſſen, wenn ſie in einer unbe-

kannten See plötzlich eines unbekannten Landes anſichtig wurden; ihre Einbildungskraft mußte aufs äußerſte erregt ſein — wußten ſie doch nicht, was die nächſte Biegung der Küſte bringen würde. Sogar für uns, die wir doch wiſſen, daß Übernatürliches unmöglich iſt, enthält eine ſolche Reiſe genug Augenblicke höchſter Spannung und Vorempfindung, ſo daß man kaum noch zu atmen vermag.

Zunächſt kamen wir nun an dem kleinen Vorgebirge Forrin vorüber, hinter welchem man einen Waſſerfall an der Hauptquelle des Unamula- oder Holmes-Fluſſes ſehen kann. Der Anblick eines ſolchen Falles über eine ganz ſchroff abſtürzende Klippe hoch oben auf einem Gebirge brachte mich zu der Vermutung, daß in nicht großer Entfernung ein beträchtlicher Fluß münden müſſe. Wirklich hatten mir zu Sem-ſi-gorro die Eingeborenen dies ſchon mitgeteilt, wenngleich ich in Anbetracht des Umſtandes, daß die Gebirge ſo nahe ans Meer traten, meine Zweifel dabei hatte; denn ich glaubte, es ſei zur Bildung eines großen Fluſſes nicht Raum genug vorhanden, und man habe ſeine Größe etwas übertrieben. Aber einige Kilometer weiter hin kamen wir an die Mündung eines großen Fluſſes, welcher, nach der Seichtigkeit des Waſſers zu urteilen, große Mengen Schlammes aus dem Innern mitbringen mußte. Ich fuhr ſo nahe als möglich heran und ließ dann das Boot flott machen. Nach Überwindung der Barre, welche, nicht tiefer als etwa 2,7 m, wohl jedem Schiffe von nur einiger Größe das Einlaufen verwehrt, gelangten wir in den von der Mündung aufwärts bis zu ca. 1200 m ſich verbreiternden, großen Fluß.

Da wir keinen Eingeborenen ſahen noch hörten, fuhren wir weiter; die Landſchaft war im höchſten Grade großartig und ſchön; tropiſcher Pflanzenwuchs in wildeſter Üppigkeit bedeckte die Ufer; Palmen und Farnkräuter tauchten ihre ſchöngeformten Blätter in den Waſſerſpiegel; von anderen Bäumen hingen Schlingpflanzen mit den glänzendſten Blüten herab; die kleineren Büſche und Stauden

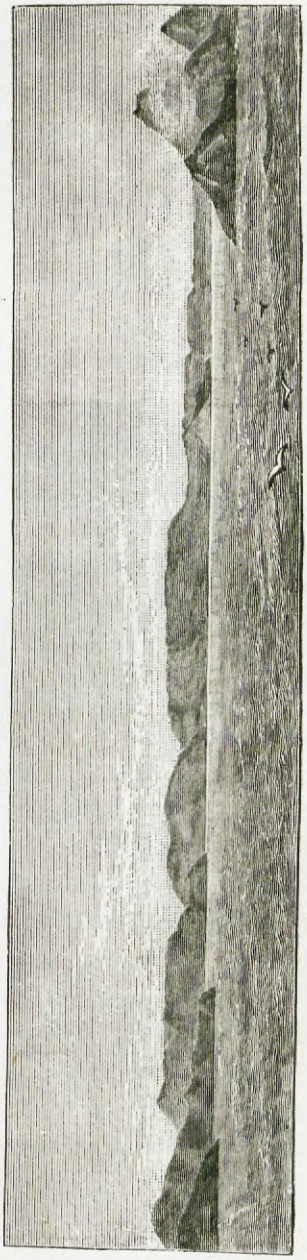
waren förmlich in ſtrahlende Farbenpracht getaucht. Bunte Vögel aller Arten wiegten ſich von einem Baume zum andern: weiße und blaue Königsfiſcher, kleine, ſtrahlende Cinnyriden, kreiſchende Papageien u. ſ. w. Aus größerer Entfernung drang der ſchrille Laut der Großfußhühner zu uns, alle Stimmen aber übertönte der rauhe Schrei und rauſchende Flug der Nashornvögel. Scharen wilder Tauben umſchwärmten den oder jenen Baum, und ihr Girren miſchte ſich ſanft in die zauberhafte Harmonie. Bei jeder Drehung des Fluſſes entdeckte unſer Auge neuen Reiz; es war mir, als könnte ich nicht ſprechen, ſondern nur mit trunkenem Auge den herrlichen Anblick genießen.

Ohne irgend eine Spur von Eingeborenen wahrzunehmen, drangen wir etwa 6—7 km weit vor; wir kamen an den Mündungen mehrerer Nebenflüſſe von nicht unbedeutender Waſſerfülle vorbei. Bald wurde nun der Fluß ſchmäler und endlich ſeichter; aber wir drangen immer weiter vor, indem wir das Boot über die ſeichten Stellen und das häufig unſern Weg ſperrende Treibholz hinweg zogen. Bald erkannten wir deutlich, daß das ſeit einiger Zeit vernommene Toſen von dem Waſſerfalle herrührte. Nach etwa einer halben Stunde bekamen wir ihn in Sicht. Die Feder iſt zu ſchwach, um den Anblick zu beſchreiben, einigermaßen kann die Abbildung dem Leſer einen ſchwachen Begriff davon geben. Die Spitze des Falles ſchien ſich in Nebel zu verlieren, und die Höhe desſelben genau zu beſtimmen iſt mir unmöglich: aber ich ſollte meinen, daß das Waſſer, ohne unterwegs irgendwo anzuſchlagen und anzutreffen, wohl 120 m hoch in ein weites augenſcheinlich von ihm ſelbſt ausgewaſchenes Becken herabſtürzt. Ich landete und ſuchte mir einen Punkt, von dem aus ein guter Anblick des ganzen Falles ſich mir bot. Offenbar iſt er die Quelle des Hauptfluſſes, obgleich noch ein andres Gewäſſer um den Berg herum ſich ſeinen Weg in das Becken des Falles bahnt. Aber die Waſſermenge dieſes anderen Fluſſes iſt verhältnismäßig gering. Nach meiner Schätzung beträgt die Breite des Falles,

Wasserfall, Holmes-River (S. 183).

ſo weit als ich hinauf ſehen konnte, etwa 30—40 m; unten beträgt ſie weit mehr. Aber der Fall iſt mit Buſch- und Strauchwerke ſo überwachſen, daß ſeine wirkliche Breite ſchwer anzugeben iſt. Wie gern hätte ich eine Photographie von ihm genommen! Nur mit Widerſtreben riß ich mich von dem ſchönen Bilde los und kehrte zum Boote zurück. Es brachte uns infolge der Strömung in ſehr kurzer Zeit zu unſerem Fahrzeuge.

Wir umfuhren nun Sandy Point oder Nologun und gelangten in tiefem Waſſer in die Open Bay. Doch hielten wir uns wegen der die Turtle-Inſel umgebenden Riffe fortwährend dicht am Lande. Sehr bald befanden wir uns am Eingange eines ſchönen, kleinen, landumſchloſſenen Hafens, deſſen einheimiſcher Name „Nemiſocco“ iſt, wenn ich nicht irre; wir nannten ihn Port Powell. Sein Zugang iſt etwa 400 m breit; im Innern beträgt ſeine Breite ca. 1600 m, ſeine Länge aber 2500 m; der Grund iſt eben und ſchlammig, das Waſſer 27 m tief. Der Hafen iſt gut geſchützt, die Ufer ſind dicht bewaldet, Trinkwaſſer findet man



Open Bay

nicht weit vom Oſtſtrande. Wir fanden hier buchſtäblich unzählbare Schildkröten, grüne, Karetten u. ſ. w. aller Größen, und fingen mehrere ohne große Schwierigkeit. In das Nordende des Hafens ergießt ſich ein Salzwaſſerbach, welcher voll von Fiſchen und jungen Krokodilen war. Dieſer Hafen würde, da Überfluß an Holz vorhanden iſt, als ein Platz zur Ausbeſſerung von Schiffen ganz beſonders zu empfehlen ſein.

Die Turtle-Inſel wird augenſcheinlich von den Eingeborenen als Jagdplatz benutzt und gewährt, wenn man nach der Menge der umherliegenden Schildkrötenknochen urteilen darf, reiche Beute.

Von hier aus hat man eine ſchöne Ausſicht auf die Vulkane Father und Sons, welche in einſamer Erhabenheit, etwa 28—30 km entfernt, hoch emporſteigen. In Zwiſchenräumen brachen Rauchwolken aus dem Father hervor, als wenn tief in den Eingeweiden der Erde ein rieſiger Pulsſchlag thätig wäre. Bei Sonnenauf- und -untergang war die Maſſe des Rauches ſtets größer als zu irgend einer andern Zeit. Der North-Son erſchien von unſerem Aufenthaltsorte aus als eine Inſel — ein Umſtand, welcher wohl das „Le Danseur Island“ der Admiralitätskarte veranlaßt hat. Nahe am Fuße des genannten Berges liegt übrigens ein ganz kleines Eiland, von geringer Entfernung aus kaum bemerkbar.

Nachdem wir Port Powell verlaſſen, fuhren wir in ſüdlicher Richtung an einem Ullamorn genannten Orte vorbei; die Küſte biegt ein wenig nach Oſten hin aus, das Land iſt flach und nicht anziehend, nur in der Ferne zeigen ſich Berge; ſodann kommt ein Fluß Ulla, mit welchem Namen man hier nach meiner Vermutung einen Süßwaſſerfluß bezeichnet.

E'Watto war nach Sem-ſi-gorro der erſte Platz, wo wir Eingeborene antrafen. Es ſtellte ſich heraus, daß ſie ſich deutlich entſannen, mein Fahrzeug ſchon einmal geſehen zu haben, und zwar zuſammen mit einem andern, welches ſie als „ſchnaubend und

ſchreiend" beſchrieben. Sie ahmten dies ſo bezeichnend nach, daß ich ſofort ſchloß, ſie meinten die Miſſions-Dampfbarke von Duke-of-York, welche mich in die Spacious Bay begleitet hatte. Letztere Bai liegt unmittelbar auf der andern Seite der Inſel, von der Open Bay durch eine 6—8 km breite, größtenteils niedrige und flache, bloß hie und da durch vulkaniſche Erhebungen unterbrochene Landenge getrennt.

Eingeborener von E'Watto, Open Bay, Neubritannien (S. 189).

Die Eingeborenen waren hier ſehr freundlich gegen uns und brachten uns Trinkwaſſer in unſre Tonnen, ſowie Yams. Wir kauften ihnen verſchiedene Schmuckſachen und andre Gerätſchaften ab, welche vollkommen mit den in der Spacious Bay gekauften übereinſtimmten. Die Leute ſelbſt haben mit den Eingeborenen der Nordoſtküſte von Neu-Guinea ſehr bedeutende Ähnlichkeit. Ihre Sprache iſt von der, welche die Bewohner der Nord- und Oſtküſten der Gazellenhalbinſel reden, gänzlich verſchieden; die ekelhafte Krankheit „Buckwar" ſcheint bei ihnen weniger allgemein zu ſein; ihre Farbe iſt ein viel lichteres Braun; ihre Häuſer ſind weit beſſer und höher,

wenn auch faſt ebenſo bienenkorbförmig. Ihre Kähne, obgleich ſehr geſchmackvoll und verſchwenderiſch geziert, ſtehen, wie ich zugeben muß, denjenigen der nördlicheren Stämme ſehr nach; aber vielleicht werden ſie nicht ſo häufig gebraucht. Denn die Eingeborenen hier ſind offenbar mehr auf dem Lande, als auf der See. Sie beſchrieben mir mit Zeichen, wie die Sonne morgens aufgehe, wenn ſie aufbrächen, um die Landenge zu überſchreiten, und wie ſie etwa halbwegs auf der andern Seite ſei, bevor ſie nach der Spacious Bay kämen. Sie ſtreckten dabei die Hand nach der Open Bay hinaus, berührten mein Fahrzeug, ſchnaubten und pfiffen und zeigten dann quer über das Land weg in der Richtung nach der Spacious Bay. Ich habe bemerkt, daß die Wilden außerordentlich gewandt in ſolcher Zeichenſprache ſind und habe nie die geringſte Schwierigkeit gehabt, mich in ſolcher Weiſe verſtändlich zu machen oder meinerſeits die Wilden zu verſtehen.

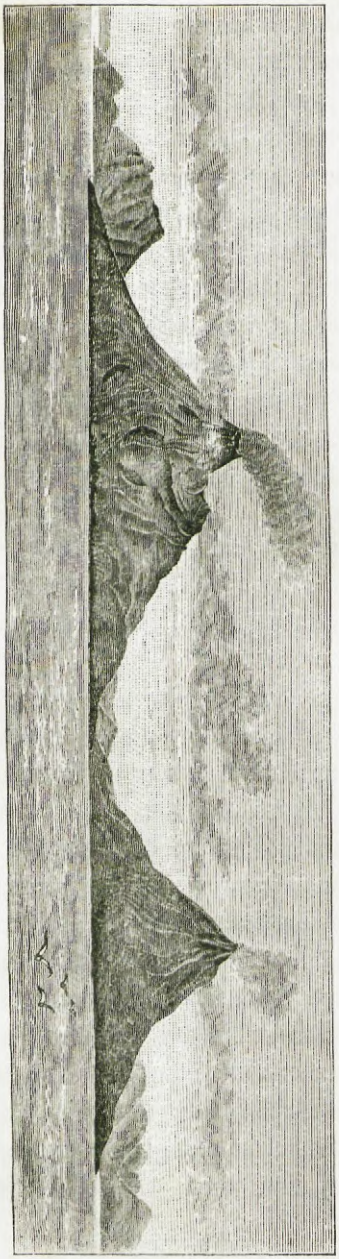
Die Küſte von E'Watto an iſt zerriſſen durch viele Buchten; letztere aber ſind, weil ſehr tief, als Häfen von geringem Nutzen. Zu Corlaili fanden wir mehr Eingeborene, und ebenſo zu Matiyu; letzteres liegt gerade am Eingange der Hixſon-Bai, welche ich nach dem zuvorkommenden und gütigen Präſidenten der Marinebehörde von Neuſüdwales ſo benannte. Alle die Eingeborenen trugen dasſelbe Gepräge, wie die zu E'Watto, und waren artig und freundlich mit uns. Die ganze Gegend hier ſchien ein Feld von Obſidian zu ſein, von welchem ungeheure Blöcke wie Glasklumpen auf dem Strande lagen. Die Eingeborenen benutzen ihn zu allen möglichen Verrichtungen: zum Raſieren ihrer Köpfe, zum Aderlaſſen, zum Schneiden und Schnitzen von Holz, endlich auch zum Beſchneiden. Letzteres iſt hier allgemeine Sitte. Sie tragen alle einen reich verzierten, mit verſchiedenen Farben und Muſtern verſehenen Lendenſchurz.

Als ich in E'Watto landete, wurde ich von vielen Weibern umringt, welche ſich offenbar einbildeten, ich wäre bloß weiß gefärbt; denn ſie rieben mir Hände und Geſicht mit ihren Fingern und

ſahen dann nach, ob an letzteren etwas von dem Weiß hängen geblieben ſei. Eine häßliche alte Dame öffnete trotz meines Widerſtrebens den Hals meines Hemdes und hielt augenſcheinlich ihren Genoſſinnen eine Vorleſung über Gewohnheiten und Kleider der Weißen. Dann rieb und knipp ſie ſo lange, bis meine Haut rot wurde, bei welchem Anblicke die andern vor Erſtaunen ſchrien und kreiſchten. Da kam aber ein Mann mir zu Hilfe und jagte ſie mit einem Stocke alle fort. Zu meinem Bedauern konnte ich ihre in beträchtlicher Höhe liegende Stadt nicht beſuchen, weil ich zu ſehr am Fieber litt; ſo mußte ich mich denn damit begnügen, auf dem Strande ſitzend Zeichenſprache mit dem Manne zu ſprechen. Man brachte mir 4 Kokosnüſſe, an deren Safte ich mich recht erquickte. Die Leute waren recht verſtändig, freilich ohne Zweifel Kannibalen.

Nachdem wir die Hixſon-Bai, welche auf den Karten fälſchlich Hixon-Bai geſchrieben wird, übrigens nicht genau von uns unterſucht wurde, verlaſſen hatten, fuhren wir an der Heath-Inſel vorbei. So heißt das vorher als dicht am Fuße des North-Son liegend erwähnte Eiland; es gleicht durchaus nicht dem „Le Danſeur Island" der alten Karten. Zwiſchen ihm und der Hauptinſel iſt nur eine ſehr enge Straße, auf beiden Seiten von rieſigen Klippen begrenzt. Dann kamen wir zum Kap Deſchamp oder Torcoro; freilich iſt es nicht ausgemacht, ob dieſer Name ſich auf das Kap oder nur auf den Berg North-Son bezieht, wie denn dasſelbe von den einheimiſchen Benennungen der anderen Kaps unmittelbar unten am Fuße der beiden anderen Vulkane Father und South-Son gilt.

Der Father iſt der höchſte von den 3 Bergen und ſteht zwiſchen den Sons (vgl. die Skizze S. 192). Father und South-Son ſind thätig, namentlich erſterer: er wirft große Mengen Rauches und eine Maſſe aus, welche von unten wie Schlamm ausſieht, aber vielleicht Aſche iſt. Der jetzige Krater iſt ſo augenſcheinlich aus Trümmern eines alten aufgewachſen, daß ich zu der Annahme geneigt bin, er beſtehe aus mehr als nur Aſche, obgleich ich nicht glaube, daß es Lava ſein



Father und Song, von der Duportail-Insel aus (S. 191 u. 192).

kann. Der South-Son stößt nicht so viel Rauch aus, noch irgend eine feste Masse; aber auch bei ihm scheint ein alter und ein neuer Krater vorhanden zu sein. Beide Vulkane sind bis zu den alten Kratern gut bewaldet, die Abhänge der neuen sind ganz pflanzenlos. Der Father wird etwa 1200, der South-Son wohl über 900 m hoch sein. Der North-Son ist viel niedriger; er mißt nur etwa 400 m; allem Anscheine nach ist er erloschen; sein Krater sieht aus, als sei er früher durch einen großen Ausbruch sehr zerrissen worden. Die Eingeborenen brachten mir hier große Stücke grauen Obsidians. Long Point ist eine lange niedrige Landzunge gleich unten am Fuße des Father. Low Point hat ungefähr dieselbe Lage bei dem South-Son.

Die Duportail-Insel liegt von Long Point 7,2 km westlich. Sie hat 2 Berge; einer ist kegelförmig, der andere ein Vulkan mit sehr eigentümlichem Krater, welcher dem geöffneten Maule eines riesigen Walfisches

ganz ähnlich iſt, gerade als wenn der Gipfel des Berges ſich geteilt hätte. Er raucht nicht bedeutend, ausgenommen nach Regen. Reicher Pflanzenwuchs bekleidet den ganzen Berg, nur in der großen Spalte des Gipfels wächſt gar nichts. Die ganze Inſel iſt dicht bewaldet und anſcheinend ſehr bevölkert. Viele Kähne

Eingeborener von der Duportail-Inſel mit Kopfſchmuck.

kamen zu uns, von deren Inſaſſen wir mehrere Schmuckſachen erhielten; die Leute ſtießen mit der offenbaren Abſicht, Handel zu treiben, vom Lande ab; aber wenn ſie ſich uns näherten, ſank ihnen wie ich meine der Mut, und nur mit vieler Mühe überredeten wir ſie, bis an unſer Fahrzeug heranzukommen. Sie haben ebenſolche Adlernaſen, wie ihre Landsleute an der Open Bay, trugen jedoch einen Kopfputz, den ich vorher noch nie geſehen hatte; weiter nach Weſten zu war er aber häufig. Er beſteht aus einer Anzahl ge-

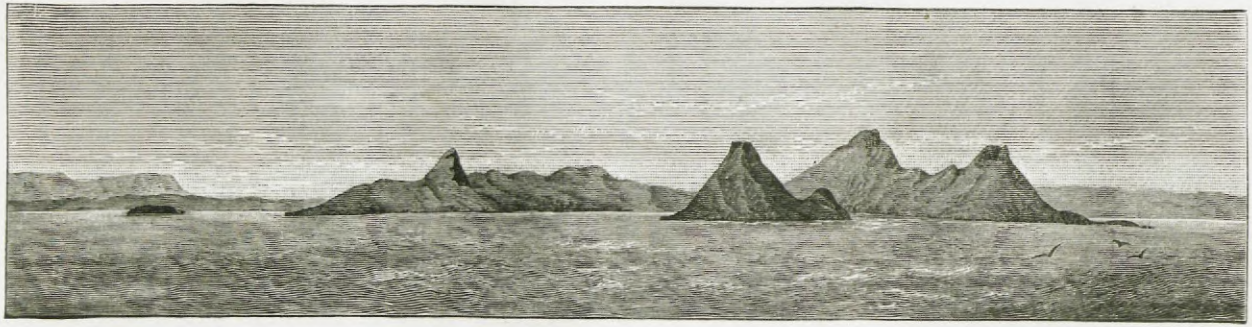
flochtener Rohrringe, welche mit den kleinen auf der Gazellenhalbinsel als Geld benutzten Muscheln bedeckt sind; diese Ringe werden über den Schädel bis zu den Ohren heruntergepreßt, so daß sie eng anliegen; die Weite der Ringe nimmt nach oben zu, entsprechend dem Kopfumfange, ab. Man legt sie den männlichen Kindern schon in frühester Jugend an und läßt sie bis zum 15. oder 16. Jahre liegen. Dann schneidet man sie los und ersetzt sie durch größere. Dadurch sind natürlich die Köpfe der Männer gerade über den Ohren zusammengepreßt, obgleich die Anfangsstelle der Einschnürung durch die Ringe selbst versteckt ist. Erst nach langer Unterredung durch Zeichen erwarb ich einen solchen Schmuck von einem jungen Burschen, welcher seine zweiten Ringe offenbar erst vor kurzem erhalten hatte; denn sie gingen verhältnismäßig leicht ab. Das Haar steht als förmlicher Busch über die Ringe empor. Meiner Ansicht nach mögen dieselben zum Schutze gegen Keulenschläge dienen sollen; ihr frühzeitiges Anlegen bringt eine Kerbe in dem Kopfe hervor, welche ihr Losgehen verhindert.

Südwestlich von der Duportail-Insel liegen zwei kleine Eilande; zwischen ihnen und jener befindet sich ein ganz besonders gefährliches unterseeisches Riff, welches bei glatter See keine Brandung verursacht und obendrein von einer Art grünen Seegrases so verborgen wird, daß man es erst in unmittelbarster Nähe entdeckt.

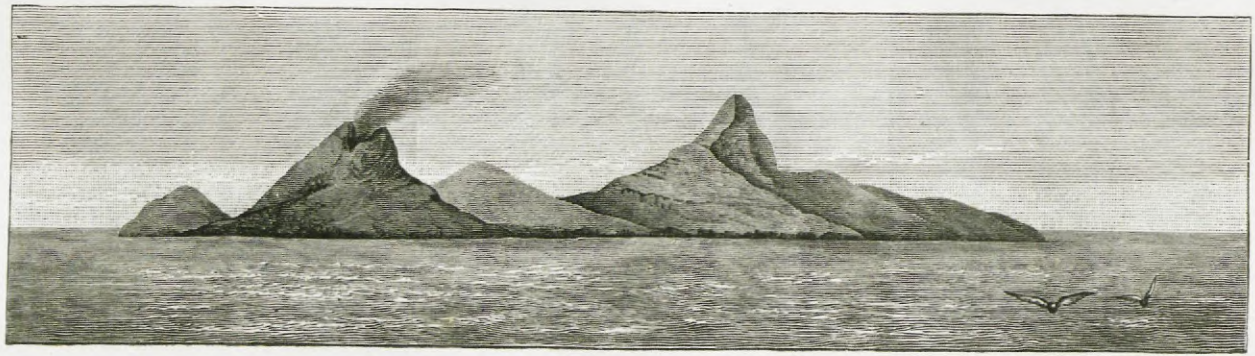
Vom Low Point bis zum Hummock-Head oder „Quaß" ist das Land eine einzige Reihe vulkanischer Erhebungen, welche jetzt dem Anscheine nach ruhig sind, aber wohl erst seit kurzem, da sich überall kleine Krater und Bodenrisse zeigen. Ihre Pflanzendecke ist, denke ich, kein zwingender Beweis gegen ihre etwaige Thätigkeit noch in jüngster Vergangenheit: denn in diesem reichen Boden und tropischen Klima kann da, wo eben noch eine pflanzenleere Bimssteinwüste war, in kurzem ein ganzer Wald emporsprießen.

Über „Quaß" hinaus wird das Land niedrig, flach und reizlos. Die einzigen Höhen an dieser Strecke der Küste bieten nur die Chard-,

Mount Pyramid.



Deception=Point. (S. 197.)



Die Duportail=Insel, von Expectation=Straits aus. (S. 192 u. 193.)

Beſſy- und Macdonald-Inſel — ſo genannt nach drei anderen Gönnern meiner Entdeckungsfahrt.

Die Kommodore-Bai, in welcher die Norton-Inſel liegt, ſchien voll von Untiefen. Ihr Süd- und Weſtufer iſt mit Mangrovewäldern bedeckt. Ohne die Bai weiter zu befahren, begnügten wir uns, feſtzuſtellen, daß das Hochland im Norden derſelben keine Inſel iſt, ſondern eine Halbinſel, mit der außerordentlichſten Anſammlung von Bergen, die ich jemals auf einem ſo kleinen Fleckchen geſehen habe. Es kann nicht überraſchen, wenn jemand von weitem hier eine Inſel zu ſehen glaubte; denn das Land hinter der Halbinſel iſt ſo niedrig, daß man es nur etwa 16 km weit ſehen kann; ich bin überzeugt, daß nur wenige europäiſche Schiffe dieſer ſeltſamen Halbinſel ſo nahe gekommen ſind. Die Skizze vermag dem Leſer einen beſſeren Begriff zu geben als eine lange Beſchreibung; nur den Mount-Pyramid (Pyramidenberg) muß ich beſonders erwähnen. Er trägt ſeinen Namen von ſeiner ganz auffallenden Geſtalt; es iſt in der That kaum glaublich, daß eine ſo vollkommene Pyramide ohne menſchliche Thätigkeit entſtanden iſt. Übrigens ſind alle Berge auf der Halbinſel vulkaniſcher Formation, zumeiſt gänzlich Vulkane.

In der Nähe der Jenkins-Inſel — ſo genannt nach einem anderen Gönner — bemerkten wir, daß eine Anzahl von Kähnen von Island-Point nach der erwähnten Inſel fuhren, welche wohl nicht immer bewohnt, ſondern nur beim Fiſchfange beſucht wird. Man hatte uns augenſcheinlich geſehen und kam, um das fremde Ungeheuer, als welches unſer Schiffchen den Eingeborenen erſchienen ſein muß, anzuſtaunen. Wir hielten auf die Inſel zu, um zu verſuchen, ob wir die Wilden zu einem Handelsverkehre mit uns bringen könnten. Aber ſobald ſie unſre Annäherung bemerkten, ſprangen ſie alle aus den Kähnen in das Gehölz. Ich ſchwenkte einen grünen Zweig und winkte ihnen zu — aber umſonſt: ſie waren zu ſehr erſchrocken und verſteckten ſich im Gebüſche. Ich mußte daher in Ermangelung eines paſſenden Ankerplatzes mich entfernen; als die Eingeborenen das

ſahen, beſtiegen ſie ihre Kähne wieder, aber obgleich ich die Segel einzog und alles mögliche that, um ſie heranzulocken, blieben ſie immer etwa $1\frac{1}{2}$ km entfernt. Endlich legte ich rotes Tuch und Perlen in einige halbe Kokosnußſchalen und ließ dieſe auf dem Waſſer hintreiben. Als die Kähne zu ihnen hinkamen, konnte ich durch das Fernrohr das Erſtaunen und die Aufregung der Wilden beobachten. Nachdem ſie die wunderbaren Sachen eine Weile angeſtaunt und unterſucht hatten, fuhr ein Kahn weiter vor als die andern, ein Mann in ihm ſtand auf und warf eine Kokosnuß ſo weit als er konnte zu uns herüber. Auf dieſes deutliche Freundſchaftszeichen drehte ich das Schiff um und näherte mich der Nuß, aber ſofort ruderten jene ſo ſchnell als ſie nur konnten wieder zurück. Dies war nun ſehr verlockend; indeſſen durften wir, da es Abend wurde, nicht länger in der Nähe der vielen Riffe rings an der Küſte bleiben, fiſchten die Nuß auf und fuhren auf die Fitz-Inſel zu in offenes Waſſer.

Ich bin über das Benehmen der Eingeborenen nicht im geringſten überraſcht; muß es doch ein wunderbarer Anblick für ſie ſein, ein europäiſches Schiff und Weiße! Ich glaube, wir würden, wenn wir an ihrer Stelle wären, überhaupt gar nicht nach einer ſo fremdartigen Erſcheinung zu gehen wagen!

Es war ein Glück für uns, daß wir aus der Nachbarſchaft der Riffe heraus waren; denn ungefähr 8 Uhr Abends brach ein furchtbares Gewitter los — das ſchrecklichſte, was ich je geſehen habe. Während es raſte, fühlten wir, wie das Schiff gleichſam hart anſtieß, worauf es heftig von einer Seite auf die andere ſchwankte. Raſch ließen wir das Senkblei fallen, fanden aber auf 90 m keinen Grund. Nun wurde es mir klar, daß der Stoß von einem Erdbeben herrührte. Es folgten noch zwei Erſchütterungen, aber ſchwächer. Die Empfindung dabei war gerade ſo, als ob wir auf ein Korallenriff aufgelaufen wären und dann auf deſſen anderer Seite heruntergliten. Das Fahrzeug ſchien von vorn bis hinten zu erzittern und ſchwankte heftig.

Am nächſten Morgen fuhren wir auf Kap Campbell zu, den nördlichſten Punkt der Willaumez-Inſel, ein hohes, ſteiles Vorgebirge. Es hat ſeinen Namen nach einem hohen Regierungs-Bergbeamten von Neuſüdwales, welcher die Ausführung meiner Reiſe ſehr betrieb. Die „Du Faur-Inſel“ heißt ſo nach dem Manne, welcher die hoffentlich nicht ganz und gar unnütze Unternehmung hauptſächlich veranlaßte. Er läßt ſich ſelten eine Gelegenheit, die geographiſche Forſchung zu fördern, entgehen.

Weſtlich von der Willaumez-Inſel kamen mehrere Kähne bis 300 oder 400 m an uns heran. Ich war entſchloſſen, die Leute, wenn irgend möglich, an das Schiff heranzulocken. Ich ſchwenkte alſo meinen grünen, beſonders zu dieſem Zwecke aufbewahrten Zweig, wickelte dann ein Stück roten Tuches um ein Holz und warf dies ihnen zu. Eine Weile zögerten ſie; endlich aber wagte ſich ein Kahn näher an das Ding heran, dann hielt er wieder ſtill. Aber ein junger, ſchön gewachſener Burſche ſtand ſchließlich auf, warf ſein Ruder hin, als ob er ſagen wollte (und vielleicht ſagte er es wirklich): „Mag werden was will — ich verſuch's“, und ſprang ins Waſſer, um das rote Tuch ſchwimmend zu erreichen. Dies gelang ihm bald und er kehrte zu ſeinem Kahne zurück. Unverzüglich warf ich nun ein zweites Stück Holz mit einer Perlenſchnure aus, aber nicht ſo weit fort als das erſte. Derſelbe Burſche holte es. Die Aufregung der Wilden über das rote Tuch war groß geweſen; aber ſie war nichts im Vergleiche zu der über die Perlen. Sie ſchrien und jubelten und hätten ohne Zweifel getanzt, wenn ſie nicht im Kahne geweſen wären. Jeder verſuchte an ſich ſelbſt, wie ſich die Perlenſchnur als Hals- oder Armband ausnähme. Dann kehrten ſie zu den anderen Kähnen zurück, um ihren Landsleuten die Perlen zu zeigen. Mittlerweile holte ich ein Stück rotes Tuch und ſchwenkte es in der Luft, um ihnen zu zeigen, daß ich genug für ſie alle hätte, wenn ſie nur herankommen wollten. Das war aber unnütz, und ich nahm daher meine Zuflucht wieder zu meinem alten Plane: ich warf Stöcke mit rotem

Tuche und Perlenſchnuren ins Waſſer. Dieſes Mal fuhren zwei Boote nach dem Stocke, aber langſam, und in jedem Kahne ſtand ein Mann mit einem Speere in der Hand, jeden Augenblick zum Wurfe bereit. Da nur ein Stock im Waſſer lag, warf ich noch einen fort, aber ſo, daß er näher beim Schiffe als jener niederfiel.

Eingeborener der Willaumez-Inſel.

Hierauf ſprang wieder derſelbe Burſche ins Waſſer und fiſchte ihn auf. Als ich einige Perlen über die Schiffswand herunter hielt, wagte er ſich, wenn auch vor Furcht halb unterſinkend, heran und holte ſie. Bald jedoch merkte er, daß nichts Böſes beabſichtigt war, und ſchwamm hocherfreut mit ſeinen Perlen fort; ich gönnte ihm ſein Entzücken von Herzen; denn ſeine That war die beherzteſte, die ich jemals in dieſer Inſelwelt geſehen habe.

Um nicht durch fortgeſetzte Wiederholungen zu ermüden, will ich nur kurz erzählen, daß wir ſie nach langem Zureden wirklich an unſer Schiff lockten. Aber in jedem Kahne ſtand ein Mann mit einem Speere, um nötigenfalls ſofort Widerſtand zu leiſten. Aber als wir gar nicht darauf achteten, und ſie ſahen, daß wir nur Handelszwecke verfolgten, legten die Wachen ſchließlich die Speere weg, und

Keulen, Kap Hoskins, Neubritannien.

nun begannen Verhandlungen. Aber wenn etwa ein Segel klatſchte oder auch einer von uns raſch auf dem Decke hinlief, waren ſie ſofort wieder bereit zur Verteidigung. Doch ſahen ſie nicht eben ſehr kriegeriſch aus: ſie zitterten am ganzen Körper vor Aufregung und Furcht. Wir kauften ihnen viele Hals- und Armbänder ab, dann Ohrringe, Kopfputz, einige Speere, Steinbeile und Keulen. Speere und Beile waren ganz roh; die Keulen ähnelten ſehr den Poliziſten-

ſtöcken; nur waren ſie länger; die Schmuckſachen waren gut, einige Armbänder ſogar ſchön gearbeitet. Faſt jedes Ding war mit den in ganz Neubritannien ſo allgemein verwendeten kleinen Muſcheln geziert. Alle trugen die ſchon beſchriebenen ſeltſamen Kopfringe und Lendenſchurze aus Fowbaſh, bei weitem nicht ſo reich verziert als die der E'Watto-Eingeborenen. Sie gehören zu derſelben Raſſe wie die Leute an der Open Bay und haben dieſelben ſcharf geſchnittenen Züge. Natürlich ſahen wir keine von ihren Frauen. Die Ohrläppchen ſind bei ihnen nicht ſo ausgedehnt als bei den Eingeborenen der Gazellenhalbinſel; im ganzen ſind ſie eine ſchönere Raſſe als jene.

Die Du Faur-, Gicquel-, Raoul- und Willaumez-Inſeln ſind alle vulkaniſch; faſt alle Berge auf ihnen haben das Ausſehen von Kratern, wenngleich keiner, ſoviel wir bemerkten, in Thätigkeit war.

Als wir von dieſen Inſeln aus weiterfuhren, wurde das Land niedrig und reizlos; Vulkane ſchienen zu mangeln, ausgenommen auf einer nicht näher unterſuchten Inſel, welche von weitem aus lauter Bergen und Spitzen zu beſtehen ſchien, ſo daß ſie wie ein Haufen ungeheurer Termitenneſter ausſah. Ich war wirklich zu matt vom Fieber, als daß ich hätte viel arbeiten können, und meinen beiden Leuten ging es faſt ebenſo ſchlecht. Den Aleck hatte ich, wie erzählt, bei ſeinem Stamme gelaſſen, und der Koch war auf Duke-of-York entlaufen ſo daß wir alles in allem eben nur noch drei waren; wir hätten vollſtändig hingereicht, unſer kleines Fahrzeug zu beſorgen, wären wir nur bei Kräften geweſen; aber dies war eben leider nicht der Fall. Sobald der eine fähig war, auf Deck zu kriechen, wurde der andre von der ſchrecklichen Krankheit niedergeworfen. Hat ſich aber das Übel einmal eingeniſtet, ſo läßt es ſich nicht ſo leicht wieder abſchütteln. Da nun auch unſere Vorräte ſehr abnahmen, entſchloß ich mich nach Kap Glouceſter zu ſegeln, wo ich

einige Schweine oder auf alle Fälle doch Yams oder Aaronswurzel zu erhalten hoffte.

An den French Islands vorbei, deren Bewohner ſich trotz unſeres Bemühens nicht an uns heran wagten, ſteuerten wir auf das Kap Glouceſter los. Bei unſrer Annäherung ſahen wir eine große Rauchmaſſe über dem Lande, welche die Berggipfel verhüllte, und entdeckten, als wir noch näher kamen, daß der Rauch aus unzähligen großen und kleinen Vulkanen emporſtieg, die alle in heftiger Thätigkeit begriffen waren. Es war ein ganz außerordentlicher Anblick; wohl hundert Vulkane oder noch mehr ſpien Feuer und Rauch aus — das ganze Land ſchien in Feuer zu ſtehen. Wir ankerten am Ende eines Riffes, weit genug von der Küſte, um während der Nacht vor den Eingeborenen ſicher zu ſein.

In der Dunkelheit war nun der Anblick geradezu wunderbar. Die Flammen ſchienen die Bergſpitzen zu verdecken, und es würde leicht geweſen ſein, bei ihrem Lichte zu leſen. Die Luft war erfüllt mit feiner Aſche, welche alles mit hellgrauer Färbung bedeckte und ſogar das Atmen etwas erſchwerte. Auch die Tupinier-Inſel war in vulkaniſcher Thätigkeit, und das Getöſe all der Ausbrüche glich einem ununterbrochenen dumpfen Donnern.

Am Morgen fuhren wir näher zur Küſte, erblickten aber, zu unſrer großen Enttäuſchung, keine Spur von Eingeborenen. Nun wollte ich es auf Rook-Island verſuchen und quer über die Dampier-Straße fahren. Aber heftiger Südoſtwind und die hochgehende See machten es unmöglich, trotzdem wir vor- und rückwärts kreuzten, die ſtarke Strömung in der Dampier-Straße zu überwinden. Zwei Tage lang verſuchten wir es umſonſt und mußten während dieſer Zeit auch noch beſtändig an den Pumpen bleiben, da die Wandungen des Schiffes ſo zuſammengetrocknet waren, daß bei dem hohen Wogenſchlage viel Waſſer eindrang. Schließlich ſchlug eine mächtige Welle an unſer Steuerruder und ſchwemmte es fort wie einen morſchen

Stock. Jetzt war keine Möglichkeit mehr, Rook-Island zu erreichen; faſt erſchöpft, ohne Ruder und mit leckem Schiffe, konnten wir lediglich an Rückkehr denken, und ſo verfertigten wir denn mit Bootrudern u. ſ. w. ein Notruder und fuhren zu einer kleinen Bai, etwa 33 km öſtlich von Kap Glouceſter, zurück.

Nach kurzem Suchen fanden wir etwa 25—30 m vom Strande eine Sandbank, auf der wir unſer Fahrzeug auflaufen ließen, um ein zur Rückfahrt nach Duke-of-York ausreichendes Steuerruder anzubringen. Mittelſt eines vor dem Schiffe in der Sandbank befeſtigten Ankers zogen wir denn nun unſer Fahrzeug ſoweit hinauf, daß es bei der Ebbe trocken lag. Während der Flut, deren Höhe 1,2 m betrug, war die Bank jedoch faſt ganz überſchwemmt.

Während wir nun den Eintritt der Ebbe erwarteten, kam ein Kahn um ein nicht weit entferntes Kap herum gerade auf uns zu. In geringer Entfernung von uns hielt er, und ein alter Mann hielt ein paar kleine Yams in die Höhe, offenbar zum Verkaufe. Ich machte ihm ſofort begreiflich, daß ich ſie kaufen wollte; er kam ans Schiff, und ich gab ihm einige Perlen dafür. Jetzt zeigte er mir die Reſte eines alten Kruzifixes, die er um ſeinen Hals trug, wollte ſich aber um keinen Preis davon trennen. Ich fragte ihn mit Zeichen, woher er es hätte; er legte ſeine Hände zuſammen, wie zum Gebete, und ſagte: „Lotu“. Dieſen Ausdruck gebrauchen alle Miſſionäre überall, glaube ich, um „Religion“ zu bezeichnen. Dann zeigte er auf Rook-Island, wo, wie ich hinterher erfuhr, eine römiſch-katholiſche Miſſionsniederlaſſung geweſen war, deren Mitglieder entweder getötet worden oder geſtorben waren — ich weiß nicht, welches Los ſie getroffen hatte; aber aufgegeben war die Niederlaſſung ſchon ſeit einigen Jahren.

Der alte Eingeborene muſterte ſehr genau unſer Fahrzeug und auch den Anker auf der Sandbank und verließ uns dann, offenbar

mit dem Verſprechen, noch mehr Yams zu holen. Bald darauf ſaß unſer Schiffchen feſt, und wir begannen mit Herſtellung des Notruders; aber da ich vor Fieber kaum aufrecht ſtehen konnte, ging ich unter Deck, und die beiden andern machten ſich ans Werk. Nach kurzer Zeit rief H..... die Kajütentreppe herunter, eine Menge Eingeborener komme mit Spießen ꝛc. auf dem Strande daher, und ihre Abſicht ſcheine nicht allzu friedlich zu ſein.

Ich geſtehe, daß ich mehr geneigt war, ſie immerzu kommen zu laſſen, als fähig, irgend welchen Widerſtand zu leiſten, wenn ſie wirklich Feindſeligkeiten eröffnen ſollten. Indeſſen ging es doch nicht gut an, liegen zu bleiben und zu ſterben, ſo krank ich mich auch fühlen mochte. Ich ging alſo auf Deck, und bald hatten wir unſere Gewehre geladen, einige mit Steinſalz, und die kleinen Drehkanonen in Bereitſchaft und waren nötigenfalls zu feſtem Widerſtande entſchloſſen.

In einiger Entfernung von uns war eine große Anzahl von Männern teils auf dem Strande, teils in mehreren Kähnen. Der ganze Haufe hatte Schleudern, Speere und Steinbeile. Es fiel mir ein, daß Rover am Lande war; durch ihn konnten wir die Abſichten der Eingeborenen erproben; wir riefen ihn daher, und als er aus dem Gebüſche herausgeſprungen kam, rannten mehrere junge Männer vor und warfen die Speere nach ihm, aber ohne ihn zu treffen; bald war er an Bord. Ich ſchwenkte nun meinen grünen Zweig, worauf nur höhniſches Gelächter folgte. Nun wußte ich ſicher, daß ſie Böſes im Schilde führten; da wir aber bei Ebbe nicht von der Sandbank loskommen konnten, mußten wir ruhig warten, bis ſie zum erſten Angriffe ſchritten. Bald begannen ſie Steine gegen uns zu ſchleudern, wobei ſie auf dem Strande näher heranrückten; die Geſchoſſe praſſelten unangenehm genug zwiſchen das Takelwerk und an die Wandungen. Ich ſchoß nun über ihre Köpfe hin, was aber nur bewirkte, daß ſie lachten und deſto ſchneller auf uns zu gingen;

gleichzeitig näherten ſich von der Seeſeite her die Kähne. Mir wurde etwas bange, ob dieſe Leute die Feuerwaffen völlig verachteten oder ob ihre Gleichgültigkeit nur aus Unbekanntſchaft mit den tödlichen Wirkungen derſelben entſprang.

Mittlerweile waren ſie nahe genug gekommen, um die Speere werfen zu können, und ſie thaten dies mit bedeutender Sicherheit. Indeſſen ſparten wir unſer Feuer auf, bis ſie ſo nahe wären, daß ſie die Wirkung des Salzes ſpüren könnten; damit wollte ich ſie nämlich zuerſt bewillkommnen. Ungefähr 20 von ihnen durchſchritten die ſchmale Lache zwiſchen dem Strande und unſrer Sandbank und näherten ſich ſehr zuverſichtlich dem Buge des Schiffes. Wir hatten während deſſen hinter der Brüſtung geſeſſen, um vor den Steinen gedeckt zu ſein, und da ſie uns keinerlei Verteidigungsmaßregeln vornehmen ſahen, mochten ſie glauben, leichtes Spiel zu haben. Aber als ſie nahe genug waren, ſprangen wir auf und feuerten zuſammen gerade mitten unter ſie hinein. Nun folgte ein ungemein lächerlicher Vorgang. Wir hatten abſichtlich tief gehalten; ſie bekamen daher die Salzladung auf den Leib, ſchienen aber wirklich zuerſt vor Entſetzen weder fliehen zu können noch das Beißen des Salzes zu empfinden. Indeſſen nahmen ſie bald ihre Beine unter den Arm und rannten für ihr Leben. Kaum hatten ſie ſich umgedreht, ſo ſalzten wir ſie noch der Gleichmäßigkeit wegen auch hinten. Als ſie nun auf den Strand gelangten, begann das Salz zu wirken, und ihren verzweifelten Sprüngen nach ſollte ich faſt glauben, daß ſie ſich vor einer Wiederholung der erhaltenen Lehre wohl hüten dürften.

Die anderen Eingeborenen verſchwanden wie durch Zauberei im Gebüſche, und auch die Kähne ſuchten eilig das Weite. Unter den erſteren hatte ich unſern alten Freund mit den Yams und dem Kruzifixe erkannt. Er hatte von den Miſſionären offenbar eines gelernt: daß nämlich ein Schiff der Weißen ein ſchönes Stück zum

Plündern iſt; aber vielleicht haben wir den Leuten gelehrt, daß eine ſolche Plünderung nicht ſo leicht iſt, wie ſie ſich eingebildet hatten. Unſer Sieg war ſchneller gewonnen, als ich gehofft hatte, und noch dazu ohne Blutvergießen. Bald nachher hatten wir das Notruder fertig, holten den Anker ein und machten uns auf die Rückfahrt nach Duke-of-York. Leider ſollten wir dieſe Inſel nie mit unſerem Schiffchen wieder erreichen.

Wir hielten gerade auf Kap Lambert zu und gelangten nach 2 Tagen dahin. Um zu ankern, ſteuerte ich nach einer kleinen Bucht ſüdlich vom Kap; denn ich hatte keine Luſt, während der Nacht mit einem beſchädigten Fahrzeuge zwiſchen den unzähligen Untiefen auf der andern Seite des Kaps umherzutreiben. Als wir uns aber dem Lande näherten, trat unglücklicher Weiſe eine Windſtille ein, und trotz unſeres Ruderns führte uns die Strömung nach Süden. Sobald jedoch die Sonne unterging, erhob ſich — für uns leider zu ſpät — eine leichte Briſe, und wir konnten nichts weiter thun, als möglichſt nahe an der Küſte zu bleiben, ſo weit die Riffe es geſtatteten. Zum Unglücke war kein Mondſchein.

Aus Vorſicht ließen wir einen Wurfanker an 18 m langem Taue über den Bug ins Waſſer, damit wir, wenn das Schiff in ſeichtes Waſſer geriet, feſtgehalten würden. Alles ging gut bis 2 Uhr Morgens, als eine ſchwere Bö mit Regen über das Land herkam, letzteres ganz verhüllend. Wir mußten einige Segel bergen und trieben ohne Zweifel viel ſchneller oſtwärts, als ich wußte. Die Bö war ſehr heftig und erregte bald die See; ſehen konnte man nichts wegen des Regens, der in Strömen niedergoß. Etwa $^1/_2$3 Uhr bemerkte ich auf der Leeſeite eine leuchtende Linie im Waſſer, welche, wie ich nur zu genau wußte, ein ganz nahe befindliches Riff anzeigte. Ich ſchrie meinen Leuten zu, das Schiff umzulegen, aber es gehorchte dem Ruder nicht; bei einem zweiten Verſuche ergriff uns eine hohe Welle und warf uns mit einem Krache auf das Riff, daß

wir alle niederſtürzten. Hier lag nun unſer Fahrzeug hart und feſt; die Wellen ſtürzten über das Hinterteil her, als ob ſie jede Minute alles zerbrechen wollten, und ſtießen das Schiffchen heftig gegen die Felſen an.

Gegen Tagesanbruch begann das Schiff leck zu werden; wir ſchafften daher alles, was wir holen konnten, aus der Kajüte und dem Raume auf das Vorderkaſtell, und kurz nach Sonnenaufgang brachten wir die wertvollſten Gegenſtände in das Boot. In ihm fuhr ich mit dem einen meiner Begleiter nach dem nächſten Zufluchtsorte, einer ſüdlich gelegenen Sandbank, mit der Abſicht, wieder zum Schiffe zurückzukehren, um eine neue Ladung zu holen. So wollte ich möglichſt viel hierher bringen, dann ein Floß bauen und mit meinen Begleitern und den geretteten Sachen nach der Matterbert-Inſel fahren. Aber die Sandbank war, wie wir bald bemerkten, zu meiner Überraſchung von Eingeborenen aus Matukanaputa beſucht, welche hier Schildkröten fingen. Sobald ſie unſer anſichtig wurden, rannten ſie alle nach ihren Speeren, Keulen und Schleudern, augenſcheinlich in dem Glauben, wir würden mit ihnen kämpfen. Ich ſtieg daher, zum Zeichen des Friedens die Hände über den Kopf haltend, ans Land und erklärte ihnen, mein Fahrzeug liege auf dem Strande, ich aber wünſche bloß meine Habe hier niederzulegen. Nach vielem Reden willigten ſie ein. Da ich es aber für nötig hielt, daß jemand zur Behütung der Sachen da blieb, ſchickte ich den Mann allein nach einer zweiten Ladung zurück, mit welcher er gegen Abend ankam. Dann fuhr er wieder fort; denn da wir nur dies eine Boot hatten, war es klüger, dasſelbe bei dem Schiffe zu laſſen, im Falle letzteres etwa während der Nacht in Stücken gehen ſollte.

So mit einigen fünfzig nichts weniger als freundlich geſinnten Eingeborenen auf der Sandbank allein gelaſſen, unterſuchte ich zuerſt, ob mein Gewehr und mein Revolver in gutem Zuſtande war Sodann baute ich mir aus den Kiſten eine Art Rückenſchutz und

ſetzte mich dann hin, um während der Nacht unſer Eigentum vor Dieben zu hüten. Denn an den Beſprechungen der Wilden und ihren Seitenblicken auf mich erkannte ich gar wohl ihr Verlangen nach all dem gelandeten Gute. Schließlich näherten ſich einige meinem Sitze und drückten mir ihr Beileid über unſer Mißgeſchick aus; gleichzeitig verſicherten ſie mir, daß ſie mich für einen herzensguten Mann hielten. Ein Schurke preßte ſogar ein paar Thränen heraus. Aber während ſie ſo redeten, ſuchten ſie mich allmählich zu umzingeln. Zu bekannt mit den Liſten der Wilden, um mich damit fangen zu laſſen, ſtand ich auf und befahl ihnen in ihrer eigenen Sprache, ſich niederzuſetzen und mir dann zu ſagen, was ſie überhaupt noch zu ſagen hätten. Denn wenn ich ihnen erlaubt hätte, ganz nahe zu kommen, ſo würden ſie ſich plötzlich auf mich geſtürzt haben, wohl wiſſend, daß ich dann keine Zeit zum Schießen hätte.

Offenbar überraſcht und einſehend, daß ihre Abſicht durchſchaut war, ſetzten ſie ſich ein paar Meter entfernt von mir nieder und beteuerten mir aufs neue ihre Freundſchaft und ihr Beileid. Aber es war mir, als ob ich den einen von ihnen wiſpern hörte: „Heute Abend werden wir keine Weißen eſſen“. Das machte mich natürlich noch wachſamer; ich hörte alſo ihre Beteuerungen eine Weile mit an und ſagte dann, wenn ſie wirklich Freunde von mir wären, ſollten ſie nach Materbert fahren und Tobrian — dem ſchon erwähnten Häuptlinge — mitteilen, er ſolle mit 2 oder 3 ſeiner größten Kähne mich und meine Sachen holen; ich würde ihnen dann eine ſchöne Belohnung geben; wenn ſie das aber nicht thäten, ſondern mir näher kämen, würde ich ſchießen. Zuerſt wollten ſie nichts davon hören, bis ein alter Mann ſie überredete, fortzugehen, aber nur — wie ich hinterher merkte — zum Scheine, und zu ſehen, ob ich nicht einſchliefe. Nun gingen ſie zu ihren Kähnen und ruderten in die Finſternis hinaus.

Damit ließ ich mich aber natürlich nicht fangen; denn ich wußte, daß dieſe edlen Leute einen derartigen einmal gefaßten Plan nicht ſo leicht aufgeben. Außerdem konnten ſie nicht wiſſen, ob nicht mein Boot wieder käme, und dann hätten ſie es mit zwei Weißen, anſtatt mit einem, zu thun gehabt; dies mag auch der Grund geweſen ſein, weshalb ſie zauderten; denn ſie wenden unabänderlich lieber Liſt als Gewalt an, um zu ihrem Ziele zu kommen. Wenn ich aber bedenke, in wie jämmerlichem Zuſtande ich mich infolge des Fiebers befand, wundre ich mich noch heute, daß ich thun konnte, was ich gethan habe.

Es mochte nun etwa 1 Uhr ſein; da glaubte ich leiſes Rudern zu vernehmen und entdeckte durch das Fernrohr 3 Kähne, welche ganz ſacht herankamen; in jedem ſtand ein Mann mit erhobenem Speere und lugte nach mir, ob ich wach wäre. Augenblicklich ſchrie ich ihnen zu, ſie ſollten ſich packen, oder ich würde Feuer geben. Jetzt ruderten ſie raſch fort, und die übrigen Kähne, welche bloß auf der andern Seite der Sandbank waren, folgten ihnen. Sie ſtörten mich nun nicht weiter, und am Morgen war nichts mehr von ihnen zu ſehen.

Aber eine neue Sorge befiel mich: mein Boot kam nicht! Ich fürchtete, die beiden Leute an Bord des Schiffes wären eingeſchlafen und ſo ermordet worden, in welchem Falle auch ich verloren war. Denn ich hatte wenig zu trinken und zu eſſen gar nichts. Da kam um elf ein Kahn; ſein Inſaſſe ſtand auf und rief mich an: er ſei ein Freund und wolle mich ſprechen. Da er die Hände über den Kopf hielt, ließ ich ihn landen. Er fing ein großes Lamento an wegen des Wrackes, aber ich unterbrach ihn ſchnell: das ſeien alles Flauſen; die Matukanaputa-Leute hätten mich auch bejammert und hinterher mich töten wollen; ob er etwa dasſelbe beabſichtige? „Nein“, erwiderte er; „ich will bloß mit dir reden. Die Matukanaputa-Leute taugen nichts. Es war gut, daß du nicht ſchliefeſt; ſie hätten dich

getötet und gegeſſen. Schlafe auch heute Abend nicht ein: ſieh, daß dein Boot kommt; ſie wollen den Mann in deinem Boote ermorden, und dann haſt du kein Trinkwaſſer, und der Mann im Schiffe hat, auch wenig Waſſer, und du kannſt nicht zu ihm, und er nicht zu dir, und ſie wollen dich im Schlafe erſchlagen und ſagen, es ſei genug Holz da, um dich zu braten, und ſie wüßten noch nicht, wie Weiße ſchmecken.“ Ich erwiderte ihm, er ſei mein Freund, weil er mir das mitgeteilt habe; wenn er zu Tobrian fahren und ihm ſagen wolle, daß er ein paar Kähne für mich und meine Waren ſchicke, ſo ſolle er ein großes Geſchenk bekommen. Er weigerte ſich aber, weil die Byning-Männer ihn töten würden, wenn ſie es erführen. Ich widerholte mein Verſprechen, er erwiderte jedoch: „Nein, nein! Einem toten Manne nützt kein Geſchenk“. So ließ ich ihn denn gehen, nachdem ich ihm etwas Tabak gegeben hatte. Er war kaum fort, als ein Kahn mit Matukanaputa-Leuten kam. Einer davon rief mir zu, ich ſolle ihn landen laſſen; er wolle mit mir reden. Um keine Furcht zu verraten, ſagte ich ihm, er möge kommen. Nun ſtieg er mit zwei oder drei Begleitern ans Land und näherte ſich mir; in der Hand hatte er einen Strick, wie ſie ihn beim Schildkrötenfange brauchen. Ich ſtand mit dem Rücken nach meinen Kiſten zu; wozu der Strick dienen ſollte, war mir ſofort klar. „Ich komme von Tobrian“, ſagte er; „iſt der Kahn groß genug? Komm und ſieh ihn dir an!“ Ich wußte aber recht gut, daß er in ſo kurzer Zeit noch gar nicht von Materbert hätte wieder da ſein können; ebenſo, daß er ein Matukanaputa-Eingeborener war. Ich war alſo auf meiner Hut und fragte ihn, was er mit dem Stricke wolle. Das brachte ihn in große Verwirrung; er meinte: „Für die Schildkröten“. Ich bedeutete ihm, daß man Schildkröten nicht bei Tage fange, und ließ mir den Strick geben, fügte jedoch hinzu, wenn ich ihn wieder hier erwiſchte, würde ich ihn erſchießen, und er möchte ſich lieber gleich fortſcheren, wenn er nicht wünſchte, daß ich doch noch ſchöſſe. Hätte ich ihm den Strick nicht abgenommen und mich von meinen

Kiſten entfernt, ſo würde einer der anderen ſich von hinten auf mich geworfen, er aber den Strick ein paarmal um mich herum geſchlungen haben: ſie ſind in dieſer Art Schildkrötenjagd ſehr erfahren.

Gerade als ſie ſich davon machten, kam mein Boot in Sicht. Meine Leute hatten große Not gehabt, die Ladung aus dem Raume zu holen; dies war der Grund der Verſpätung. Ich ſchickte den Mann zurück und ließ auch den andern kommen, da ich glaubte, es ſei am ſicherſten, wenn wir während der Nacht alle beiſammen wären.

Am nächſten Morgen noch in der Dunkelheit fuhren meine beiden Begleiter wohlbewaffnet wieder zum Wracke, um eine neue Ladung zu holen. Sie waren nur eben fort, als ich einige 15—20 Kähne gerade auf die Sandbank zukommen ſah. Schnell brachte ich unſre kleine Drehkanone, die meine Leute am letzten Abende mitgebracht hatten, auf einem Klotze in die richtige Stellung, lud ſie mit einem ſchwerem Schuſſe und einer Hand voll Kugeln, legte mich dann ruhig hin und wartete auf die Annäherung der Wilden. Bald fuhr ein Kahn den andern voraus; ganz vorſichtig kam er näher und näher. Ich ſchoß aber noch nicht; denn die Leute in dem einen Kahne ſollten natürlich nur unterſuchen, ob ich wach wäre; ich blieb daher hinter meinem Klotze regungslos liegen, um, wenn alle Kähne herankämen, deſto ſicherer treffen zu können. Wirklich müſſen ſie gemeint haben, ich ſchliefe; denn nachdem der einzelne Kahn zu den übrigen zurückgekehrt war, näherten ſich alle ohne irgend welches Geräuſch. Offenbar hatten die Eingeborenen die Entfernung meines Bootes beobachtet und dachten mich nun im Schlafe zu überraſchen. Kleiner und kleiner wurde der Raum zwiſchen ihnen und mir; in jedem Kahne ſtand ein Mann und ſpähte nach mir aus. Die Finger zuckten mir nach der Lunte, aber noch bezähmte ich meine Ungeduld, bis ich ſie endlich nahe genug glaubte. Jetzt — jetzt krachte der

Schuß! Ein ſchreckliches Geheul von den Kähnen folgte, und ehe ich nur Zeit zu einem zweiten Gruße hatte, waren alle auf und davon. Ob jemand getötet oder verwundet worden iſt, habe ich nie entdeckt

Bei Tagesanbruche kamen meine Leute zurück mit der Meldung, daß die Wilden an Bord geweſen ſeien und alles zerſtört hätten, ſogar den Kompaß und die Fenſter. Was ſie nicht hatten brauchen können, war über Bord geworfen worden; den armen alten Rover hatten ſie getötet und als Leckerbiſſen mitgenommen.

Während des Tages und der Nacht ließ man uns in Frieden. Aus geretteten Segeln bauten wir uns ein Zelt. Am folgenden Tage, etwa gegen 11 Uhr, ſahen wir eine große Zahl von Kähnen von Neubritannien her kommen. Wir bereiteten uns zum Kampfe. Sie näherten ſich uns aber ohne Zögern bis auf etwa 100 m. Dann fuhr ein Kahn voraus, und ein Eingeborener bat, ans Land ſteigen zu dürfen, indem er rief, er ſei Talong (ein junger Unterhäuptling von Tobrian, wie ich wußte); ich ließ ihn alſo landen; er ſagte, er ſei von Tobrian geſendet, um mich und meine Sachen nach Materbert zu holen. Ich hatte allerdings einiges Mißtrauen, da ein paar Matukanaputa-Leute unter ſeinen Begleitern waren. Aber auf Talong konnte ich mich ohne Zweifel verlaſſen, und da mein eignes Boot auch nicht die Hälfte meines Gepäckes faßte, hielt ich es fürs beſte, den Verſuch zu machen. So ließ ich denn die Gewehre meinen Leuten, befahl ihnen, möglichſt raſch das Boot zu beladen und uns zu folgen, ließ den größeren Teil meiner Habſeligkeiten in die Kähne ſchaffen und fuhr, mit meinem Revolver bewaffnet, in Talong's Kahne ab. Alles ging glatt, bis wir in die Nähe Neubritanniens kamen: da lenkte erſt ein Kahn an die Küſte, dann ein zweiter u. ſ. w. — kurz, faſt alle verließen uns. Ich fragte Talong, warum das geſchehe. Er erwiderte, die Leute ſeien hungrig, und es ſei auch zu heiß; ſie würden in der Nacht nachkommen. „Das ſind Flauſen“

ſagte ich, „befiehl ihnen, ſofort zu kommen“. Er begab ſich auf den Strand, ihnen das zu ſagen, und es entſpann ſich ein ſehr heftiger Wortwechſel. Bald kam er zurück und äußerte, ſie wünſchten, daß ich ausſtiege und etwas äße. Aber flüſternd ſetzte er hinzu: „Steige nicht aus: ſie wollen dich töten; wir müſſen raſch nach Materbert fahren, große Kähne holen und deine Sachen mit Gewalt nehmen.“ Ich ſah, daß er in großer Erregung über und über zitterte, und wußte, daß keine Zeit zu verlieren war; ich rief ihm daher zu, er ſolle wieder in den Kahn ſpringen und ſo ſchnell als möglich nach Kap Lambert fahren. Er beſann ſich nicht lange, und ſeine Leute ruderten wie für ihr Leben. Aber ſobald die anderen Eingeborenen ſahen, daß wir flohen, machten ſie ſich in zehn Kähnen zur Verfolgung auf, heulend wie leibhaftige Teufel. Fort ging's nun, und Talong's Leute thaten ihr Beſtes. Aber trotz aller Anſtrengungen ſtellte es ſich nach einer halben Stunde heraus, daß ſie uns einholen würden. Bald in dem, bald in jenem Kahne ſtand ein Wilder auf und dann kam ſauſend oder pfeifend ein Speer oder Stein dicht an uns vorüber. Indeſſen wollte ich noch nicht ſchießen, obgleich Talong fortwährend in mich drang, es zu thun: denn das Schwanken des Kahnes hinderte mich am ſicheren Zielen, und ich durfte doch keine Kugel verſchwenden. Mittlerweile kamen die Steine immer häufiger und näher vorbeigeflogen, und die Sache wurde unangenehm. Ich erhob den Revolver, ließ ihn auf meinem linken Arme ruhen und ſchoß auf den vorderſten Wilden. Ein Mann, in die Schulter getroffen, ließ Arm und Ruder zugleich fallen. Darüber erhoben Talong's Leute ein großes Triumphgeſchrei; aber die Verfolger, ohne ſich beirren zu laſſen, legten ſich nur noch mehr in die Ruder. Ich hob den Revolver nochmals; ſie waren jetzt viel näher, und ich hatte eben den Steuermann des vorderſten Kahnes auf dem Korne, als Talong rief: „Herr Powell, Herr Powell, ein großes Boot — ſieh!“ Gerade als ich den Kopf wendete, um hinzublicken, fuhr ein Stein nur wenige Zoll weit an mir vorbei und

traf den Mann hinter mir in den Rücken, ſo daß der Wilde gleich auf den Boden des Kahnes fiel und, dem Anſcheine nach ſchwer getroffen, liegen blieb. Da kam — eine Fügung der Vorſehung — das Schiff in Sicht; unſere Feinde zogen ſich nun ſo raſch, als ſie gekommen waren, zurück.

In kurzem hatten wir unſere Befreier erreicht; ihr Fahrzeug, eines der Godeffroy'ſchen Handelsboote, war von einer langen Reiſe nach dem Weſten zurückkehrend, oſtwärts um Kap Lambert herum gekommen. Kap Lambert iſt der entfernteſte Punkt, bis zu welchem ein Handelsboot je vorgedrungen iſt. Auch das betreffende Fahrzeug war noch nie vorher ſo weit gekommen. Unſer Entkommen war alſo ein großer Glücksfall. Bald hatte ich dem weißen Händler die nötigen Erklärungen gegeben, und nun ging es hinter den fliehenden Kähnen her; aber als wir Neubritanniens Küſte erreichten, fanden wir nur leere Kiſten und Kähne, da die Wilden alles mit in den Wald genommen hatten; es wäre nutzlos geweſen, ſie ohne ſtarke Streitmacht zu verfolgen; wir ſegelten daher ab, um nach meinem Boote zu ſehen. Bald trafen wir es und fuhren nun nach der Niederlaſſung des Händlers.

So verlor ich denn bis auf wenige Stücke die ganze anthropologiſche Sammlung von der Nordweſtſeite Neubritanniens, die ſorgſam für Dr. Cox in Sydney angelegte große Sammlung von Land- und Seemuſcheln, meine zahmen Tiere — kurz alles außer meinen Logaufzeichnungen und Reiſetagebüchern; ſo waren wenigſtens meine Aufnahmen und Meſſungen nicht verloren. Auch hatte ich glücklicherweiſe ſchon früher eine bedeutende Sammlung von Keulen, Speeren u. ſ. w. nach Sydney geſendet. Allein ich danke Gott, daß auch mein Leben gerettet wurde.

In kurzer Zeit gelangte ich nach Nodup und von da nach Duke-of-York. Hier fand ich den Kriegsſchoner „Renard", unter den Befehlen des Lieutenant Richards, welcher zufälligerweiſe ein Schul-

und Schiffsfreund von mir war und mich mit nach Sydney nahm. Ich kann das vorliegende Buch nicht abschließen, ohne die Liebenswürdigkeit des Lieutenants Richards und seines Unterlieutenants Tipping besonders hervorzuheben, und finde keine Worte, um ihnen meine Dankbarkeit auszudrücken.

Anhang.

Bemerkungen über Neuirland.

1. Meine Abſicht war geweſen, über Neuirland ausführlicher zu ſprechen; aber als ich mein Wiſſen von dieſer ſehr anziehenden Inſel ſichtete, wurde mir klar, daß ich in Wirklichkeit nur ſehr wenig von ihr wiſſe, und ich bin ſelbſt davon nicht überzeugt, daß dieſes Wenige ſicher verbürgt iſt. Indeſſen kann über einige Thatſachen nicht gezweifelt werden, und dazu gehört die, daß die Neuirländer Kannibalen ſind. Es iſt natürlich ſehr ſchwer, den Urſprung des Kannibalismus beſtimmt nachzuweiſen; aber nach meinem Urteile — und die Ausſagen der Eingeborenen ſcheinen es zu beſtätigen — iſt eine ſeiner Urſachen in großer Dürre und Hungersnot zu finden, welche vorzeiten einmal dieſe Länder heimſuchten; um das Leben zu retten, griff man zum Menſchenfleiſche. Das klingt annehmbar. Überdies ſind von den Stämmen Neuguineas nur ſehr wenige als Kannibalen bekannt, und zwar wohnen dieſe, ſo viel ich weiß, alle nur am Papuagolfe und ſtehen unzweifelhaft am niedrigſten unter allen Bewohnern jener Inſel, ſo weit unſre jetzige Kenntnis reicht. Es iſt daher wahrſcheinlich, daß ſie dieſen Gebrauch von den Eingeborenen der nordauſtraliſchen Halbinſel York angenommen haben; denn mit letzteren hatten ſie wohl ohne Zweifel einſtmals lebhaften Verkehr; außerdem wird die Unſitte von anderen Stämmen ſehr verachtet.

Eine ſich über die ganze Inſel Neuguinea erſtreckende Dürre dürfte ſehr unwahrſcheinlich ſein; die Bewohner eines von Hungersnot ergriffenen Teiles dieſer Inſel würden daher Lebensmittel in anderen Gegenden entweder kaufen oder rauben können — jedenfalls aber imſtande ſein, ihr Leben ohne Menſchenfleiſch zu friſten. In Auſtralien freilich liegen die Verhältniſſe ganz anders: hier findet ſich an einem einzigen Platze auch nur für einen Stamm nie genug Lebensunterhalt. Daher müſſen die Auſtralier umherſchweifen. Wenn eine Dürre in einer Gegend eintritt, ſo verſchwinden alle Tiere, auf deren Genuß ſie hauptſächlich angewieſen ſind; es bleibt ihnen dann nur die Wahl, entweder gleich Menſchenfleiſch zu genießen oder einen Landſtrich aufzuſuchen, der nicht durch die Dürre gelitten hat. Aber hier ſammeln ſich aus demſelben Grunde auch andere Stämme: ſofort beginnt ein Kampf wegen des Jagdrechtes; vom Hunger gepeinigt, ißt man das Fleiſch der Gefallenen.

Ohne Zweifel entſprang der Kannibalismus in einigen Fällen auch dem unüberwindlichen Haſſe und der Rachſucht eines Mannes gegen einen anderen. Nicht zufrieden, ſeinen Feind getötet zu haben, geht der Sieger ſo weit, „Zunge und Herz“* des Getöteten zu eſſen und ſich mit deſſen Nierenfette einzureiben. Indeſſen hat die oben gegebene Erklärung doch die meiſte Wahrſcheinlichkeit für ſich.

Namentlich muß dies für verhältnismäßig kleine Inſeln, wie Neubritannien und Neuirland, zugegeben werden, und was der Hunger gelehrt hatte, behielt die Rachgier bei. Auch kann ich nach dem Zeugniſſe eines Kannibalen-Häuptlings verſichern, daß es ſehr ſchwer iſt, ſich des Menſchenfleiſches zu enthalten, wenn man es einmal gekoſtet hat. Der Häuptling ſagte: es ſei beſſer als Schweine-

* Dieſer Ausdruck wird in einigen Teilen Auſtraliens noch heute gebraucht und ſcheint zu bedeuten, daß man das Herz aß, um Verachtung des toten Feindes auszudrücken, und die Zunge, weil ſie Schmähungen gegen den Sieger ausgeſtoßen hatte. Durch Einreiben mit dem Nierenfette glaubt man die Stärke des Getöteten zu erhalten.

fleiſch, Schildkröte, Fiſch oder Geflügel; die Weißen ſeien Thoren und wüßten nicht, was gut ſchmecke.

2. Wenn in Neuirland irgend ein Glied einer reichen Familie ſtirbt, ſo geht ein Mann der letzteren zum Buſchſtamme im Roſſel-Gebirge und kauft eine geſchnitzte Kreidefigur, je nach dem Geſchlechte des Verſtorbenen eine männliche oder weibliche. Mit dieſer kehrt er in ſein Dorf zurück und giebt ſie ganz im geheimen einem Häuptlinge, deſſen beſonderes Geſchäft es iſt, ſolche Figuren anzunehmen. Dann wird ſie in eine Art kleiner Totenkapelle geſtellt, welche innen in einem anderen Hauſe errichtet und mit allen Arten bunter Pflanzen geziert iſt; hier bleibt die Figur in Gemeinſchaft mit anderen ihresgleichen ſtehen — wie lange, weiß ich nicht. Dieſer eigentümliche Gebrauch entſpringt aus dem Aberglauben, daß der Geiſt des Verſtorbenen eine Wohnung auf Erden haben muß, wenn er nicht den Überlebenden ſeiner Familie Schaden zufügen ſoll. Die Figur ſtellt dieſe Wohnung vor. Weiber dürfen bei Todesſtrafe nie ſich dem betreffenden Hauſe nähern oder auf die Figuren blicken.

Die Kreide zu dieſen Figuren wird auf dem höchſten Gipfel des Roſſel-Gebirges gefunden; es iſt, glaube ich, das einzige Kreidelager in der Südſee.

3. Wird in Neuirland ein Mädchen mannbar, ſo ſteckt man ſie ſeltſamerweiſe auf etwa 4 Wochen in eine Art von Käfig innerhalb des Hauſes, welches ſie bewohnt; Kränze aus wohlriechenden Pflanzen werden um ihre Taille und ihren Hals gebunden. Der Käfig wird gewöhnlich einen Stock hoch gebaut; oben wohnt die junge Dame, unten entweder ein altes Weib oder ein kleines Kind. Der Raum, in dem das Mädchen verweilt, iſt ſo klein, daß ſie nicht aufrecht ſtehen, ſondern nur liegen oder ſitzen kann. Nur bei Nacht darf ſie dieſen etwas unbequemen Aufenthaltsort verlaſſen. Was dieſe Sitte bedeutet, iſt noch unaufgeklärt. Einige haben mir geſagt, es ſei eine

Ehrenbezeugung für ſie, wie wir ein Feſt veranſtalten z. B. bei der Mündigkeitserklärung eines Jünglings. Sei es nun an dem oder nicht: ich bin der Meinung, daß noch etwas andres dahinter ſteckt was ich aber nicht habe entdecken können.

4. Das Geld in Neuirland weicht ganz von dem in Neubritannien ab. Es beſteht aus kleinen zweiſchaligen Muſcheln, von welcher eine Anzahl durchbohrt und auf einem Faden aufgereiht wird. Man bricht von den Muſcheln ſo viel ab, daß ſie ganz klein werden, dann reibt man ſie mit Bimsſtein glatt und rund. Dieſe Geldſchnuren werden auf der Bruſt eines Mannes von einer Warze zur andern abgemeſſen; 10 ſolcher Längen ſind der Preis eines ſchönen, großen Schweines. Die Muſcheln ſehen gelblich-blaßrot aus.

5. Die Frauen auf Neuirland tragen vorn und hinten eine kleine hellrot gefärbte Grasbekleidung; eine geflochtene Schnur um die Taille, auf der einen Seite gerade über der Hüfte zuſammengebunden, hält das Machwerk feſt. Die Männer gehen, wie in Neubritannien, nackt.

6. Die Waffen von Neuirland gleichen ſehr denen von Duke-of-York, welche bereits beſchrieben wurden.

7. Ich für meine Perſon zweifle faſt gar nicht, daß die Neuirländer derſelben Raſſe angehören wie die Bewohner der neubritanniſchen Gazellenhalbinſel; die Sprache beider Völker ähnelt ſich; vgl. das Wörterverzeichnis am Ende dieſes Buches. Dagegen gehören die Eingeborenen an der Spacious Bay und an der Open Bay einer anderen Raſſe an als die Neuirländer. Letztere ähneln auch den Eingeborenen der Salamon-Inſeln.

Bemerkungen über Neubritannien.

8. In Neubritannien werden die Toten von geringer Bedeutung gewöhnlich auf ein Riff gesetzt und den Haifischen preisgegeben; oft jedoch legt man sie in einen Kahn und versenkt diesen. Ist ein Häuptling gestorben, so wird der Leichnam, mit wohlriechenden Kräutern bedeckt, in seinem Kahne ausgestellt; dann veranstalten seine nächsten Verwandten ein großes Fest, zu welchem alle benachbarten Häuptlinge und Männer eingeladen werden. Jeder Gast erhält einen Faden Tabu. Hierauf deckt man die Leiche mit Kokosnußmatten zu und hebt sie auf die Gabeläste zweier Bäume empor, wo sie liegen bleibt. Dann beginnt man zu tanzen und tanzt sehr eifrig bei Feuerscheine mehrere Nächte hindurch fort. Dabei lassen die Tanzenden einen eigentümlichen Gesang ohne Worte hören, welchen Trommelschlag begleitet. Der Sprecher des verstorbenen Häuptlings geht rundum zu jedem Gaste und preist die vielen Tugenden des Toten. Gewöhnlich endigt die ganze Feier so, daß aus dem Kahne desselben etwas in die Mitte der Versammlung geworfen wird. Der zufällig Getroffene muß nach allgemeinem Glauben bald sterben. Nach einiger Zeit wird der Kahn herunter genommen und vergraben; in manchen Distrikten bewahrt der Nachfolger des toten Häuptlings — der älteste Sohn der ältesten Schwester des Verstorbenen — den in Bananenblätter gewickelten Kopf seines Oheims in seiner Hütte auf.

9. Wenn etwas aus einer Hütte verloren geht oder geſtohlen wird, ſo ſind ſtets die Frauen dafür verantwortlich, nicht der Dieb; denn es heißt mit einer gewiſſen Berechtigung, daß es nicht hätte vorkommen können, wenn ſie gehörig nachgeſehen hätten. Geheimniſſe vertraut man Frauen nie an, da nach einem einheimiſchen Sprichworte „eine Weiberzunge in doppelten Gelenken geht“.

10. Fackeln zum Fiſchen bei Nacht oder Reiſen durch den Wald werden von getrockneten und zuſammengebundenen Blättern der Kokospalme verfertigt.

11. In den Dorfſchaften Neubritanniens herrſchen die ſtrengſten geſundheitlichen Geſetze. Aller Unrat wird durch die Weiber entweder in das Meer geworfen oder weit im Walde vergraben. Alle Marktplätze, ebenſo andere öffentliche Plätze in einem Dorfe werden jeden Tag gekehrt.

12. Auf Neubritannien, Duke-of-York und Neuirland ſprechen die Eingeborenen, wenn ſie von Fremden nicht verſtanden werden wollen, auf beſondere Art und Weiſe. An jedem Ort ſcheint die Mundart eine andere zu ſein; aber überall herrſcht der Gebrauch, in dieſem Falle eine Art von Fiſtelſtimme anzuwenden. Dabei werden die Worte ſcheinbar in einem gewiſſen Rhythmus ausgeſtoßen; kurze Wörter bleiben ganz weg. Dieſe Sprechweiſe iſt außerordentlich ſchwer verſtändlich.

13. Die Namen der neubritanniſchen Männer werden oft von einem Tiere oder Baume genommen, wie z. B. „Aukin“ (ein Känguruh), „Dewai“ (Wald); noch öfter von einem Verwandten oder Häuptlinge. Oft laſſen ſich die Namen ſchwer ableiten; aber faſt immer ſind es Verunſtaltungen von Wörtern, welche etwas Starkes, Thätiges oder Großes bezeichnen. Ausnahmen kommen vor; ſo heißt

z. B. ein Häuptling in Kabakadaie „Tor-Long-Long"; „Tor" bedeutet „Häuptling" oder „Herr", und „Long-Long" iſt ſo viel wie „Narr". Freilich war der Betreffende alles andere eher. Ich vermute daher, daß urſprünglich zwei Bedeutungen in dem Worte „Long-Long" lagen, eine eigentliche und eine übertragene, wie in unſeren Ausdrücken: „Sei kein Eſel" oder: „Sei keine Gans". Die eigentliche Bedeutung kam in Vergeſſenheit, wie bei unſeren Namen „Schmidt" oder „Weißhaupt", bei deren Nennung wir auch an keinen wirklichen Schmied und kein wirkliches weißes Haupt denken. Bei vielen Namen iſt es, wie ſchon geſagt, ſchwer, ihre Bedeutung und Ableitung zu entdecken; aber ohne Zweifel entſprangen ſie zuerſt Handlungen oder Dingen, welche mit dem menſchlichen Leben in Verbindung ſtehen.

Bisweilen rührt der Name von einem Ausdrucke der Mutter her; ſie ſagt vielleicht: „Er iſt ſo ſtark wie ein junger Baum" oder „ſo gerade wie Bambus" oder „ſo ſchwer wie Stein". In der Folge heißt der Betreffende „Jungbaum" oder „Bambus" oder „Stein". Von den Frauen gilt ebendasſelbe; nur heißen ſie gewöhnlich nach Blumen, Vögeln oder Schmetterlingen.

14. Alle Eingeborenen würden die meiſten Europäer in Bezug auf naturgeſchichtliche Kenntniſſe recht beſchämen. Von jedem Vierfüßer, Vogel, Kriechtiere, Fiſche, Inſekte kennen ſie den beſonderen Namen, die Familie, zu der das Tier gehört, haben auch einen Namen für die Art. Du fragſt z. B. nach dem Namen einer Raupe; da heißt es: Es iſt eine Raupe; ſie verwandelt ſich in eine Motte, einen Holzbohrer, einen Kokonſpinner." Oder bei einem Käfer: „Seine Larve lebt in Unrat, gräbt ſich in die Erde" u. ſ. w. Oder bei einem Flughörnchen: „Es iſt ein Dirra-Dirra (Nachbildung des Geräuſches, welches das Tier hervorbringt), lebt von Früchten, ſpringt Nachts von Baum zu Baum, bringt lebendige Junge zur Welt". Sogar die Knaben ſcheinen das kleinſte Inſekt benennen zu können. Fragt

man ſie nach einem, das ſie nicht kennen, ſo wenden ſie ſich an den nächſten Mann, welcher ſofort die verlangte Auskunft giebt.

15. Rätſelhaft iſt mir ein Tier in Neubritannien doch geblieben. Bei Nacht leuchtet es mit glänzendem, ſchillerndem Lichte; gewöhnlich findet man es in alten Bäumen. So oft ich mich zu nähern verſuchte, verſchwand das Leuchten, wenn ich bis auf wenige Meter heran war. Ebenſo fruchtlos habe ich den Ort, wo es geſehen worden war, durchſtöbert, und mit Schrot oder — um genau den Fleck zu bezeichnen — mit Kreide darnach geſchoſſen. Ich mußte meine Nachforſchungen ſchließlich einſtellen. Die Eingeborenen haben große Angſt vor dem Tiere, über welches ſie nichts Genaueres wiſſen; ſie nennen es „Toberan-Quarburra“. Ich finde keine andere Erklärung für das Rätſel, als daß wir es hier mit einem im Dunkel leuchtenden Käfer oder einer Eidechſe zu thun haben.

16. Es iſt in Neubritannien Sitte, die Zähne zu ſchwärzen. Es geſchieht dies, wenn der Knabe mannbar wird; zwar ſind die Zähne ſchon durch das Kauen von Betelnüſſen ſehr gefärbt, aber es gilt für das Richtige, ſie noch mit dem Safte einer gewiſſen Pflanze ganz ſchwarz zu färben. Bei Frauen iſt es dagegen nicht notwendig, aber auch deren Zähne werden eben durch Kauen der Betelnüſſe mit der Zeit ſchwarz. Thatſächlich bietet der Mund der Neubritannier beiderlei Geſchlechts keinen ſehr angenehmen Anblick; denn der Saft der Betelnuß hängt immer an den Lippen und erinnert an beſtändiges Blutſpucken. Es iſt jedoch eine große Verletzung der Höflichkeit, die dargebotene Betelnuß nicht anzunehmen.

17. Einige Ausdrücke der neubritanniſchen Sprache zeigen eine ſeltſame Ähnlichkeit mit gewiſſen Wörtern civiliſirter Völker. So bedeutet z. B. das neubritanniſche Wort „a-pup“ ſoviel als a dog (ein Hund). Dies würde ſich leicht erklären laſſen, wenn die Hunde

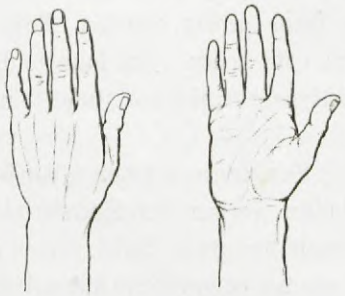
hier nicht einheimiſch wären. Auf den Mortlock-Inſeln z. B. wurden ſie erſt vor wenigen Jahren eingeführt. Die Eingeborenen hörten nun, wie die Matroſen den Tieren zuriefen: „Komm hier! Komm hier!“, und daher heißt dort der Hund „Komm-hier“. Aber in Neubritannien iſt der Hund ebenſo einheimiſch wie der Dingo in Auſtralien; der neubritanniſche Hund gehört derſelben Raſſe an wie der neuirländiſche und kann nicht bellen. Ich kann ſolche ſprachliche Ähnlichkeiten nur als ſeltſames Spiel des Zufalls auffaſſen.

18. Ich bin zu der Vermutung gekommen, daß ſich auf dieſen Inſeln eine der urſprünglichſten Formen der Sprache vorfindet. Vom malaiſchen Archipel durch die große Inſel Neuguinea getrennt, und weit genug entfernt von den polyneſiſchen und mikroneſiſchen Gruppen, um von letzteren aus thatſächlich unerreichbar zu ſein, können Neubritannien und Neuirland nur wenig Verkehr mit der Außenwelt gehabt haben, ausgenommen die Nordoſtküſte Neuguineas und die Salomoninſeln. Erſtere wie letztere ſind verhältnismäßig unbekannt und gleichmäßig unberührt von fremden Einflüſſen; aber freilich ſind ſie nicht ſo ganz entlegen; deshalb darf man bei ihnen nicht ſo unbedingt vermuten, daß ihre Bewohner die Sprache ihrer Urväter in völliger Reinheit bewahrt haben. Ich ergreife daher die Gelegenheit, die Art und Weiſe des Zählens auf den neubritanniſchen Inſeln mit einigen der älteren Zahlzeichen zu vergleichen. Ich behaupte natürlich nicht, daß die Bewohner dieſer Inſeln eine nur ihnen eigentümliche Art zu zählen beſitzen; denn es iſt wohlbekannt, daß alle wilden Stämme zum Zählen Hände und Füße anwenden. Aber ich behaupte, daß wir es hier mit einer ſelbſtgemachten, nicht irgendwoher eingeführten Erfindung zu thun haben, welche noch in ihrer urſprünglichen, unveränderten Form vorliegt als notwendige Folge des zu Tage getretenen Bedürfniſſes nach einer Zählmethode.

Nehmen wir z. B. das Wort „fünf“; es heißt im Neubritanniſchen „a lima“, was zugleich „Hand“ bedeutet. Nach Dr. Tylor's Anthro-

pologie iſt dies ebenſo bei den Tamanacs am Orinoco der Fall, wie auch, freilich weniger deutlich, anderwärts. Tylor führt auch das alte malaiſche Wort „lima“ an (genau dasſelbe wie das neu-

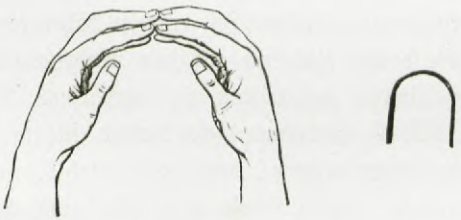
Fig. 1.



Neubritanniſche Zehn, „tur a lim“ (10 einzelne Dinge).

britanniſche), früher = „Hand“, jetzt = „fünf“. Ueberdies iſt das Wort in der Bedeutung „fünf“ ganz Melaneſien gemeinſam; doch iſt in vielen Fällen die Bedeutung „Hand“ fallen gelaſſen worden,

Fig. 2.



Alte ägyptiſche Zehn.

wie bei den Malaien — ein Umſtand, welcher vielleicht auf gemeinſame Abſtammung hinweiſt. Man zählt in Neubritannien vom kleinen Finger der linken Hand an bis zum Daumen, jeden Finger beſonders benennend. An der Rechten geht es ſo weiter, nur be-

deutet der Name jeden Fingers das Doppelte des entſprechenden Fingers der linken Hand. Das Zählen geſchieht alſo folgendermaßen: Kleiner Finger der Linken: „tikai“; vierter: „urua“; Mittel-

Fig. 3.

Alte aſſyriſche Zehn.

finger: „otul“; Zeigefinger: „ivat“; Daumen: „a lima“. Rechte Hand: „lip tikai“ (kleiner Finger); „lov-urua“ (vierter); lov-otule“ (Mittelfinger); „lov-ivat“ (Zeigefinger), „tur a lim“ (Daumen). So iſt nun z. B. der linke Zeigefinger, unſerer 4 entſprechend, „ivat“, und der

Fig. 4.

Alte arabiſche Fünf.

rechte „lov-ivat“, d. i. doppel-ivat, nach unſrer Zählweiſe eigentlich = 8, in Wirklichkeit aber 9. „Tur a lima“, kürzer „tur a lim“, bedeutet 10 einzelne Dinge; zehn zuſammen iſt „ave nun“, das Zeichen dafür ſind beide Hände mit in einander verſchlungenen Fingern. Das

Wort „urua tan-ivat", zwanzig, ſetzt ſich zuſammen aus 2, 4 und 5; die 5, neubritanniſch „a lim", wird in gewöhnlicher Unterhaltung weggelaſſen und von jedwedem ſtillſchweigend ergänzt. Der ganze

Fig. 5.

Neubritanniſch: tikai.
Römiſche I.

Fig. 6.

Neubritanniſch: urua.
Römiſche II.

Ausdruck heißt wörtlich überſetzt: „Hier ſind vier Fünfen" (urua = 2, tan = Sätze, beide Worte zuſammen = hier ſind).

Fig. 7.

Neubritanniſch: otul.
Römiſche III.

Fig. 8.

Neubritanniſch: ivat.
Römiſche IV.

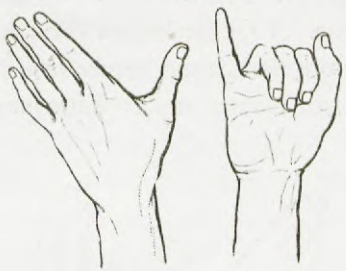
Dr. Tylor ſagt ferner in ſeinem ausgezeichneten kleinen Werke, welches ich faſt ein anthropologiſches Handbuch nennen möchte, es gebe unwiderlegliche Beweiſe, daß die Zahlen aus dem urſprünglichen

Zählen an Fingern und Zehen hervorgegangen ſind. Nehmen wir zuerſt die altägyptiſchen Zahlzeichen. Hier hat die Zehn die Form eines römiſchen Bogens, worin man leicht zwei Hände mit gekrümmten

Fig. 9.

Neubritanniſch: a-lima.
Römiſche V.

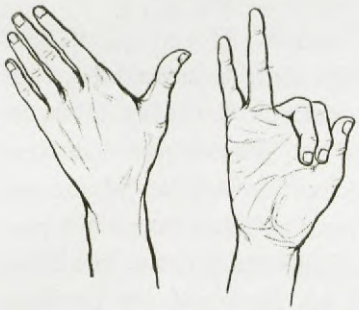
Fig. 10.



Neubritanniſch: liptikai.
Römiſche VI.

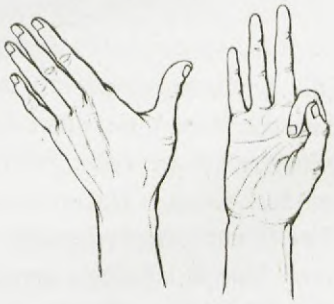
Fingern erkennt, die ſo aneinandergelegt ſind, daß die Fingerkuppen ſich berühren; auf dieſe Weiſe drücken noch jetzt manche melaneſiſche

Fig. 11.



Neubritanniſch: lov-urua.
Römiſche VII.

Fig. 12.



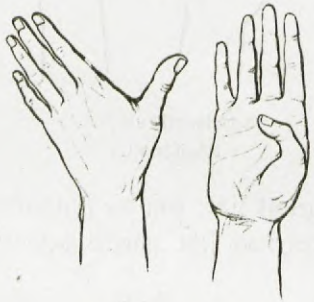
Neubritanniſch: lov-otul.
Römiſche VIII.

Stämme die Zahl 10 aus. Auch die alten Aſſyrer verfuhren ähnlich; nur krümmten ſie die Finger nicht, ſondern legten ſie ausgeſtreckt aneinander. Das altarabiſche Zeichen für 5 läßt noch, wenn

auch vielleicht weniger deutlich, eine geſchloſſene Linke mit aufrecht ausgeſtrecktem Daumen erkennen. Aus dieſem Zeichen ging unſere 5 hervor.

Die römiſchen Ziffern I bis X laſſen ſich ebenſo aus der Stellung der Finger herleiten. Die I iſt der kleine Finger der linken Hand u. ſ. w. V iſt die Geſtalt der Linken, wenn die Finger, unter einander in Berührung, gerade nach oben hin ausgeſtreckt werden, der Daumen aber in einiger Entfernung von den übrigen Fingern eben-

Fig 13.



Neubritanniſch: lov-ivat.
Römiſche VIIII.

Fig. 14.

Neubritanniſch: ave nun.
Römiſche X.

falls gerade hinausgehalten wird. Zu dieſer V kamen dann, einer nach dem andern, die Finger der Rechten; die X entſteht, indem die geſtreckten Finger beider Hände, mit den Fingerkuppen nach oben, zwiſchen einander hindurchgeſteckt werden, ſo daß ſie ſich kreuzen. Dies ſcheint ſehr überzeugend, und wenn die Neubritannier ſich ohne irgend eine Beinfluſſung von Außen entwickeln könnten, ſo würden ihre Zahlzeichen wohl ohne Zweifel der Form nach den römiſchen ähnlich werden, wenigſtens der Grundgeſtalt nach, wenn auch bei anderen Stämmen derſelben Raſſe vielleicht kleine Abweichungen ſich ausbilden würden.

Ich kann hier nicht ausführlich auf den Gegenſtand eingehen, aber ich zweifle kaum, daß die Zahlen eines jeden alten, und dem-

gemäß auch eines jeden neuen Volkes auf dieſen einen Urſprung zurückgeführt werden können. Ohne Zweifel iſt dieſes Thema bereits ausführlich bearbeitet, aber ich konnte es mir nicht verſagen, es hier zu berühren und ſo einigermaßen den Wilden der Gegenwart mit dem des Altertums in Verbindung zu bringen.

Beim Zählen von Tagen oder Monden oder auch Kokosnußbündeln u. ſ. w. benutzen dieſe Wilden immer einen Faden oder ein Rindenſtück, in welchem ſie die erforderlichen Knoten anbringen. Eine Vervollkommnung dieſer Zählart fand ich an einer Stelle der Weſtküſte. Hier hatte man ein Halsband aus zehn Fäden mit beweglichen Melonendiſtelknoten. Um irgend eine Zahl nicht zu vergeſſen, brauchte man nur die erforderliche Zahl von Knoten auf den oberſten Faden des Halsbandes zu ſchieben und ſie daſelbſt durch einen kleinen Aufziehknoten in dem nächſtunteren Faden feſtzuhalten. So ſchreitet die Bildung ſchon jetzt unter dieſen Inſelbewohnern vorwärts

19. Meiner Meinung nach iſt es bemerkenswert, wie lautbezeichnend die Sprache der Neubritannier und Neuirländer iſt. So heißt der Froſch z. B. „Rock-rock“ in genauer Nachahmung des Tierlautes, und wenn einige Tauſende von Fröſchen zuſammen quaken, und man ſeine Augen ſchließt, kann man ſich in eine Keſſelfabrik verſetzt glauben oder auf ein Schiff, deſſen Deck von einer Menge von Arbeitern kalfatert wird.

„Kâka-ru-ku“, ein Vogel, iſt ebenfalls eine gute Nachahmung des dieſem Tiere eigentümlichen Schreies. Ferner giebt es Vergleichungslaute, wenn ich dieſe Bezeichnung gebrauchen darf. So heißt „Feuer“ neubritanniſch „ai-āp“; eben dieſer Ausdruck bedeutet aber auch ſchnelle Bewegung; man ſagt z. B.: „Nakabea ai-āp ai-āp“, d. h. gieb mir ſchnell Feuer. Dies rührt jedenfalls von der reißenden Schnelle her, mit welcher das Feuer ſich bewegt. Daneben hat man in dem Worte „Alūt“ noch eine andre Bezeichnung für Schnellig-

keit. Bisweilen gebraucht man beide Worte zusammen, aber „ai=āp“ gilt als höchste Steigerung des Begriffes; so heißt z. B. „Nu=on=ati alūt pumpum ai=āp“ wörtlich übersetzt: „Komm schnell, schneller, schnellstens“, etwa entsprechend unserem: „Komm so schnell wie der Blitz.“

20. Seltsam sind die Prostitutionsgesetze. Jede Frau ohne lebende Verwandte kann sich preisgeben, braucht aber, wenn sie getötet werden sollte, von ihrem Stamme nicht gerächt zu werden. Sollte ein Mann eine Prostituierte heiraten, so hat dieselbe gleiche Rechte mit anderen Frauen. Sich preiszugeben gilt nicht als entehrend für die Betreffende, ausgenommen insofern, als sie niemanden hat, der sich um sie bekümmert. Lebt Vater oder Mutter noch, so ist zur Prostitution die elterliche Einwilligung notwendig, wird aber oft gegeben. Andernfalls läuft die Frau Gefahr, von irgend einem ihrer Verwandten getötet zu werden, da sie möglicherweise zum Weibe eines hervorragenden Mannes bestimmt oder schon von einem Häuptlinge gekauft worden war. In gewissen Nächten wird eine Trommel geschlagen, alle Prostituierten laufen in den Wald und werden dort von den jungen Männern gejagt. Dies nennt man „Lu=lu“ — ein Ausdruck, welcher sich auch auf die Frauen selbst oder auf irgend etwas mit dem Gebrauche Zusammenhängendes bezieht. Ich glaube, daß so erzeugte Kinder getötet werden, kann dies aber nicht als gewiß hinstellen, da ich von niemandem etwas Sicheres hierüber erfahren konnte; aber eben dieses Stillschweigen ist bedeutsam genug, da es unerklärlich sein würde, wenn nicht etwas Derartiges geschähe.

21. Was die so oft besprochene Frage der Ermordung Weißer durch die Eingeborenen der Südseeinseln betrifft, so kommen dabei meiner Ansicht nach zwei Ursachen in Betracht. Erstens — wiewohl vielleicht nicht in der Ausdehnung, wie manche behaupten — Gewaltthätigkeiten der Weißen gegen die Wilden, welche letzteren sich dann

entweder an dem Beleidiger oder an dem nächſten Weißen, der an den betreffenden Platz kommt, rächen. Zweitens aber die unberechenbare Habgier der Eingeborenen, manchmal noch vergrößert durch ſolche, welche als Arbeiter in Auſtralien waren und zurückgekehrt ſind.

In Bezug auf den erſten Punkt iſt — nach meinen eigenen Beobachtungen, welche durch die Ausſagen der Eingeborenen ſelbſt, ſowie durch die Ergebniſſe ſorgfältiger Nachforſchungen unter weißen Händlern und Miſſionären bekräftigt werden — kaum ein Zweifel, daß die Übergriffe der Weißen ſehr übertrieben worden ſind. Ich wünſche durchaus nicht die Tadelnswerten zu entlaſten oder in Schutz zu nehmen, ſondern nur die Thatſachen gerecht und unparteiiſch zu beleuchten. Ohne Zweifel ſind Unthaten geſchehen, und zwar, fürchte ich, durchaus nicht wenige, aber ihre Zahl läßt ſich nicht vergleichen mit der Zahl derjenigen, welche von den Wilden gegen Weiße begangen worden ſind. Man denke an die bekannten Fälle des Biſchofs Patteſon und des Kapitäns Goodenough. Beide, ſo hieß es, waren Sühnopfer für die Räubereien irgend eines Händlers, der vorher dort geweſen war. Aber bei näherer Prüfung iſt dieſe Behauptung nicht ſtichhaltig; denn in beiden Fällen kann niemand ſagen, wer dieſer Händler geweſen iſt; wie kann man aber unter ſolchen Umſtänden behaupten, daß es überhaupt einen ſolchen Händler giebt?

Nun vergegenwärtige man ſich den gewöhnlichen Charakter und dazu die Erziehung der Eingeborenen. Von Charakter ſind ſie habſüchtig bis zum höchſten Grade, auch verräteriſch, und ihre Leidenſchaft für Mord iſt oft ſo ſtark, daß Eingeborene ſelbſt mich gewarnt haben, vor ihnen herzugehen, wenn ſie bewaffnet wären — aus Beſorgnis, daß die Mordgier ſie überwältigen möchte. Natürlich iſt dieſe Gier bei einem ſtärker, als beim andern, aber ich glaube, ſie iſt allen mehr oder weniger angeboren, beſonders den wilderen und roheren Stämmen. Überdies ſind ſie von Kindheit an angehalten worden, Waffen zu tragen und jeden Fremden offen oder heimlich als Feind zu betrachten. Einen unbewaffneten Mann verachten ſie

und ſehen ihn als unkriegeriſch von oben herab an, und iſt er ein Fremder, ſo regen ſich ihre Gefühle gegen ihn nur um ſo ſtärker. Sie wiſſen es gar nicht beſſer, und für gebildete Leute liegt die Schwierigkeit darin, daß ſie ſich nicht mit ihrer Einbildungskraft an die Stelle der Eingeborenen verſetzen können. Könnten ſie das, ſo würden ſie deren Natur richtiger beurteilen, und man würde nicht ſo viel Unſinn über den armen unwiſſenden Wilden, das Opfer des ränkevollen Händlers, ſchwatzen.

Über den weißen Händler ſelbſt iſt ſehr allgemein die Vorſtellung verbreitet, daß er von Ort zu Ort fährt, Krieg und Blutvergießen mit ſich führend. Was iſt aber dem geſunden Menſchenverſtande nach einem Händler dienlicher: immer zu täuſchen und zu betrügen und dadurch ſolchen Streit und Zank zu veranlaſſen, daß es für ihn nicht ſicher iſt, noch ferner dort zu verkehren — oder durch gerechte und freundliche Mittel Waren zu erhandeln, aus denen er ſo wie ſo ungeheuern Nutzen zieht, und nicht ſein und ſeiner Begleiter Leben aufs Spiel zu ſetzen, ſondern auf friedlichem Fuße zu bleiben, wo immer er erſcheint? Ich weiß ganz gut, daß manche Streitigkeiten aus — vielleicht ſprachlichen — Mißverſtändniſſen oder aus falſchen Vorausſetzungen hervorgehen, aber ich behaupte, daß in neun Fällen unter zehn der Wilde der Angreifer iſt, nicht der Händler.

Es beſteht ferner in Auſtralien der ſogenannte Arbeitshandel. Schiffe mit einem Regierungsagenten an Bord fahren zu den verſchiedenen Inſeln und holen nach Übereinkunft mit den Häuptlingen oder den Leuten ſelbſt eine Anzahl junger Männer zu dreijähriger Arbeit auf auſtraliſchen Pflanzungen. Nach drei Jahren werden ſie in ihre Heimat zurückbefördert; ſie ſind lange genug mit Weißen zuſammengeweſen, um eine Maſſe von Schurkerei gelernt zu haben, und ſie leſen auch auf ihrer Rückreiſe einige Kenntniſſe über europäiſche Schiffe auf. Die Arbeitgeber lohnen ſie mit Kleidung, Meſſern, Perlen, vielleicht auch mit Gewehren und Schießbedarf ab. Sie landen an ihrer Inſel; alle ihre Bekannten und Freunde kommen

zu ihnen und ſehen, was jene beſitzen. Ganz ſelbſtverſtändlich wird erzählt, daß die Weißen ſolche Dinge maſſenhaft auf ihren Schiffen haben; die Habgier wird ſofort erregt, und vielleicht erfolgt ſchon auf das nächſte Schiff, welches an dem Platze landet, ein Angriff; die kürzlich zurückgekommenen Arbeiter geben dabei die nötige Anweiſung, wie am ſicherſten auf Erfolg zu rechnen iſt, und zu ſolchen Ratgebern eignen ſie ſich infolge der geſammelten Erfahrung ganz gehörig. Nun glückt ihnen vielleicht ihr Anſchlag wirklich; ſie verſuchen das Ding nochmals und wieder mit Erfolg. Andre Stämme hören davon und beſtreben ſich natürlich, ihr Glück vorkommenden Falles auch zu verſuchen. Jetzt erſcheint ein Kriegsſchiff; alle Wilden laufen in den Buſch, und ein paar Häuſer werden verbrannt (aus Geſundheitsrückſichten vielleicht eher eine Wohlthat als eine Strafe). Möglicherweiſe fängt man einen John oder Jack, der etwas engliſch und recht viel Schurkerei verſteht, und der erzählt nun eine traurige Geſchichte von Frauenraub durch die Weißen u. ſ. w. Er kennt die Weißen hinreichend und hat über Kriegsſchiffe genug gehört, um zu wiſſen, daß ſeine Geſchichte Eindruck macht. Zur Belohnung bekommt er ein Hemd und Tabak und den Auftrag, ſeinen Landsleuten zu ſagen, daß ſie keine Weißen wieder angreifen ſollen, und fort geht er und lacht ſich ins Fäuſtchen und denkt, was doch die Weißen für Narren ſind — eine Anſicht, die bei ſeinem ganzen Stamme Widerhall findet.

Oftmals dienen die Frauen vielmehr als Köder, anſtatt daß ſie in der unbarmherzigen Weiſe, wie einige erzählen, geraubt werden. Ich weiß von einem wohl verbürgten Falle, in welchem ein Häuptling ſeine Tochter einem Kapitäne als Weib anbot. Der Kapitän, ohne Zweifel in der Hoffnung, ſeine freundlichen Beziehungen zu dem Stamme vermehren und ſeinen Handel vergrößern zu können, nahm das Mädchen an. Wenige Tage darauf wurde er mit faſt ſeiner ganzen Mannſchaft grauſam ermordet, und zwar fiel er ſelbſt durch eben dieſes Mädchen. Ich will den Kapitän in Bezug auf

Sittlichkeit nicht in Schutz nehmen, ſondern nur zeigen, daß hier der voraus überlegte Plan vorlag, das Fahrzeug zu plündern.

In einem anderen Falle mordeten die Eingeborenen einen wohlbekannten Mann ſamt Weib und Kind und ſeiner ganzen Mannſchaft, lediglich um ſein Schiff zu plündern. Er hatte ſchon viele Jahre lang in der Südſee Handel getrieben und galt als ein durchaus aufrichtiger und gegen alle Wilden, mit denen er verkehrte, ſehr freundlicher Mann. Als die Kunde von ſeinem Tode nach einer andern Inſel, wo er bekannt war, gelangte, kam ein Häuptling zu einem Miſſionäre gelaufen, um zu fragen, ob die Geſchichte wahr ſei, und als ſeine Frage bejaht wurde, war ſein Schmerz ſo groß, daß er den Kopf auf den Boden ſtieß und ausrief, er wolle die Mörder bekämpfen und aufeſſen; der Miſſionär ſolle ihn und ſeine Krieger nach dem Schauplatze des Mordes bringen, damit ſeine Ermordung gerächt würde. Das ſcheint doch zu beweiſen, daß der betreffende Händler ein Freund der Eingeborenen war. Ich könnte noch viel ſolche Thatſachen anführen, faſt möchte ich ſagen: Hunderte.

Aber freilich gab es auch ſchlechte Leute unter den Händlern, welche ohne viel Bedenken Unthaten gegen Wilde begingen; und unzweifelhaft giebt es deren noch heute. Aber ihre Zahl nimmt — Gott ſei Dank! — mit jedem Jahre ab, und ihre Gewaltthätigkeiten richten ſich öfter gegen andre Händler als gegen Wilde (ein Beiſpiel davon folgt). Freilich geben ſolche Vorkommniſſe an ſich ſchon ein ſchreckliches Beiſpiel, welchem zu folgen die Eingeborenen nur zu bereit ſind. Indeſſen werden derartige Übelthäter, wie ſchon geſagt, ſelten — Dank der Thätigkeit, welche die Regierung mit Entſendung von Kriegsſchiffen in die Südſee entfaltet. Ich hoffe nicht mißverſtanden zu werden, wenn ich ſage, daß die Eingeborenen ſelbſt in dem Falle einer argen Vergewaltigung — z. B. der Entführung von Weibern oder des Raubes von Männern, welch letzterer jetzt faſt unmöglich iſt — ihre Erbitterung nicht in dem Grade nachtragen, oder wirklich gar nicht ſo große Erbitterung hegen, als wir civili-

ſierten Menſchen anzunehmen geneigt ſind. Erſtens nämlich verbringen ſie ihr ganzes Leben in einem ununterbrochenen Verteidigungs- oder Angriffszuſtande gegen andere Stämme; ſie verlieren viele Männer und Frauen in ihren eigenen Kriegen durch Hinterhalt, Verrat oder offenen Kampf; beſtändig bieten ſich ihnen Schauſpiele, die für uns im höchſten Grade ſchrecklich ſind, an welche ſie ſich aber gewöhnt haben; trotzdem behaupte ich, daß keine Strafe zu ſtreng iſt für Weiße, welche das Unglück und die Roheit der armen Eingeborenen dazu benutzen, ihnen ein Leid zu thun — ganz zu geſchweigen der Unglücklichen, die ſie rauben — ein Raub, der den Entführten ſchließlich zur Wohlthat werden kann, es aber höchſt wahrſcheinlich nicht wird. Hoffentlich beweiſen meine Angaben, daß die ſo oft gehörte Behauptung, ein Mord ſei Rache für eine früher begangene Unthat, gewöhnlich eine Übertreibung iſt.

Wenn bei einem Streite wegen irgend eines Handelsgeſchäftes ſowohl Wilde wie Weiße in Zorn geraten, ſo werden Speere und Kugeln angewendet, und es möchte dann unſicher für einen Weißen ſein, ſich an das Land zu wagen. Aber es iſt mir ſelbſt einmal begegnet, daß ich — natürlich ohne etwas davon zu ahnen — in ein Dorf kam, wo man eben das Begräbnis eines bei einer ſolchen Gelegenheit erſchoſſenen Mannes feierte; und trotzdem erhob ſich nicht eine Hand gegen mich. So viel ich erfahren konnte, lag die Schuld an der Treuloſigkeit eines Häuptlings, welcher einiges geſtohlen und nicht die gehörige Strafe (in Kopra) gezahlt hatte. Dies führte zu einem Streite, die Eingeborenen warfen Speere, und der Händler ſchoß; unglücklicherweiſe war der Mann getroffen worden, aber ich hörte nicht ein Wort von Rache. Auch bin ich feſt überzeugt, daß den Häuptlingen mehr an der Ware des Händlers liegt, als am Leben ihrer Krieger.

Ich gelange ſo zu zwei Schlüſſen: erſtens, daß die Einfuhr von Südſee-Inſulanern als Arbeiter nach Auſtralien ſehr zu ver-

urteilen iſt, zweitens, daß der Händler öfter der Angegriffene iſt als der Angreifer.

Hierbei habe ich beſonders die Neuen Hebriden, Santa Cruz, die Salomoninſeln, Neuirland und Neubritannien im Sinne; von den beiden letzten Inſeln ſind bis jetzt verhältnismäßig nur ganz ſelten Arbeiter geholt worden. Ich darf wohl hinzufügen, daß meine Erfahrungen ſich über einen Zeitraum von faſt 7 Jahren erſtrecken. Und ich kann mit gutem Gewiſſen behaupten, daß ich verſucht habe, der richtigen Löſung dieſer Frage ſo nahe als möglich zu kommen. Meiner Überzeugung nach würde in kurzer Zeit von keiner Greuelthat der Wilden mehr gehört werden, wenn man letztere durch ſchnelle Beſtrafung für ungerechtfertigte Angriffe auf Weiße zu der Erkenntnis brächte, daß es mehr in ihrem Nutzen liegt, Freundſchaft zu halten; gleichzeitig müßte aber auch jeder Weiße ebenſo ſchnell beſtraft werden, welcher der Grauſamkeit oder Ungerechtigkeit gegen Wilde überführt wird. Nur ſollten die Beſtrafungen wirkliche ſein, nicht bloß eingebildete. Dies könnte leicht erreicht werden, wenn die Kapitäne der in dieſen Meeren kreuzenden Kriegsſchiffe mehr Macht zu ſofortigem Handeln hätten.

„Strenge“, ſagt Dr. Johnſon, „iſt das Mittel, Menſchen zu regieren, aber nicht, ſie zu beſſern“; doch in dieſem Falle müſſen ſie erſt regiert werden, ehe es möglich iſt, daß ſie gebeſſert werden. Noch etwas möchte ich dringend anempfehlen: daß nämlich der Sprachſchatz der Eingeborenen ſo weit als möglich geſammelt und gedruckt würde. Das betreffende Buch müßte den Kapitänen der Kriegsſchiffe zur Verfügung geſtellt werden, damit dieſelben weniger dem Belieben eines einſeitigen Dolmetſchers preisgegeben wären. Ein ſolches Buch würde für Rechtspflege und Handel eine unermeßliche Hilfe ſein und gleichen Wert für die Wiſſenſchaft haben. Der Ausführung dieſes Gedankens würden nicht ſo große Schwierigkeiten entgegen ſtehen als man vielleicht glauben könnte.

Ich werde nun kurz über einen Fall berichten, der ſich auf einer

dieſer Inſeln zutrug und mir ganz genau bekannt wurde. Zu meiner Freude iſt der Verbrecher kein Engländer. Aus leicht erſichtlichen Gründen nenne ich keine Namen.

Vor wenigen Jahren lebte in Cambria auf Neubritannien ein Händler, den wir J.... nennen wollen. Er handelte für eine deutſche Firma und hatte ſeinen Vertrag mit dem für dieſe Gegenden beglaubigten Vertreter der Firma, welcher Kapitän L.... heißen möge, abgeſchloſſen. Kurz darauf wurde J.... von den Eingeborenen ſchändlich ermordet; ſeine Frau, eine Samoanerin, nahm Kapitän L.... in ſein eignes Schiff auf. Schon damals hieß es unter den paar Weißen, welche zu jener Zeit in der Nähe ſich aufhielten, daß Kapitän L.... bei dem Morde ſeine Hand im Spiele gehabt habe, da er einen bedeutenden Warendiebſtahl, welcher in dem Hauſe J....s zur Zeit ſeiner Ermordung verübt wurde, ganz unbeachtet ließ und nicht Wiedererſtattung des Geſtohlenen verlangte, obgleich er recht gut wußte, wer die Schuldigen waren. Etwa ein Jahr ſpäter tötete einer von Kapitän L....s Händlern, den wir mit K..... bezeichnen wollen, in der Trunkenheit einen andern Händler derſelben Firma; Kapitän L.... aber beſtrafte den K.... durchaus nicht, ſondern behielt ihn zu ſeinen eigenen Zwecken in Dienſten. Nicht lange nachher wurde ein engliſcher Matroſe von Kapitän L....s Schiffe vermißt; L.... ſelbſt ſtellte eifrig Nachforſchungen unter den Eingeborenen und Weißen, den Miſſionären u. ſ. w. nach dem Vermißten an. Hinterher wurde durch Eingeborene und andre Leute bekannt, daß dieſer Matroſe Ohrringe beſeſſen hatte, welche das Samoa-Weib des Kapitän L.... durchaus hatte kaufen wollen. Am Weihnachts-Heiligabende gab Kapitän L.... ſeiner Mannſchaft einige Flaſchen Branntwein zum beſten. Die Matroſen wurden mehr oder weniger trunken, und in ſolchem Zuſtande ging der erwähnte Engländer zu Kapitän L....s Weibe und bot ihr für einen gewiſſen Liebesdienſt die Ohrringe an. Die Samoanerin teilte das dem L.... mit, welcher den Matroſen mit

einem Eisenbolzen niederschlug. Als der Matrose wieder zu sich kam, zog er einen ungeladenen Revolver gegen seinen Kapitän, wofür er von einem Bootsmanne rücklings wiederum niedergeschlagen wurde. Als er nun zum zweiten Male zu sich gekommen war, wurde ihm geheißen, ans Land zu gehen. Er gehorchte, durch die rauhe Behandlung etwas ernüchtert. Kaum war er fort, so schickte L.... den K..... zu einigen Häuptlingen mit dem Auftrage, diesen Matrosen gegen Bezahlung zu ermorden. Die Häuptlinge führten nach ihrem eignen Geständnisse dies nur zu gut aus und versenkten den Leichnam in die See.

Einige Monate später kam ein Kriegsschiff nach Duke-of-York. K...., welcher mittlerweile nach Neuirland versetzt worden war, fuhr ebendamals auch nach Duke-of-York, um sich in der Mission Arzenei zu holen; als er aber von dem Kriegsschiffe hörte, erschrak er wegen seines oben erwähnten Mordes an dem andern Händler und kehrte um. Kapitän L.... aber vernahm, daß K.... auf Duke-of-York gewesen, und da er meinte, daß derselbe auch auf dem Kriegsschiffe gewesen sei, begab er sich zu ihm und sagte: „Du hast auf dem Kriegsschiffe nicht reinen Mund über mich gehalten.“ K.... verneinte dies; aber L.... erwiderte, er sei ein Lügner, und fuhr dann fort: „Was weißt Du über J....? K.... antwortete: „Nicht viel“. Dann fragte L....: „Was weißt Du über den englischen Matrosen?“ Jetzt wurde K.... ärgerlich und sagte: „Ich weiß, daß Du die Eingeborenen für seine Ermordung bezahlt hast.“ „Gar recht“, meinte L...., „ich will Dir deinen Mund schon stopfen.“ Damit nahm er eine in der Nähe stehende geladene Flinte, um den K.... zu erschießen. Aber dieser riß sie ihm noch schnell aus der Hand; es erfolgte nun ein Ringen, L.... warf den K.... zur Thüre hinaus und verschloß letztere. K.... hatte aber das Gewehr und schoß den Kapitän L.... durch die Thüre hindurch tot.

Einzelnes aus dieser Geschichte erfuhr man von den Eingeborenen, das übrige sagte K.... als Gefangener aus. Ich habe

andre Kapitäne derſelben deutſchen Firma kennen gelernt, wahrhaft liebenswürdige Ehrenmänner.

Meine Erzählung bedarf keiner Erläuterung; aber ſolche Vorfälle ſind — Gott ſei Dank! — äußerſt ſelten; freilich giebt ſchon ein einziger den Eingeborenen ein ſchreckliches Beiſpiel. Indeſſen bin ich geneigt, anzunehmen, daß in vorliegendem Falle der Verlauf der Sache und die Beſtrafung K....s einen ſolchen Eindruck auf die beteiligten Wilden gemacht haben, daß ſie ſich ſchwerlich je wieder zu einer ſolchen That hergeben dürften.

22. Es iſt eine ſehr bemerkenswerte Thatſache, daß Hunde an Bord eines Schiffes in dieſen Gegenden noch in andrer Weiſe als bloß durch ihre Wachſamkeit nützen. Sie empfinden nämlich die Annäherung an Land oder Riffe ungemein ſicher. So oft unſere Hunde über die Seite des Schiffes weg ſchnüffelten, war ganz gewiß ein Riff nicht weit entfernt; und ſie hören nicht eher auf, als bis man weit von der Gefahr entfernt iſt. Sogar nachts und im Schlafe merken ſie den Geruch des Riffs, laufen an die Seite des Schiffes und heulen, ſo daß ſie hier denſelben Nutzen gewähren, wie anderwärts das Senkblei; denn viele Riffe hier fallen ſo ſteil ab, daß letzteres keine Sicherheit bietet.

Aus den „Verhandlungen der zoologiſchen Geſellſchaft zu London," vom 15. Juni 1880.

„Reiſe-Aufzeichnungen über den Morrup (Casuarius bennetti) Neubritanniens" von Wilfred Powell.

Das Innere der Nordhalbinſel Neubritanniens beſteht aus hohem Tafellande und Grasebenen von beträchtlicher Ausdehnung. Auf dieſen Ebenen wird der Kaſuar der Inſel (Casuarius bennetti) meiſt gefunden. Gewöhnlich ſieht man die Vögel langſam in dem hohen Graſe, über welches ihr Kopf gerade hervorragt, dahingehen.

Sie ſcheinen hier ihr Futter zu finden, denn bei Tage ſieht man ſie nur ſelten im Buſche. Sie leben in Geſellſchaften von 3 oder 4 Stück zuſammen; bisweilen habe ich ſogar 7 Stück in einer Herde geſehen. Sie gehen im Gänſemarſche, mit dem männlichen Vogel an der Spitze. Dem Anſcheine nach bewegen ſie ſich für gewöhnlich nicht ſehr ſchnell. Werden ſie aber beunruhigt, ſo laufen ſie wunderbar ſchnell mit ſpringender Bewegung, welche nach meinem Geſchmacke nicht eben ſehr gefällig iſt. Zu ihren Neſtern ſuchen ſie gewöhnlich einen wohlbeholzten, aber von niedrigem Gebüſche freien Platz. Hier ſcharren ſie Erde zu einem etwa 15 cm hohen Haufen zuſammen; in der Mitte desſelben bleibt eine Vertiefung; der Durchmeſſer des kreisförmigen Neſtes beträgt ca. 1,5 m. Die Eier werden durch die Sonnenhitze ausgebrütet. Die Eingeborenen betrachten die Eier als Leckerbiſſen; mir war ihr Geſchmack unangenehm. Man verſicherte mir, daß ſich in einem Neſte ſelten mehr als 3 Eier vorfinden, und daß die Henne, wenn ſie ein Ei gelegt hat, das Neſt verläßt, um erſt nach einigen Tagen wiederzukommen und das zweite zu legen; ob ſie inzwiſchen anderswo legt, vermag ich nicht zu ſagen. Das Ei iſt ungefähr 125 mm lang und an der breiteſten Stelle 75 mm breit; es iſt dicht mit zarten, kleinen grünen Flecken bedeckt.

Der Kaſuar lebt von Eidechſen, Fröſchen, Nüſſen und anderen Früchten, beſonders gern von Fiſchen. Eines Tages ſagte mir ein Eingeborener im Laufe der Unterhaltung, daß das Puck-Puck (Krokodil) ſehr gern Kaſuare freſſe und den Vogel manchmal haſche. Es war mir ſehr rätſelhaft, wie ein Krokodil, auf dem Lande ſo unbeholfen, den raſchen Vogel fangen könnte. Später aber beobachtete ich einen Vorgang, welcher möglicherweiſe das Rätſel löſt. Ich war nämlich einſt einen neubritanniſchen Fluß etwas hinaufgefahren, ſaß in meinem kleinen Boote, ſamt dieſem ganz hinter Gebüſche verſteckt, und angelte. Da kam ein Kaſuar herunter zum Rande des Waſſers und ſtand einige Minuten ſtill, augenſcheinlich das Waſſer ſcharf beobachtend. Dann trat er in das dort etwa 1 m tiefe Waſſer,

kauerte etwas nieder, breitete ſeine Schwingen aus und tauchte ſie unter, während er die Federn weit auseinander ſpreizte. Der Vogel blieb vollkommen regungslos; ich bemerkte auch, daß er wie im Schlafe die Augen ſchloß. Nach einer guten Viertelſtunde klappte er plötzlich ſeine Flügel an den Leib, legte die Federn wieder zuſammen und ſtieg aufs Ufer. Hier ſchüttelte er ſich mehrmals, wobei eine Menge kleiner Fiſche unter Schwingen und Federn hervor fiel und ſofort verſchlungen wurde. Offenbar hatten die Fiſche die Federn irrtümlich für eine Art Gras gehalten, welches im Waſſer an den Ufern entlang wächſt und dem Gefieder des Kaſuar ſehr ähnelt; die kleineren Fiſche verbergen ſich in dieſem Graſe, um den größeren Raubfiſchen zu entgehen. Für ein Krokodil würde es, ſollte ich meinen, ſehr leicht geweſen ſein, den Vogel während ſeines Anſtandes im Waſſer zu ergreifen.

Um zu ſchlafen, ſuchen die Kaſuare die undurchdringlichſten Dickichte auf, und wie ich von den Eingeborenen hörte, ſtecken dabei die Hennen im Liegen den Kopf unter den Flügel, die Männchen aber ſtrecken ihren Hals gerade vor ſich hin auf den Boden aus, wahrſcheinlich um gegen Überraſchungen auf der Hut zu ſein.

Wollen die Eingeborenen Kaſuare erlegen, ſo zünden ſie in dem langen Graſe der Ebenen im Umkreiſe von etwa 1600 m Feuer an; nur ein Platz bleibt frei von Feuer, und hier ſtellen ſich mehrere mit Speeren bewaffnete Männer auf. Männer und Frauen treiben das Feuer nach dem Mittelpunkte des Kreiſes hin, indem ſie mit Baumzweigen alle Flammen ausſchlagen, welche nach einer andern Richtung hin ſich verbreiten. So werden die innerhalb des Flammenkreiſes befindlichen Kaſuare genötigt, nach dem einzigen Platze zu laufen, wo kein Feuer brennt; hier warten ihrer die Speere der Wilden. Auch legt man die Schlinge einer Leine aus Baumbaſt rund um das Neſt des Kaſuars und bedeckt ſie mit Erde, ſo daß der Vogel nichts ſieht. Das andre Ende der Leine ſchlingt der Eingeborene um den Leib und wartet nun hinter einem Baume, bis die

Kaſuarhenne kommt und ſich ſetzt, um zu legen. Dann zuckt er an der Leine, die Schlinge zieht ſich um die Beine des Vogels zuſammen, und der Wilde rennt mit dem andern Ende zu einem Baume, und wickelt es um denſelben herum. Der Vogel erſchöpft ſich nun in fruchtloſen Fluchtanſtrengungen und wird mit dem Speere leicht erlegt. Im Diſtrikte Goonan fand aber während meiner Anweſenheit ein Mann auf folgende merkwürdige Art ſeinen Tod. Nachdem er die Schlinge gelegt hatte, ſchlief er ein; mittlerweile kam der Vogel, legte ein Ei und fing ſich beim Aufſtehen und Fortgehen mit nur einem Fuße in der Schlinge. Der Wilde, welcher die Leine um ſeinen Leib gewickelt hatte, wurde dabei am Boden hingeſchleift und ſtieß vermutlich heftig mit dem Kopfe an einem Baum, ſo daß er betäubt oder gar getötet wurde. Mann und Vogel fand man nach einigen Tagen, noch durch die Leine (zuſammengebunden), tot in beträchtlicher Entfernung vom Neſte.

Die Knochen des Kaſuars benutzen die Wilden auf viele Arten. Die großen Beinröhren ſteckt man gern an das hintere Ende der Speere, damit letztere, wenn man ſie wirft, mehr im Gleichgewichte bleiben; andere Knochen dienen als Meſſer, Spatel u. ſ. w. Die Federn verwendet man zum Kopfſchmucke und zu Fliegenwedeln, die ſpitzigen Krallen in einem Teile Neubritanniens zu Speerſpitzen; man klebt ſie mit Wachs an, welches aufweicht, wenn der Speer in den Körper eines Menſchen eindringt; natürlich bleibt dann die Kralle in der Wunde ſtecken, wenn der Speer herausgezogen wird.

Die Kaſuare laſſen ſich leicht zähmen, freſſen aus der Hand und folgen ihrem Herrn wie Hunde. Ihr eigentümlicher Schrei beginnt mit einem hohen Tone und hört etwa 5 Töne tiefer auf. Die Eingeborenen haben dieſen Schrei als Schlachtruf angenommen. Junge Vögel laſſen eine Art Pfeifen hören und beim Freſſen einen Ton ungefähr wie Küchlein, nur viel lauter. Die Jungen werden ſich ſelbſt überlaſſen und ſchließen ſich einer Herde erſt an, wenn ſie ausgewachſen ſind, was nach der Ausſage der Eingeborenen nach

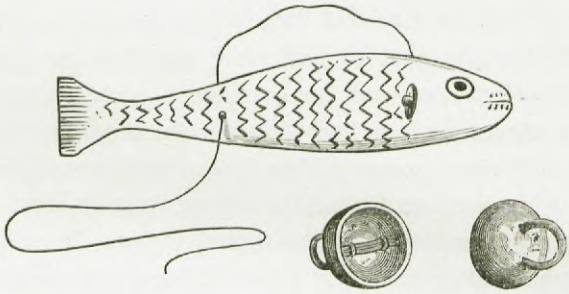
etwa 5 Jahren der Fall iſt. Der eben ausgekrochene Vogel iſt durchaus nicht hübſch; ſein Kleid iſt ein hellbrauner Flaum, welcher mit zunehmendem Alter dunkler und dunkler wird, bis das tiefe Schwarz des ausgewachſenen Vogels erreicht iſt. Die Flügel ſind verhältnißmäßig ſehr klein; an Stelle der fehlenden Schwungfedern finden ſich 4 ſchwarze ungefiederte Kiele, welche die Wilden gern im Naſenknorpel tragen. Der Hornkamm auf dem Kopfe des männlichen Kaſuars dient demſelben zum Durchdringen dichten Gebüſches, welches ſonſt an vielen Stellen, wo es aus ſtachlichen Palmen oder dornigen Schlingpflanzen beſteht, den Kopf des Vogels ganz zerreißen würde.

Seltſamerweiſe giebt es weder auf dem doch nur 48 km entfernten Neuirland noch auf dem zwiſchen Neuirland und Neubritannien gelegenen Duke-of-York Kaſuare. An der Küſte Neuirlands habe ich auf einem großen flachen Felſen verſteinerte Fußeindrücke geſehen, welche mir von Kaſuarfüßen herzurühren ſcheinen. Sie verraten einen großen Vogel mit nur 3 Vorderzehen. Wenn ſich meine Vermutung beſtätigt, ſo müſſen alſo einſt Kaſuare dort gelebt haben.

Das Fleiſch des Morrups wird von den Eingeborenen gegeſſen, und das aus ſeinem Fette gewonnene Öl gilt als ein ſehr wertvolles Mittel gegen Rheumatismus. Im ganzen iſt der Kaſuar für die Wilden in jeder Beziehung äußerſt nützlich und für den Naturforſcher höchſt anziehend.

Im Haifiſchfang ſind die Eingeborenen erſtaunlich geſchickt und verfahren dabei auf eine ganz neue Weiſe. Sie gebrauchen dazu nämlich zwei Hälften einer Kokosnußſchale, an denen ſich, in Löchern befeſtigt, je ein geflochtener Griff befindet; ferner ein fiſchförmig geſchnitztes Stück feſten, leichten Holzes, etwa 0,7 m lang und 15 cm hoch; eine ſtarke Leine aus Rohr oder Baſtgeflecht iſt in einem Loche nahe am Kopfe dieſes Holzfiſches mit einem Knebel befeſtigt und geht durch ein zweites Loch am Schwanzende. So entſteht eine Schlinge, welche ſich nach Bedürfniß leicht erweitern oder verengern läßt; die Leine iſt ungefähr 3,6 m lang. Auf dem Fiſchplatze angelangt,

ſteckt einer der Eingeborenen die Hände durch die Griffe an den Kokosnußſchalen (wie wir es mit Cymbeln thun) und ſchlägt und reibt dieſelben unter Waſſer an der Seite des Kahnes gegen einander, während ein anderer die Schlinge mit dem Holzfiſche in Bereitſchaft hält. Das Geräuſch der Nußſchalen lockt jeden in der Nähe befindlichen Haifiſch an, und er kommt neugierig ganz nahe an den Kahn. Der Wilde, welcher Leine und Holzfiſch hat, giebt der Schlinge die erforderliche Größe, ſteckt ſie dem Haifiſche über Kopf und Bruſtfloſſe



Kokosnußſchalen und Schlinge zum Fange von Haifiſchen.

und zieht ſie gleichzeitig ſtraff zu. Der Haifiſch iſt gefangen, und wenn er auch oft den Kahn weit mit fortnimmt, ſo ermattet er endlich doch und wird mit Speeren erſtochen. Die Wilden behaupten, der durch die Kokosnußſchalen hervorgebrachte Ton ähnele vollkommen dem Geräuſche, welches der Bonitafiſch verurſacht, wenn er aus dem Waſſer ſpringt, und dies locke den Haifiſch an. Letzterer ſei dann ſo eifrig und gierig nach ſeiner Beute, daß er leicht gefangen werde. Gewöhnlich iſt dieſe Jagd erfolgreich; iſt der Haifiſch aber groß, ſo wirft er oft den Kahn um oder zerbricht ihn, wenn ſeine Inſaſſen nicht recht geſchickt in ſeiner Handhabung ſind.

23. Die Sagen der Neubritannier ſind in der Regel ganz ſinnlos und erzählen Unmögliches. Man kann im allgemeinen eine

wahre Geſchichte dadurch von einer erdichteten unterſcheiden, daß in der erſteren keine Uebertreibung enthalten iſt. Erfindet einer von dieſen Wilden eine Geſchichte, ſo ſchmückt er ſie mit den unwahrſcheinlichſten Zuſätzen aus, welche er nur erdenken kann. Folgendes Beiſpiel davon wird genügen: „Einſt gebar eine Frau einen Knaben mit ſo großem Kopfe, daß jedermann erſtaunt war; gleich nach der Geburt konnte er gehen und ſprechen. Kurz nachher tötete ſein Vater ein Schwein und hing einen Teil des Tieres oben unter dem Dache ſeines Hauſes auf, um es gegen die Hunde zu ſchützen, während er mit ſeiner Frau in der Yampflanzung arbeitete. Bei ſeiner Rückkehr war das Schweinefleiſch fort, und ſein Sohn gab vor, er habe faſt fortwährend geſchlafen, wiſſe daher nicht, wo das Fleiſch ſei. Am nächſten Tage ging es mit einem Stücke Schildkrötenfleiſches ebenſo. Auch andre Eingeborene, welche ihre Hütten verlaſſen hatten, beklagten ſich, daß ihnen Nahrungsmittel fehlten; während alſo alle anderen auf die Yamfelder gingen, verbargen ſich jene ſo, daß ſie alles überſehen konnten. Nicht lange darauf ſtand der Säugling auf, ſchüttelte ſich und wuchs ſo ſehr, daß ſein Kopf die Spitze des Hauſes berührte; er nahm ein dort hängendes Stück Schweinefleiſch und verſchlang es ohne weiteres; dann verwandelte er ſich in eine Eidechſe und lief in ein anderes Haus, wo er wieder ſo groß wurde und auch Fleiſch aß; dann wurde er zu einer Ratte, lief in ein drittes Haus u. ſ. w. Der Vater und der andre Mann, die alles geſehen hatten, begaben ſich zu den anderen und erzählten es; hierauf beſchloß man das Kind zu töten. Das geſchah, und der Leichnam wurde verbrannt".

Ganz verſchieden von ſolchen Fabeln ſind ihre Erzählungen von geſchwänzten Menſchen, ſowie von einer Raſſe kleiner Leute, welche nur etwa 1 m groß werden. In dieſen Erzählungen ſtimmen ſie alle überein, und man möchte dabei faſt an Thatſachen denken. Jene fabelhaften Menſchen ſollen z. B. durchaus keine übernatürlichen Kräfte oder Gaben beſitzen, ſondern gleichen den Berichten nach ganz und gar

anderen Eingeborenen, bauen Hütten, tragen Speere u. ſ. w. Die einzige Uebertreibung liegt vielleicht darin, daß ſie vor dem Niederſitzen für ihren Schwanz mit Stöcken ein Loch in den Boden bohren ſollen. Aber ſelbſt das ſcheint einen Schimmer von Wahrheit in ſich zu tragen. Denn wenn die Eingeborenen dieſe Geſchichten erdacht hätten, ſo würden ſie aller Wahrſcheinlichkeit nach den Schwanz als biegſam dargeſtellt haben, wie denn alle ihnen bekannten Schwänze — die der Hunde, Känguruhs, Kuskus ꝛc. — biegſam ſind. Läge hier alſo ein Erzeugnis ihrer Einbildung vor, ſo hätte die Erzählung wahrſcheinlich etwa folgende Geſtalt erhalten: „Jene Menſchen haben Schwänze, welche hinter ihnen auf dem Boden ſchleifen; im Kampfe ſchwingen ſie dieſelben um ſich wie Keulen“. Der Umſtand jedoch, daß die Schwänze als ſteif hingeſtellt werden, bringt mich zu der Annahme, daß irgend wann einmal eine Familie mit ſolchem Anhängſel unter ihnen gelebt hat. Hat es doch bekanntlich eine ſolche Familie in Öſterreich gegeben. Obgleich nun aber die Eingeborenen an der Küſte ganz beſtimmt den Wohnſitz der Schwanzmenſchen zu wiſſen vorgeben, ſo heißt es doch, wenn man dieſelben aufſucht, ſtets, daß ſie in irgend eine andere Gegend gezogen ſind.

Es iſt zum mindeſten ſonderbar, daß dieſelbe Geſchichte genau Wort für Wort auf Neuguinea erzählt wird; hingegen wiſſen die Neubritannier weſtlich von der Open Bay und Spacious Bay nichts davon, ſondern nur die Bewohner der Gazellenhalbinſel. Auf Neuirland findet ſich ebenfalls keine Kunde davon.

24. In den vulkaniſchen Gegenden Neubritanniens verzichten die Wallniſter (Megapodius Hueskeri) auf die großen Haufen Blätter und Erde, welche ſie gewöhnlich zuſammenſcharren, um ihre Eier hineinzulegen. Die Vögel legen in ſolchen Gegenden einfach in Höhlungen und Spalten an den Abhängen eines thätigen Vulkanes. Die Wärme aus dem Innern der Erde vertritt dann die in den Moderhaufen ſich entwickelnde Hitze und brütet die Eier aus.

25. Es iſt ſeltſam, wie die Vulkane Neubritanniens ſämtlich auf

der Nordſeite der Inſel liegen. Von Weſten her ſind es der Reihe nach folgende: 1) Die Mother; erloſchen, Krater mit Süßwaſſer erfüllt, 750 m hoch; unmittelbar darunter thätiger Vulkan, mit 2 erloſchenen Kratern und einer heißen Quelle; alle dieſe Vulkane liegen auf der Blanchehalbinſel. 2) New-Island, 3—4 m hoch; Krater voll heißen Salzwaſſers; entſtand in einer Nacht während des Ausbruches des thätigen Vulkanes auf der Blanchehalbinſel (Mai 1878). 3) Beautemps-Beaupré (547 m), in der Mitte der Gazellenhalbinſel; erloſchen. 4) Father und Sons; der North-Son, anſcheinend erloſchen, 495 m; der Father (1200 m), thätig; der South-Son (900 m), thätig. 5) Der thätige Vulkan (300 m) auf der Duportail-Inſel. 6) Zahlreiche kleine Krater, dem Anſcheine nach erloſchen, an der Küſte zwiſchen Low Point und Hummock-Head. 7) Island-Point und Two-Peak-Mountain; erloſchen; 8) Die Krater auf den Inſeln Willaumez, Raoul, Gicquel, Du Faure; anſcheinend erloſchen; ferner Kap Gloucester, eine einzige Maſſe thätiger Krater, mit mehreren kleineren Kratern an der Küſte von Kap Wilſon bis Kap Gloucester. 9) Thätiger Vulkan auf der Tupinier-Inſel. 10) Erloſchener Vulkan auf Rook-Island. So haben wir hier im ganzen 10 Gruppen von mehr oder weniger thätigen Vulkanen, während auf der Südſeite nur Kap Quoy vulkaniſch iſt. Und mir ſcheint es noch ſehr zweifelhaft, ob hier jemals ein feuerſpeiender Berg geweſen iſt; es könnte eher eine durch vulkaniſche Kräfte erfolgte Auftreibung des Bodens ſein.

Die Byning-Berge habe ich abſichtlich nicht erwähnt, weil unter ihnen kein deutlicher Krater zu ſehen iſt. Ihre Zerriſſenheit könnte aber wohl die Vermutung rechtfertigen, daß auch ſie durch eine gewaltige Erdumwälzung entſtanden ſind.

Es verdient bemerkt zu werden, daß auf Neuirland keine Spur von Vulkanen — ſeien es thätige oder erloſchene — iſt.

26. Ehe ich meine notwendigerweiſe nur kurzen Bemerkungen über dieſe ſo feſſelnde und anziehende Inſelwelt ſchließe, möge noch der feſten Hoffnung Ausdruck gegeben werden, daß der Tag nicht

mehr fern iſt, an welchem ihre gründliche Erforſchung begonnen wird. Ich denke dabei nicht etwa daran, daß unſre Admiralität die Sache in die Hand nehmen ſoll. Denn wenn auch niemand auf Erden ein ſolches Erforſchungsunternehmen beſſer durchführen kann als unſre Marineoffiziere, ſo giebt es doch viele Umſtände, die das Eintreten von Privatleuten hier ratſamer erſcheinen laſſen. Schon das bloße Erſcheinen eines Kriegsſchiffes genügt, um die Eingeborenen mancher Gegenden ſchleunigſt in die Wälder zu treiben. Ich würde ein hölzernes Segelſchiff von etwa 100 Tonnen vorſchlagen, welches aber zur Aushilfe eine Dampfmaſchine haben muß — ein Umſtand, der bei Annäherung an gefährliche Stellen oder bei Windſtillen von ganz unſchätzbarem Werte iſt. Die Beſatzung müßte aus ganz zuverläſſigen Leuten beſtehen, und der Führer des Unternehmens möglichſt erfahren im Umgange mit Eingeborenen ſein. Natürlich dürften die Männer der Wiſſenſchaft nicht fehlen. Die Verproviantirung muß auf zwei Jahre berechnet werden. Die Kleinheit des Fahrzeugs in Verbindung mit der Dampfkraft würde das Einlaufen in jede kleine Bucht und jede Einbiegung der Küſte ermöglichen, und ſo könnten vollſtändige Sammlungen für die Völker-, Pflanzen- und Tierkunde zuſammengebracht werden. Der Führer der Expedition ſollte ſtets die Häuptlinge beſuchen und, wenn nötig, zwei bis drei Tage bei ihnen verweilen; dadurch würde die Anlegung von Sammlungen ſehr erleichtert werden; gleichzeitig muß er ſoviel Erkundigungen als nur möglich über die Sitten und Gewohnheiten der Eingeborenen einziehen, über die Art und Weiſe, wie ſie ihre Schmuckſachen, ihr Hausgerät, ihre Waffen gebrauchen u. ſ. w. Auch müßten die beſuchten Plätze aufgenommen werden, und, wo es angeht, ſollte das Schleppnetz zur Anwendung kommen. Zum Gelingen des Unternehmens müßten aber alle Männer der Wiſſenſchaft, ebenſo wie alle andern Perſonen, notwendigerweiſe unbedingt unter den Befehlen des Führers ſtehen. Das Fahrzeug muß ſelbſtverſtändlich aufs beſte verſehen ſein mit allem, was zur Erfüllung aller in Frage kommenden

Aufgaben nötig iſt. Die Heizung muß auch für Holzfeuerung eingerichtet werden.

Koſtbare Zeit vergeht unbenutzt; jedes neue Jahr findet die Eingeborenen in weniger urſprünglichem Zuſtande als das vorhergehende. An manchen Orten ſterben die Wilden ſogar mit dem Vorſchreiten der Civiliſation aus. Der Handel wirkt an ſich ſchon zerſtörend auf die Urſprünglichkeit der Eingeborenen, indem die europäiſchen Waren die alten und urſprünglichen Erzeugniſſe ihrer Handfertigkeit verdrängen; letztere ſelbſt kommt nach wenigen Jahren in Vergeſſenheit und geht ſchließlich ganz unter. Anſtatt der ſteinernen Beile werden eiſerne benutzt, anſtatt der Speere, der Bogen und Pfeile und Schleudern nimmt man Flinten, für einheimiſche Geflechte kommt Tuch, für Muſcheln kommen Perlen in Gebrauch, und in manchen Fällen haben unſre Hüte ſogar die einheimiſchen Kopfputze verdrängt. So nimmt im allgemeinen die Vernichtung der urſprünglichen Eigentümlichkeiten mit der Ausbreitung des Handels zu, und ohne Zweifel werden die alten Sitten und Gewohnheiten bei dieſen Stämmen ebenſo wie bei andern verſchwinden; auch wird dieſer Wechſel in nicht ſo ferner Zeit ſich vollzogen haben, wie man vielleicht glauben möchte; denn eine Inſel wird ſchneller vom Handel erobert als ein großer Erdteil. Will man daher der Nachwelt einen getreuen Bericht über dieſe Inſulaner in ihrer Urſprünglichkeit überliefern, ſo ſollte keine Zeit mehr verloren werden. Die einmal verlorene kann man nicht wieder einbringen, aber durch ſchnelles Handeln wenigſtens noch weitern Verluſt verhüten. Es iſt meine feſte und aufrichtige Hoffnung, daß meine Anregung beachtet wird. Mögen die, welche an der Völkerkunde Anteil nehmen, ſich einſt nicht über die Unmöglichkeit zu beklagen haben, getreue Schilderungen der urſprünglichen Südſee-Inſulaner zu erhalten — eine Unmöglichkeit, welche gewiß eintritt, wenn man die Erforſchung der Inſeln zu lange hinausſchiebt.

Wörterverzeichnis.

Deutſch	Duke-of-York-Mundart (Mewlett)	Neubritanniſch (Kinigunum)	Neuirländiſch (Karlisle)
Aaronswurzel . . .	a pâ	a pâ	
Anſehen, etwas . . .		terua; boi-boi. .	
Anſtrich (rote Erde) .		a tara	
„ „ (blaue „) .		a pepen	
Armband		a lili	
Axt	a pem	a pem	
Bambus	a kauri	a kauri	
Banane.	a wudu	a wudu	
Batate	a mămi	a mămi	
Betelnuß	a boa	a bue	
Blatt	a ghilai	a bui; a mapinai	
Ei	a kiau	a kiau	
Faſerhülle einer alten Kokosnuß . . .	a palalamai . .	a palalamai . .	a palalamas.
Faſerhülle einer jungen Kokosnuß . . .	a palakulau . .	a palakulau. . .	a palakulus.
Feuer	ungwin (u-ŏ) .	ai-āp	ai-ă.
Fiſch	ain	a ain	
Fiſchkorb (Fiſchfalle) .		a wūp	
Fiſchnetz	aubanang . . .	aubin	
Froſch	a rock-rock . . .	a rock-rock . . .	
Gebüſch (im Innern) .		a rapapupui . .	
Geflügel	a karaki	a kakaruka . . .	
Geld	diwarra	a tabu	
Geſang	a kele-kele . . .	a kele-kele . . .	
Gieb mir		a nakabea . . .	
Gras (langes) . . .	a kunai	a kunai	
Halsband		kurakurua . . .	
„ „ von Perlen .		unghid.	
Haus	a ruma	a pāl	
Holz, Baum	a dewai	a dewai	
Hund		a pup	

Deutsch	Duke-of-York-Mundart (Mowlett)	Neubritannisch (Kinigunun)	Neuirländisch (Karlisle)
Ja	er	er	
Käfer		a kua-ri	
Kahn (groß, ohne Ausleger)	a mworn	a mworn	mworn.
Kahn (klein, mit Ausleger)	o-aga	o-aga	
Känguruh	a aukin	a aukin	
Keule (steinern)		a ramuat	
„ (hölzern)		a ram	
Knabe	a nat		
Kokosnuß (jung)	a terrip	a terrip	a terris.
„ „ (älter)	a kulau	a kulau	a kulas.
„ „ (nicht ganz reif)	a kubika	a kubika	a kubis.
„ „ (alt)	a alamai	a alamai	a alamas.
Kopfschmuck (von Federn)	a lukwar	a lukwar	
Korb	a rat	a rat	
krank	mati	mulapang	
Krokodil	a puck-puck	a puck-puck	
Küste	a rualine	a rualine	
Laß gehen	palai		
Mach schnell	a alūt	ai-âp	
Mädchen		a garravafini	
Mann	a mwoana; a tira	a tutuana	
Maultrommel		a ungap	
Messer	a burnam	a burnam	
Muschel, See-		a vinaganoi	
„ , Land-		a kato	
Narr	a long-long	a long-long	
Nasenstöckchen (wagrecht)		a bilibago	
Nasenstöckchen (durch die Nasenlöcher)		ai buta	
Nein	puta	putā	
Perlen	a vinadĕwoi	a piova	
Perlmuschel	a kăláng	a kalāgi	
Pfeife, Tabaks-		piet-moa	
Puppe		a babinum	
Natte	a galâng	a galâng	
Raupe	a auvi	a oliva	
Regen	a bāta	a bāta	

Deutſch	Duke-of-York-Mundart (Mowlett)	Neubritanniſch (Kinigunun)	Neuirländiſch (Karliſle)
Riff (großer Stein) .	awât (avât). . .	awâto (avâto). .	
Rohr	a kedda	a kedda	
Salz		a ta	
Sand	ā ragai		
Schädel (Kopf) . . .	a luna	a lorigne	
Schiff	a prao	a prao	
Schildkröte	a pūn	a pūn	a pūn.
Schildpatt	pelapūn	pelapūn	pelapūn.
Schlange	a ôvi (ôvri) . .	a ôbi (ôrbi) . .	
Schleuder	waiwi		
Schmetterling . . .	a tortô	a bebi	
Schwein	boroi	boroi	boroi.
Seil	we we	raoa	
Skelett	bala-baluna . . .		
Speer	a ruma	a bele	
Stein (klein)	a ruru		
Steinbeil	barur		
Tabak	a ſukr		
Tanz	a mulāgin . . .	a mulāgin . . .	
Taube	kurua	balu	
Teufel	a toberan . . .	a toberan . . .	
Tot	mat	mat	
Tuch (einheimiſches) .	a malu	a malu . . .	
Waſſer, Trink- . . .	a ta va	a banim	
Waſſer, Salz- . . .	a tai	a tā	
Weib	a tabuan . . .	a vaſini	
weiß (oder Kalk) . .	a kabang . . .	a kabang	
Wind (Nordweſtmonſun)	a tobarr	a tobarr	a tobarr.
„ (Südoſtmonſun) .	a labĕru	a labĕru	a labĕru.
Yam	a ôp	a ôp	
Ziehen (das Schiff aufholen)	alla		

Neubritanniſche Zahlwörter (Gazellenhalbinſel).

Eins: tikai; zwei: urua; drei: o tul; vier: ivāt; fünf: a-lima; ſechs: lip tikai; ſieben: lov-urua; acht: lov-otul; neun: lov-ivāt; zehn: turálim (tu-á-lim); zehn zuſammen: ave-nun; zwanzig: ur-ave-nun, oder: urua tanivat (alim); dreißig: ot-ave-nun; hundert: amāra.

Regiſter.

A.

Aaronswurzel 35, 74, 75.
Abercole 77.
Abreiſe 12.
Abſchlachtung eines Gefangenen 85—87.
Abſtammung einiger Völkerſchaften 34, 53, 222.
Aderläſſe 146.
Adlernaſen 193.
Admiralitätskarten unrichtig 17, 19, 21, 27, 28, 35.
Albinobai 105.
Albinos 106.
Aleck 34, 35, 36, 37, 43, 44, 202.
Alligatoren 152.
Anbau 35.
Angeln 73, 176, 177.
Angelhaken 158.
Anlagen, geiſtige, der Wilden 53.
Antworten der Eingeborenen 115, 125.
Arbeitereinfuhr nach Auſtralien 35, 236, 237, 239, 240.
Archway-Point 96.
Argliſt der Eingeborenen 237.
Armbänder 73, 165, 166.
Armbruch 144.
Ärzte 146, 147.
Ärztliche Werkzeuge 144.
Aufbruch zum Kampfe 116.
Auflaufen des Schiffes 204.
Ausbrüche, vulkaniſche, 103—105. S. Vulkane.
Ausrüſtung 12.

B.

Bambusſtücke 117.
Bananen 35, 74, 152.
Bandeiſen, unbekannt 102.
Bataten 74.
Beautemps-Beaupré 83, 88, 91, 164.
Begabung, geiſtige, der Eingeborenen 53.
Begräbnis 172, 173.
Beile 21, 22, 140.
Bemannung 12.
Beni, Lehrer 109, 110.
Bergen der Ladung 208.
Bergſtämme, ſehr trotzig 131.
Beſchneidung 190.
Beſtrafung, ſchnelle, nötig 240.
Betelnuß 85, 92.
Beute 123, 126, 127.
Bewaffnung, immer nötig 51.
Bezauberung 150.
Bimsſtein 36, 37. Maſſen von B. 103, 105.
Birara 34, 170.
Blakeny-Inſel 31.
Blanchard-Inſel 20.
Blanche-Bai 35, 105, 108, 116, 125.
Blanche-Halbinſel 103.
Blohm 116.
Bö 207.
Bodenſenkung 84.
Bonitafiſch 248.
Boote 19.
Broomerinſeln 16, 17, 18.
Brotfrucht 152.
Brown, Miſſionär 45, 95; freigeſprochen 130.
Buckwar 54, 55, 83, 189.
Bu-lilli 114, 124, 160.
Byning-Bai 173, 174, 175; Diſtrikt 170; Bergkette 170, 178.

C.

Calvados-Kette 19.
Cambira 164—169.
Charakter der Eingeborenen 235.
Chard-Inſel 197.
Chinaklippe 28.
Chinaſtraße 26.
Cook 16.
Corlaili 190.

D.

Dampier 34, 170.
Dampierſtraße 203.
Dankgottesdienſt 124.
d'Entrecaſteaux 175.
Dewawon 124, 125.
Dewarra, ſ. Diwarra.
Dick, König 59.
Didymus-Inſel 28.
Dieb, ein erwiſchter 29.
Diebſtahl 49.
Dingo 227.
Dinawon 124, 125, 127.
Diwarra 49, 50, 57, 58, 61, 66.
Dorf 36, erobertes 99—101, 156; verbrannt 117, 118.
Duck-Duck 61—65, 160.
Du Faur-Inſel 199.
Duke-of-York 32, 33, 45, 52, 59—62.
Duportail-Inſel 192.
d'Urville 34.

E.

Eichhörnchen 152.
Eier 152; faule 169.
Eingeborene, an Bord 168, 169; ihre Erziehung 235; feig 118, 119; feindlich 97, 205, 206; freundlich 98, 165, 167, 169, 174; furchtſam 173, 175, 179, 193, 197, 199, 203; hartnäckig 210; als Miſſionäre 129; Mordgier 235; von Neu-Guinea 189; neugierig 191; unterwerfen ſich 128; unverſchämt 113.
Einzugsſchmaus 78.
Entdeckungsgebiete 27.
Ente, ſeltene 20.
Erdbeben 37, 198.
Erforſchung, baldige, ſehr nötig, 252, 253.
Eſſen 151.
E'Watto 176, 188, 190.

F.

Fackeln 224.
Fahrzeug 11.
Fallgruben 116, 117.
Father 182, 188, 191.
Faule Bai 48.
Ferguſon's Hafen 45.
Feuer, Anzündung 180, 181; Transport 172.
Fieber 37—39, 191, 202, 205, 210.
Fiſchbetäubung 158.
Fiſche 154
Fiſcherdorf 169; verlaſſenes 97.
Fiſchfallen 157.
Fiſchnetze 73, 171.
Fiſchreichtum 176, 177.
Fitzgerald, Berg 178.
Fledertiere 20, 152.
Flinte, dreifach geladene 44.
Floßbau 208.
Flucht der Eingeborenen 118, 119, 123.
Flügel, beim Tanze 68.
Flußfahrt 176, 177, 183, 184.
Flutwellen, durch Vulkane 104.
Forrin, Vorgebirge 183.
Franzoſen, ermordet 51.
Frau, Rettung einer 127.
Frauen, Behandlung 54; Geſtalt 54; Grauſamkeit 80, 86; im Kampfe 122, 123; zu Markte gehend 162; Raub 113, 181, durch Weiße 237, 238; Schwatzhaftigkeit 81; 224; ihre Stellung 81, 82
French Islands 203.
Fruchtbarkeit, d. Landes 35.
Früchte 74.
Führer 113, 117.

G.

Gänſemarſch 117.
Garamut 70.
Gartenbeete 35
Gazellenhalbinſel 189.
Gazelle-Point 77, 95.
Gefecht zwiſchen Eingeborenen 78 ff.
Geheimſprache 224.
Geiſter, böſe 81, 149.
Geld 58, 222.
Geldbuße 114.
Geſtalt der Eingeborenen 54.
Gewitter 198.
Godeffroy 51, 171, 215.
Goodenough, Kapitän 235.
Goonan 35, 43, 45, 109, 116, 159.
Goonandorf 36.
Gras 159, 160, 164, 165.
Great Harbour 42.
Großfußhühner 152; ſ. auch Wallniſter.
Grunzen 99.

H.

Haifiſche 178; ihr Fang 247, 248.
Handelsartikel 40.
Handelsniederlaſſungen 39—41, 111.
Händler, Stellung der 40, 41; falſch beurteilt 236; öfter angegriffen als angreifend 240.

Hausbau 77, 78.
Häuſer 18, 36, 37, 101, 158, 168, 189.
Häuſerholen 120.
Häusliches Glück 60.
Hayterinſel 20, 23.
Heathinſel 21, 22, 23, 191.
Heath, Kapitän 14.
Heilungen 147, 151.
Heirat 81.
Henry Reid-Bai 97, 98.
Hernsheim & Cie. 46, 128.
Hitze des Bodens 42, 43.
Hixſon-Bai 190.
Holmes-Fluß 183.
Honig 157.
Hornvögel 98.
Hull-Inſel 31.
Hummock-Head 194.
Hunde, eingeführt 227; einheimiſche 227; bellen nicht 227.
Hundefleiſch 151.

J.

Inſel, neuentſtandene 104.

J.

Jagden, mit Feuer 91; 245.
Jaka-Frucht 152.
Jenkins-Inſel 197.
Jouveney-Inſel 31.
Junior-Miſſion-Houſe-Point 114, 160.
Jurien-Inſel 31, 32.

K.

Kabakadaie 114, 118, 125. 128, 161.
Kabbelung 32, 105.
Kahlköpfe 54.
Kähne 18, 19, 23, 149, 171, 179, 190.
Kakadu, weißer, nur auf Neubritannien 74.
Kamm 165.
Kampf 118, 119, 121, 122, 123.
Känguruh 90, 98, 152.
Kannibalismus im neubritanniſchen Archipel 15, 19, 52, 59, 63, 78, 80, 82, 87, 88, 99, 100, 109, 110, 113, 171, 181, 219, 220; ſchwer auszurotten 60, 220; auf Neuguinea u. Auſtralien 219, 220.
Kanonenſchuß 168, 169, 212, 213.
Kap Buller 96.
„ Campbell 199.
„ Corroka 176, 178.
„ Denis 32.
„ Glouceſter 159, 202, 203, 204.
„ Lambert 159, 176, 215.
„ Luin 163.
„ Orford 32.
„ Palliſer 96.
„ Pierſon 31.
„ Stephens 35, 159.
„ Sulla 178.
„ Ventenat 31.
Karavia-Eingeborene 127.
Karavia, Ober- 120, 121, 123.
„ „, Unter- 120, 123, 124.
Karten, Abweichungen der 175.
Kaſuar 90, 152, 243—247; nur auf Neubritannien 74, 247; ſeine Eier 244; Fährten 98; fiſcht 245; ſein Futter 244, 245; ſeine Jagd 245, 246; Neſt 244; Nutzen 246, 247; ſchlafend 245; zähmbar 246.
Kenntniſſe der Wilden 225.
Kerawara 52.
Keulen 140, 141, 165.
Kimmung 175.
Kinder, käuflich zur Heirat 82; wie ſie getragen werden 83.
Kininigunun 43, 77.
Kleidung 53, 73, 96, 174, 202, 222.
Kleinſchmidt, ermordet 51.
Knabenſpiele 161, 162, 163.
Knochenbruch 146.
Koch 202.
Kochweiſe der Wilden 152, 153.
Kokosnüſſe 74, 96.
Kokospalmen 159.
Kommodorebai 197.
Kopfputz 193.
Kopfringe 202.
Kopfſchmerzen 146.
Kopra 40.
Krallen als Speerſpitzen 102.
Kreidefiguren 221.
Kriegsſchiff 237, 240.
Kriegsvorbereitungen 113, 114.
Krokodile 21, 177, 179; fangen Fliegen 177; Kaſuare 244, 245.
Kubokonilik 52.
Kuchen 153.
Kuskus 20.

L.

Lagrandiere-Inſel 31.
Landreiſen 78 ff., 83—94, 164—168.
Landſchaften, reizloſe 194, 202.
Landſchaftliche Schönheiten 26, 46, 97, 117, 176, 183—187.

Le Danſeur-Island 188, 191.
Lip-lip 52, 61.
Liſten der Wilden 209.
Livai Naboro 109.
Lizardtragödie 15.
Long Point 192.
Lotu 47, 129, 204.
Low Point 192, 194.
Luin-Bai 163.
Lu-lu 234.

M.

Macdonald-Inſel 197.
Makada, Inſel u. Hafen 45, 48, 103.
Malargen 67.
Mango 74.
Mangrove-Wald 179, 197.
Man-Inſel 114, 163.
Mannbarkeit der Mädchen 221.
Mannſchaft 12.
Marlargen 144.
Marterung der Gefangenen 60, 80.
Masken 23, 24, 68.
Maßregeln, ſtrenge 107.
Materbert 169, 170, 208.
Matiyu 190.
Matukanaputa 172, 173, 176, 181, 208, 210.
Matupi 35, 37, 42, 104, 105, 113, 115, 116, 119, 124, 128.
Maultrommel 71.
Mekinley-Inſel 28.
Menſchenfleiſch, ſein Geſchmack 220.
Menſchenfreſſerei ſ. Kannibalismus.
Menſchenknochen 99.
Menſchenraub, chriſtlicher 35.
Midway-Riff 163.
Mioko 48, 51, 52.
Miſſionäre, angegriffen 113; ermordet 108—110; eingeborene 128, 129; zu wenig 128; ihre Erfolge 47.
Miſſionshaus, verbrannt 128.
Miſſionsniederlaſſungen 111.
Mittagsraſt 118.
Mondfinſternis 150.
Mordthaten an Weißen u. Eingeborenen 234—240; von Weißen gegen Weiße 241—243; aus Rache eine Übertreibung 239.
Moresby, Kapitän 26.
Morrup (Kaſuar) 243—247.
Mortlock-Inſeln 227.
Mother-Mountains, 34, 35, 36, 42, 43, 103.
Mount Pyramid 197.
Mowlett, Mowlot 46, 112.
Mudge-Bai 28.
Mumbo-Jumbo 65, 66.
Mumienapfel (Melonenbaum) 74, 76.
Muſchelgeld 58.
Muſikinſtrumente 71, 72.
Myet-Eilande 45.

N.

Nachtlager 119, 120.
Namen, neubritanniſche 224, 225.
Negro-Head 28.
Netze 180.
Neubritannien, Bemerkungen über 223—253.
Neuguinea 19, 27, 189.
Neuhannover 33.
Neuirland, Bemerkungen über 219—222.
Nodup, Diſtrikt u. ſeine Bewohner 34, 43, 113, 117, 119, 120, 122, 215.
Normanby-Inſel 31.
North-Daughter 42, 116.
North-Son 188, 192.
Norton-Inſel 197.
Notruder 204.
Notwehr 114.
Nucgunigu, Dorf 85.
Nukani 178.

O.

Obſidian 153, 190, 192.
Ohrläppchen 72, 202.
Open Bay 171, 187, 189.
Orkan 12, 13.
Oſpreyriff 16.
Oſtern 124.

P.

Panspfeife 71.
Pantoffelregiment 24.
Papageifedern als Schmuck 144.
Paples-Inſel 28.
Papuagolf 19.
Patteſon, Biſchof 235.
Peninſular-Point 48.
Perücken 23, 68.
Pfade 165.
Pfeifen 70, 71.
Plänkler 117.
Pleaſant River 97.
Plünderung, des Schiffes 213.
Polygamia 58.
Pondo 182.
Port Hunter 46, 47, 61, 108.
Port Montagu 170.
Port Powell 187, 188.

Port Webber 118, 163, 164.
Poſſeſſionbai 23—27.
Praed-Point 105.
Proſtitution 234.
Pumpen 203.

Q.

Quelle, heiße 36.

R.

Rakete 120.
Raſſenmiſchung 170, 171; ſ. auch Abſtammung.
Ratſchläge für eine Erforſchungsexpedition 252, 253.
Rätſelhaftes Tier 226.
Ratu Levi 108, 109, 110, 112.
Rauchen 172.
Räuchern 153.
Rechtfertigung des Herrn Brown 111, 113, 115.
Regenmacher 146.
Reinlichkeit, öffentliche 224.
Reiſen ins Innere 78 ff., 83—94, 164—168.
Reiſekähne 52, 53.
Religion 149.
Rettung des Herrn Powell 50, 215.
Rettung einer Eingeborenen 127.
Rettung der Miſſionärfamilien 111, 112.
Return-Point 102.
Richards, Lieutenant 215.
Riffe, ihr Wachſen 28.
Rook-Inſel 34, 203, 204.
Roſſel-Gebirge 221.
Rückkehr 215, 216.
Ruder 22.
Rukukuru 59, 63.
Rukukuru-Point 48.
Ruluanna-Point 77.
Ruterwul 108, 109, 110, 111, 114, 116, 125, 159.

S.

Sagen der Neubritannier 248, 249.
Sailaſa 109, 110, 123.
Salz 153.
Samoa-Inſulaner 107.
Sandbank, Abfahrt von der 213.
Sandy Point 187.
Säugling, gefunden 123.
Schädelmasken 144.
Schießgewehre 118, 119.
Schildkröten 188; ihr Fang 172, 180; Knochen von ihnen 96.
Schilde 22.
Schlächter 87.
Schleudern 78, 79, 141—143.
Schmuck 22, 23.
Schwämme 21.
Schwangerſchaft 181.
Schwanzmenſchen 249, 250.
Schwatzhaftigkeit der Frauen 224.
Schwefel 151.
Schweine, ihr Preis 39, 57; 99; ihre Jagd 91; von Frauen gehätſchelt 21.
Scilly-Inſeln 176.
Seeräuber 172.
Segel der Wilden 30.
Sem-ſi-gorro 178, 179, 181.
Shoal-Point 114, 161, 163.
Sogar (Cigarre) 172.
Sons 182.
South-Daughter 36, 105.
South-Son 192.
Spacious Bay 95, 96, 102, 170, 171, 189.
Speere, 21, 22, 102, 143, 144, 145; vergiftet 51.
Speerfallen 117.
Speiſen 151, 152, 157.
Spieldoſe 151.
Spinnen als Speiſe. 152.
Spione 113, 117.
Sprache 53, 96, 166, 226, 227; lautbezeichnend 233.
Sprachverſtändnis der Wilden 48.
Sprecher 87, 223.
St. Georgs-Kanal 33, 46 95.
Stehlen 29, 30.
Steuerruder 203.
Stiefel 117.
Stimmen der auſtraliſchen Preſſe 131—139.
Strandung 207, 208.
Streit beim Handel 239.
Streitmacht der Miſſionäre 116.
Strömung, ſtarke 33.
Strudel 32, 33.
Sulla-Sulla 178.
Süßwaſſerſee 91.

T.

Tabu 129, 167.
Tabubaum 158.
Talong 213.
Tamtam 70.
Tan 74, 75.
Tänze 67.
Tanzmasken 68.
Tarlily 109, 110, 111, 112, 113, 115, 119, 124, 125, 128, 160; ſeine Botſchaft 112.
Tarlilybai 108, 114, 159, 160.
Tättowierung 165.
Teſte-Inſel 17, 18, 19.

Thronfolge 62.
Tiere, gefangene 179.
Timote 109, 110.
Tintenfiſch 154.
Tipping, Unterlieutenant 216.
Tobaran-Kahn 61, 62, 66.
Toberan-Quarburra 226.
Toberrantanz 67, 144.
Tobrian 170, 209, 211.
Tongue-Point 97.
Tora-good 59, 60.
Tor-Long-Long 225.
Tor-Poulo 59, 62.
Tor-Rarrabay, will Menſchenfleiſch ſchaffen 77, 78; als Führer 83 ff.; treulos 89; ſeine Entſchuldigung 94.
Torrorturu, den Weißen freundlich 43; kommt zu Hilfe 50, 113, 122.
Totenbeſtattung 223.
Totenkapellen 221.
Totenruder 126.
Trauer 54.
Trobriand-Inſel 31, 32.
Trommeln 70.
Tumups 159.
Turner-Point 98.
Turtle-Inſel 187.
Tu-tu-Lärm 79.

U.

Überfall 50, 118, 212.
Ulla 188.
Ullamorn 188.
Ulu-Inſel 48.
Unbeſuchte Gegenden 174, 175.
Untergang der Wilden 30.
Unterröcke 25.
Urara 164.
Utuan 48, 49.

V.

Verbrennung der Dörfer 117, 118.
Verfolgung 214.
Verführung durch Mädchen 237.
Verluſte 215.
Verluſte der Eingeborenen 58.
Verſammlung zu Mowlot 112.
Verteidigungsmittel der Wilden 117.
Verwandtenehen 82.
Veſſy-Inſel 197.
Vielweiberei 58.
Vitigeiſtliche 109.
Viti-Inſulaner 107, 109.
Vollmond 181.
Vulkane 41, 182, 197, 202, 203; thätig 103, 104, 105, 203; alle auf der Nordſeite Neubritanniens gelegen 251; fehlen auf Neuirland 251.

W.

Wachſen der Handelsartikel 90.
Wachtel, neubritanniſche 42.
Waffen 58, 100—102, 140—144, 222.
Wallaby 20.
Wallniſter 250.
Wallriff, Großes 15, 16; 95.
Warruwarrum 61.
Waſſerfall 183.
Waſſerhoſen 14.
Waſſermangel 93.
Waſſervorrat 171.
Watsford, Reverend 138, 139.
Watſon, Kapitän 15.
Weiber, ſ. Frauen.
Weira 52.
Weirapoint 52.
Welle-Inſel 31.
Willaumez-Inſel 181, 199
Windmacher 66, 148.
Windſtille 207.
Wörterverzeichnis 254—256.
Wörterverzeichniſſe nötig 240.
Wrackriff 176.

Y.

Yams 35, 54, 74.

Z.

Zahlen 229, 256.
Zählweiſe 227—233.
Zähne, falſche 146; gefärbt 226.
Zeichenſprache 25, 29, 30, 99, 190.
Zuckerrohrbau 163.

Berichtigungen.

Im Inhaltsverzeichniſſe p. 107 muß „Tarlily's" ſtehen ſtatt „Tartily's".
„ „ „ 182 „ „Furchtſame" „ „ „Schreckliche".
In der Bildunterſchrift „ 192 „ „Father" „ „ „Fahter".

Prachtwerke und geographische Schriften

aus dem Verlage von

Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig und Ferdinand Hirt in Breslau.

Nordland-Fahrten.

Malerische Wanderungen durch Norwegen u. Schweden, Irland, Schottland, England, Holland u. Dänemark.

Mit besonderer Berücksichtigung von Sage und Geschichte, Litteratur und Kunst geschildert durch Prof. Dr. **Adolf Brennecke, Francis Broemel, Friedrich von Hellwald,** Dr. **Hans Hoffmann, Richard Oberländer, Joh. Frölß** u. Dr. **Adolf Rosenberg.**

Mit mehreren Hunderten von Illustrationen nach Originalzeichnungen der hervorragendsten Künstler.
In 4 ganz selbständigen, einzeln käuflichen Abteilungen. In Prachtband je 20 Mark.

Abt. I. **Norwegen, Schweden, Irland u. Schottland.** Einbd.: Norweg. Gebirgslandschaft. Zeichng. von C. Römer. 2. Aufl.

Abt. II. **Wanderungen durch England u. Wales.** Einband: Englische Burgruine. Zeichnung von C. Römer.

Abt. III. **England und die Kanalinseln.** Einband: Englische Felsenküste. Zeichnung von C. Römer.

Abt. IV. **Holland und Dänemark.** Einband: Holländische Winterlandschaft. Zeichnung von W. Georgy.

Das Unternehmen ist kürzlich mit dem 4. (Ergänzungs-)Bande abgeschlossen worden und hat durch sein höchst bequemes Format und die wirklich gediegene Ausstattung allerwärts schnell Freunde gefunden. Ludwig Pietsch sagt u. a. über dasselbe: „Wie sehr auch unser Geschmack verwöhnt und unsere Anforderungen gesteigert seien durch glänzende Prachtwerke, diese ‚**Nordland-Fahrten**' halten jeden Vergleich aus und bereichern unsere illustrierte Litteratur durch eine der vorzüglichsten Schöpfungen."

Unlängſt wurde folgendes, **größtes populär-wiſſenſchaftliches** Werk über **Skandinavien** abgeſchloſſen:

Im Lande der Mitternachts-Sonne.

Sommer- und Winterreiſen
durch
Norwegen, Schweden, Lappland und Nord-Finnland.

Nach **Paul B. Du Chaillu** frei überſetzt von **A. Helms.**

60 Bogen gr. 8, illuſtriert durch 48 Tonbilder, 200 Holzſchnitte im Text, eine Generalanſicht von Stockholm und eine Überſichts-Karte.

In 2 Prachtbänden 24 *M*, in 4 elegant broſchierten Halbbänden 20 *M*.

Du Chaillu genießt als gewandter Schriftſteller und tüchtiger Fachmann wohl in Deutſchland denſelben Ruf wie in ſeiner Heimat, es war deshalb vorauszuſehen, daß ſein neues, hochintereſſantes Werk mit Vertrauen aufgenommen werden würde. Der Verfaſſer hat während eines 8jährigen Nomadenlebens den Ländern der Mitternachtsſonne die umfaſſendſten Studien gewidmet, ſeine Arbeit hat ſeitens aller geographiſchen Autoritäten die günſtigſte Beurteilung erfahren. Trotz zahlreicher Publikationen über die ſkandinaviſchen Länder fehlte bisher ein populäres, aber zugleich eingehendes Werk über dieſe Gegenden, wo Land und Leute, erſteres durch ſeine großartige Schönheit, letztere durch ihre eigenartigen Sitten, ſo viel des Intereſſanten finden laſſen.

Unter den

Kannibalen von Neu-Britannien.

Neu! Drei Wanderjahre **Neu!**

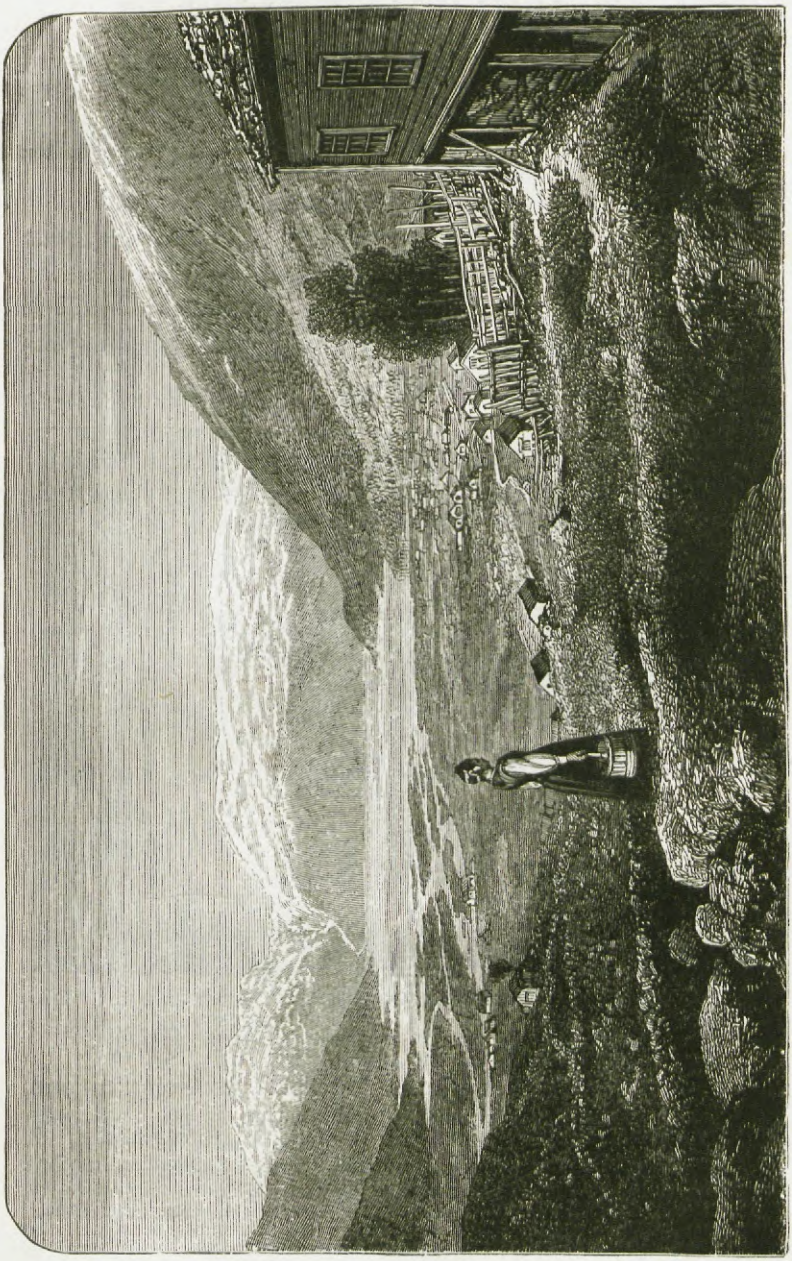
durch ein wildes Land.

Nach **Wilfred Powell**, frei übertragen durch Dr. **F. M. Schröter.**

Mit vielen Illuſtrationen nach Zeichnungen des Verfaſſers und einer Karte.
Broſchiert 7,50 M. Gebunden 9 M.

Der neubritanniſche Archipel bietet dem Forſcher noch ein weites Feld fruchtbringender Thätigkeit; er iſt weder in geographiſcher noch in naturgeſchichtlicher Beziehung vollkommen unterſucht, und erſt ſeit wenigen Jahren bemühen ſich Miſſionäre, auch dort das Licht des Chriſtentums zu verbreiten. Um ſo willkommener dürfte der Bericht eines Mannes ſein, welcher, mit vorurteilsfreiem Blicke, bedeutender Beobachtungsgabe und gründlichen Kenntniſſen ausgerüſtet, in ungeſchminkter und allgemein verſtändlicher Weiſe erzählt, was er während eines dreijährigen Aufenthaltes (1877—1880) auf und bei jenen fernen Inſeln geſehen, erlebt und erfahren hat Die Erzählung trägt vom erſten bis zum letzten Satze das Gepräge voller **Wahrheit** und **Zuverläſſigkeit** und wirkt um ſo anziehender, da ſie nicht auf fremden Quellen beruht, ſondern vollkommen ſelbſtändig iſt.

Illustrations-Probe.



Am Hardanger Fjord. (Aus Du Chaillu, Im Lande der Mitternachts-Sonne.) Siehe die vorhergehende Seite.

Soeben erſchien folgendes, höchſt intereſſantes Reiſewerk:

Der goldene Cherſones

von **Iſabella L. Bird** (Mrs. Biſhop).

Verfaſſerin von: „Der hawaiiſche Archipel", „Erlebniſſe einer Dame in den Rocky Mountains", „Unbetretene Pfade in Japan" ꝛc. ꝛc.

Frei überſetzt von **A. Helms.**

Mit 2 Karten und vielen Illuſtrationen. Broſchiert 7,50 *M.* Gebunden 8,50 *M*

Die vielgereiſte Verfaſſerin ſchildert in bekanntermaßen anregender und feſſelnder Weiſe die Eindrücke, welche ſie auf einer Reiſe nach und auf der Halbinſel Malakka empfangen hat. Es waren auch hier zum Teil „unbetretene Pfade", welche die unerſchrockene Dame einſchlug. In farbenprächtigen Bildern ziehen die Wunder und Zauber jener fernen Zone an unſeren Augen vorüber. A. Helms iſt als geſchmackvolle und gewandte Überſetzerin bereits wohlbekannt durch die

Reiſeſchilderungen der Weltumſeglerin Mrs. Annie Braſſey:

Ein Bazar in Tunis (Aus „Sonnenſchein und Sturm").

Sonnenſchein und Sturm im Oſten.

Seefahrten und Wanderungen vom Hyde-Park zum Goldenen Horn,

mit beſonderer Berückſichtigung

Konſtantinopels, ſeines Volkslebens, des Hofes, der Harems u. a. m.

Mit Porträt der Verfaſſerin, 9 Tonbildern und 101 Holzſchnitten im Text.

In Prachtband 8,50 *M.* Broſchiert 6,60 *M.*

Die vorſtehenden Schriften ſind inſonderheit der Damenwelt gewidmet und verdienen, ebenſowohl ihres höchſt intereſſanten Inhalts, als ihrer reichen Ausſtattung wegen, gleiche Beachtung, wie die auf der folgenden Seite angezeigte, früher erſchienene und wohlbekannte Schrift derſelben **Verfaſſerin:**

Eine Segelfahrt um die Welt

an Bord der Yacht „Sunbeam" in elf Monaten ausgeführt und geſchildert

von **Mrs. Annie Braſſey.**

Pracht-Ausgabe mit 9 Tonbildern, 104 Illuſtrationen im Text und Karte. Gebunden 15 *M.* Broſchiert 12 *M.*

Billige Ausgabe **(Vierter Abdruck)** durch einige Kürzungen des Textes und den Wegfall einiger Illuſtrationen, ſowie der Karte unterſchieden. Gebunden 8,50 *M.* Broſchiert 6,60 *M.*

In Vorbereitung befindet ſich:

Unter der Kriegsflagge des Reichs.

Bilder und Skizzen von der Weltreiſe S. M. S. Eliſabeth (1881—1883)

von **P. J. Heims.**

Kaiſerl. Marinepfarrer.

Preis broſchiert circa 6—7 *M.*, gebunden 8—9 *M.*

Folgendes, allgemein intereſſierendes Werk empfehlen wir geneigter Beachtung:

Die Expedition des Challenger.

Eine wiſſenſchaftliche Reiſe um die Welt.

Von **W. Spry,** deutſch von **H. von Wobeſer.**

Mit 12 Tonbildern, 35 Illuſtrationen im Text und Reiſekarte. Broſchiert 12 *M*, elegant gebunden 14 *M.*

Nachſtehende drei, ebenfalls hochgeſchätzte Werke ſind nur noch in ganz wenigen Exemplaren vorrätig:

Nach den Viktoriafällen des Zambeſi von **Eduard Mohr.** Mit Porträt des Verfaſſers, vielen Illuſtrationen in Holzſchnitt und Farbendruck, Karte ꝛc. In 2 elegante Bände geb. 24 *M*, broſch. 20 *M.*

Drei Jahre in Süd-Afrika, Reiſeſkizzen nach dem Tagebuch von Prof. **Guſtav Fritſch,** Dr. med. Reich nach den Orig.-Photographieen des Verfaſſers mit Holzſchnitten, auch durch Farbendrucke illuſtriert, nebſt Karte der Reiſe. Gebunden 20,50 *M.* Broſchiert 18 *M.*

Die Eingeborenen Süd-Afrikas, ethnographiſch und anatomiſch beſchrieben von Prof. **Guſtav Fritſch,** Dr. med. Mit zahlreichen Holzſchnitten, großenteils nach Originalphotographieen und Zeichnungen des Verfaſſers, 20 lithogr. Tafeln mit Abbildungen von Skeletteilen ꝛc. Hierzu ein Atlas, enthaltend 60 in Kupfer radierte Porträtköpfe. Preis der beiden Bände (gebunden) 75 Mark.

In circa 10 Lieferungen à 1 *M* beginnt soeben zu erscheinen:

Landschaftskunde.

Versuch einer Physiognomik der gesamten Erdoberfläche in Skizzen, Charakteristiken und Schilderungen, zugleich als erläuternder Text zum landschaftlichen Teile (II.) von **Ferdinand Hirt's Geographischen Bildertafeln**, herausgegeben von **Alwin Oppel**, Dr. philos. und Lehrer der Geographie am Realgymnasium zu Bremen.

Allen **Freunden der Erdkunde**, wie überhaupt dem größeren Publikum soll dieses **neue** Unternehmen eine **Fülle von Anregung, Belehrung und Unterhaltung** bieten; die **Fachmänner** finden in demselben eine **notwendige Ergänzung der Atlanten**, insonderheit aber soll das Werk, wie der Titel andeutet, als **erläuternder Text des II. Teiles** gelten zu:

Ferdinand Hirt's
Geographische Bildertafeln.

Für die Belebung des erdkundlichen Unterrichts und die Veranschaulichung der Hauptformen der Erdoberfläche,

mit besonderer Berücksichtigung der wichtigeren Momente aus der Völkerkunde und Kulturgeschichte,

herausgegeben von **Dr. Alwin Oppel** und **Arnold Ludwig.**

Erster Teil: Allgemeine Erdkunde.

Publiziert unter Mitwirkung von Prof. **Dr. G. Fritsch** (Berlin), **Dr. G. Leipoldt** (Dresden), Prof. **Dr. R. Perkmann** (Wien), **R. Waeber** (Bunzlau) und vieler anderer hervorragender Fachmänner. Mit mehreren hundert Illustrationen auf 24 Tafeln. **Steif brosch. 3,60 *M.* Geb. 4,50 *M.* Prachtband 5 *M.* Einzelne Bogen 20 *Pf.* 20 Bogen gemischt 3 *M.* 20 Bogen einer Nummer 2,70 *M.* — Erläuternder Text (nicht f. d. Schule, sondern fürs Haus) 1 *M.***

Zweiter Teil: Typische Landschaften.

Ausgewählt unter Mitwirkung von **F. Kanitz** (Wien), **Dr. Karl Müller** (Halle), **Richard Oberländer** (Leipzig), Prof. **Seibert** (Bregenz) und vieler anderer hervorragender Fachmänner. Mit einführendem Text und 28 Bogen Illustrationen, 172 Landschaftsbilder enthaltend. **Preis steif broschiert 4,40 *M.* Einfach geb. 5,50 *M.* Prachtband 6 *M.***

Für den geographischen Unterricht ist folgendes, in allen Fachkreisen günstigst aufgenommenes, großes **Anschauungsbild** bestimmt:

Die Hauptformen der Erdoberfläche

nach der Darstellung in der E. v. Seydlitzschen Geographie

für den ersten geographischen Unterricht gezeichnet

unter wissenschaftlicher Revision mehrerer hervorragender Fachmänner.

In vielfachem Farbendruck auf feinstem starkem Karton-Papier ausgeführt (1 m breit, 0,77 m hoch).

In drei Ausgaben: A. Das Tableau mit Kiste 4 *M.* B. Dasselbe mit Leinwandeinfassung und Ösen inkl. Kiste 5,50 *M.* C. Dasselbe aufgezogen und mit Stäben versehen mit Verpackung 8,50 *M.* Porto extra.

Proben der 64 Rassenköpfe

aus

Ferdinand Hirt's Geographische Bildertafeln. Teil I.

(Siehe gegenüber.)

Armenierin.

Papua-Mädchen.

Neu-Kaledonier.

Patagonier.

Dschungel. Siehe Seite VI.

E. v. Seydlitzsche Geographie.

Illustriert durch eine Reihe nach Originalzeichnungen ausgeführter Kartenskizzen und Abbildungen im Text, sowie einen Illustrations-Anhang, enthaltend Formationsbilder und typische Landschaften.

Neunzehnte Bearbeitung.

In drei Ausgaben: A. Grundzüge der Geographie. 75 Pf. B. Kleine Schul-Geographie. 2 M. C. Größere Schul-Geographie. 3,75 M.

Hierzu trat eine Spezial-Ausgabe der Grundzüge (A) für Österreich-Ungarn. 1 *M*, und eine Spezial-Ausgabe der Kleinen Schul-Geographie (B) für Österreich-Ungarn. 2,40 *M*, ferner eine italienische Ausgabe der Grundzüge. Preis 1 *M*.

Jaenicke, Dr. Hermann, Lehrbuch der Geographie. In drei Teilen. Reich illustriert. I. für Sexta, Quinta u. Quarta. 1,25 *M*. II. für Tertia, Sekunda u. Prima. 1. Abteil. Europa. 1 *M*. (Teil II. 2 und III folgen baldigst).

Paulitschke, Prof. Dr. Ph., Leitfaden der geographischen Verkehrslehre für Schulen und zum Selbststudium. Mit 10 Karten. 1,60 *M*.

Kutzen, Prof. J., Das deutsche Land in seinen charakteristischen Zügen und seinen Beziehungen zu Geschichte und Leben der Menschen. Dritte Bearbeitung von Prof. Dr. Koner. Brosch. 8 *M*. Geb. 10,50 *M*.

Delitsch, Prof. Dr. O., Deutschlands Oberflächenform. Versuch einer übersichtlichen Darstellung auf orographischer und geologischer Grundlage zu leichterer Orientierung im deutschen Vaterlande. Mit 3 Karten. 1,60 *M*.

Geistbeck, Dr. M., Bilder aus der Länder- und Völkerkunde. Sehr reich illustriert. Broschiert 3 *M*. Gebunden 4 *M*.

Avé-Lallemant, Dr. R., Wanderungen durch die Pflanzenwelt der Tropen. 4 *M*.

Verlag von Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig.

Reich illustrierte Schriften für das reifere Knabenalter.

(Preis in Prachtband je 6 *M*., broschiert je 4,50 *M*.)

Das Buch vom braven Mann.

Bilder aus dem Seeleben

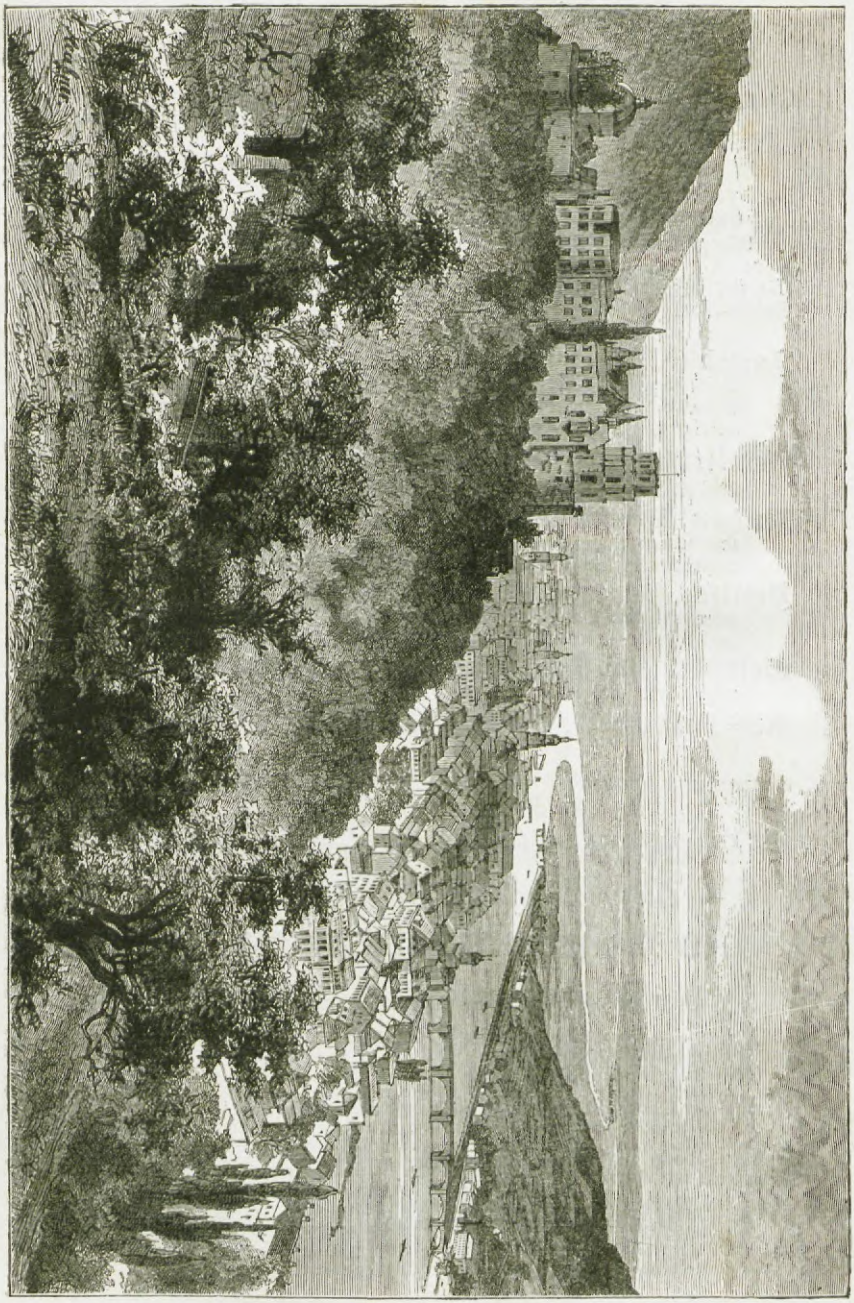
von **S. Wörishöffer.**

Das Talent d. Verf., spannend und belehrend zugleich zu schreiben, ist anerkannt; dies neue „Seebuch" ist nicht etwa eine Wiederholung von dem beliebten Schiffsjungen Robert, sein Zweck ist sowohl von der Entwickelung unserer Schiffahrt als auch, und dies in erster Linie, von der segensreichen Thätigkeit der „Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger" ein Bild zu geben. **Wir empfehlen dies Buch aufs ausdrücklichste zu wohlwollender Beachtung.** ebenso die längst zu Lieblingen unserer Knabenwelt gewordenen, bereits in Tausenden von Exemplaren verbreiteten Schriften:

Rousselet, Mali, der Schlangenbändiger. Szenen aus dem indischen Leben. Für die deutsche Jugend bearbeitet von **L. Mannheim.**

Stanley, Kalulu, Prinz, König und Sklave. Szenen aus dem Leben in Zentral-Afrika. Für die deutsche Jugend bearbeitet von **L. Mannheim.**

Illustrationsprobe aus Seydlitz's Geographie.



Heidelberg. (Siehe die vorhergehende Seite.)

Druck von August Pries in Leipzig.

SKIZZE des NORD-ÖSTLICHEN TEILS von NEU-BRITANNIEN

von Wilfred Powell.

1878-9.

Kilometer 10 20 30 40 50 60

Östlich von Greenwich.

150 151 152

New Hanover
NEW IRELAND
Fisher I.
Gervis Dreys I.
Sandwich I. (Purungaru)
Abgarris or Faed I.
Duke of York I.
C. Ste Maria
C. Lambert
Willaumez I.
Sir C. Hardy I.
Tasman I.
French I.
C. St George
Mortlock Is
Long I.
Tanga I.
Gloucester
Rook I.
Dampier Str.
NEW BRITAIN (Birara)
C. Orford
Lord Howe Is
SOLOMON ISLANDS
Bougainville I.
C. Wilhelm
Haon G.
South C.
PACIFIC OCEAN
Choiseul I.
Isabel I.
Bougainville Str.
Rononga
New Georgia
C. Ward Hunt
Bobriand I.
NEW GUINEA
C. Nelson
D'Entrecasteaux Is
Woodlark I.
Russel I.
Guadalcanar I.
Hood Pt
Orangerie B.
South C.
Louisiade Arch.
Bellona I.

C. Campell (Kula)
Willaumez I.
Rock Is
High I.
Raoul I.
All the passages between these islands appear to be dangerous.
Breakers
Fitz I. (Tavitangora)
Gicquel I.

Du Faur I.
C. Wilson
Deception Pt
Pt Mac Cullock
Jenkins I (Mitum-mitumaitaba)
Two peaks Mt 2000
Island Pt
Fairway Rf
Sand Bank (dry at H.W.)
Sand Bank (awash L.W.)
Low land
Mt Pyramid 2000
C. Hoskins
Norton I.
Commodore Bay
Mac Donald I.
Vessy I.
Chard I.
Very Low land
Hummock Hd (Quass)

Legelis Shoals
Reefs reported to extend to the eastward.
Wreck Reef
Scilly Is
Sand
Dry Sand
Norton Banks
Dry Sand
Man I. (656)
C. Lambert (Miuto-oranga)
Corrokeer
Mt Sander
Sulla
Mt Fitzgerald
Sullasulla
Sand Bank (Dries at L.W.)
Sand Bank (Dries at 1 tide)
Bering R.
Maudzanaputa I.
Moterbert I.
Urara I.
Midway Rf (awash L.W.)
Junior Mission House
C. Lutin
Shoal Pt
Lutin B.
Lutin (Dist.)
Kabakadaie (Dist.)
Port Webber
Gambira (Dist.)
Sensigorra
Red Face
Pondo Pt
Florin
Waterhill
Holmes R. (Unamulla)
Sandy Pt (Nobugan)
Turtle I.
Port Powell (Nema-saren)
Ullamarn
Ulla
E. Watto
OPEN BAY
C. Buller
C. Stephens
N. Daughter
Goonan (Dist.)
Nodup
Mother 2470
S. Daughter
Rutherwood (Dist.)
Turtle B.
Blanche Bay
Matupi
Active Volcano
New I. (Volcanic)
Keravia (Dist.)
Pigeon Is
Kabanana Pt
Kinnaguan (Dist.)
Abercole
Gazelle Pt
Birara (Dist.)
High table Land
Fresh water Lake
GAZELLE PENINSULA
Mt Beamramps Beaupré
C. Palliser
Makada I.
Makada Harb.
Myet Is
P. Hunter
Weira Pt
Foul B.
Duke of York Group
Ulu I.
Mioko Harb.
Mioko I.
Herewara
Kokomilick
Brown I.
C. Rossel
Rossel Mt
Strong currents with each Monsoon
ST. GEORGE'S CHANNEL
Eruptions of 1878 reported to have obstructed this channel with fields of pumice stone
Hunter Pt
Garnot Pt
Vernon
Carteret Pt
Watering B.
Coco Nut I. (about 800)
Rambon
Blosseville Pt
B. Sulphur
Wallis I.
Bougainville
P. Prasin
Lowmass I.
C. St George
Likilikei B.

Duportail I. (Bassullasulia)
Passage R.
Anne I.
May I.
Active Vol. 1000
Close I.
C. Deschamps (Torcoro)
Red Cliff
Heath I.
Corlailee
Mattiu
Hixon Bay
1300 North Son Ext. Volcano
Long Pt (Unamango)
EXPECTATION STR.
Archway Pt
Pleasant R.
Powell R.
SPACIOUS BAY
4060 Father Active Volcano
Henry Reid Bay
Brown I.
Tongue Pt
Breakers
Turner Pt
Low Pt (Pucanucambulla)
3000 South Son Active Volcano
Villages
Heavy Breakers
Return Pt
C. Orford
Owen Pt
High conical peak
C. Quoy
JACQUINOT BAY

K. K.
LYCEAL-
BIBLIOTHEK
zu
LAIBACH

Verlag von Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig.

Folgende Werke empfehlen wir einer geneigten Beachtung, indem wir aufmerksam machen, daß dieselben in nur noch **ganz wenigen Exemplaren** vorrätig sind, eine Erhöhung des Preises derselben daher in naher Aussicht steht:

Die Expedition des Challenger.

Eine wissenschaftliche Reise um die Welt.

Von **W. Spry**, deutsch von **H. von Wobeser.**

Mit 12 Tonbildern, 35 Illustrationen im Text und Reisekarte.

Broschiert 12 *M*, elegant gebunden 14 *M*.

Nach den Victoriafällen des Zambesi.

Von **Eduard Mohr.**

Mit Porträt des Verfassers, vielen Illustrationen in Holzschnitt und Farbendruck, Karte und einem kommerziellen und astronomischen Anhang.

In 2 elegante Bände geb. 24 *M*, brosch. 20 *M*.

Drei Jahre in Süd-Afrika,

Reiseskizzen nach dem Tagebuch

von Prof. **Gustav Fritsch**, Dr. med.

Reich nach den Original-Photographien des Verfassers mit Holzschnitten, auch durch Farbendrucke illustriert, nebst Karte der Reise.

Geb. 20 *M*. 50 *Pf*, brosch. 18 *M*.

Die Eingeborenen Süd-Afrika's,

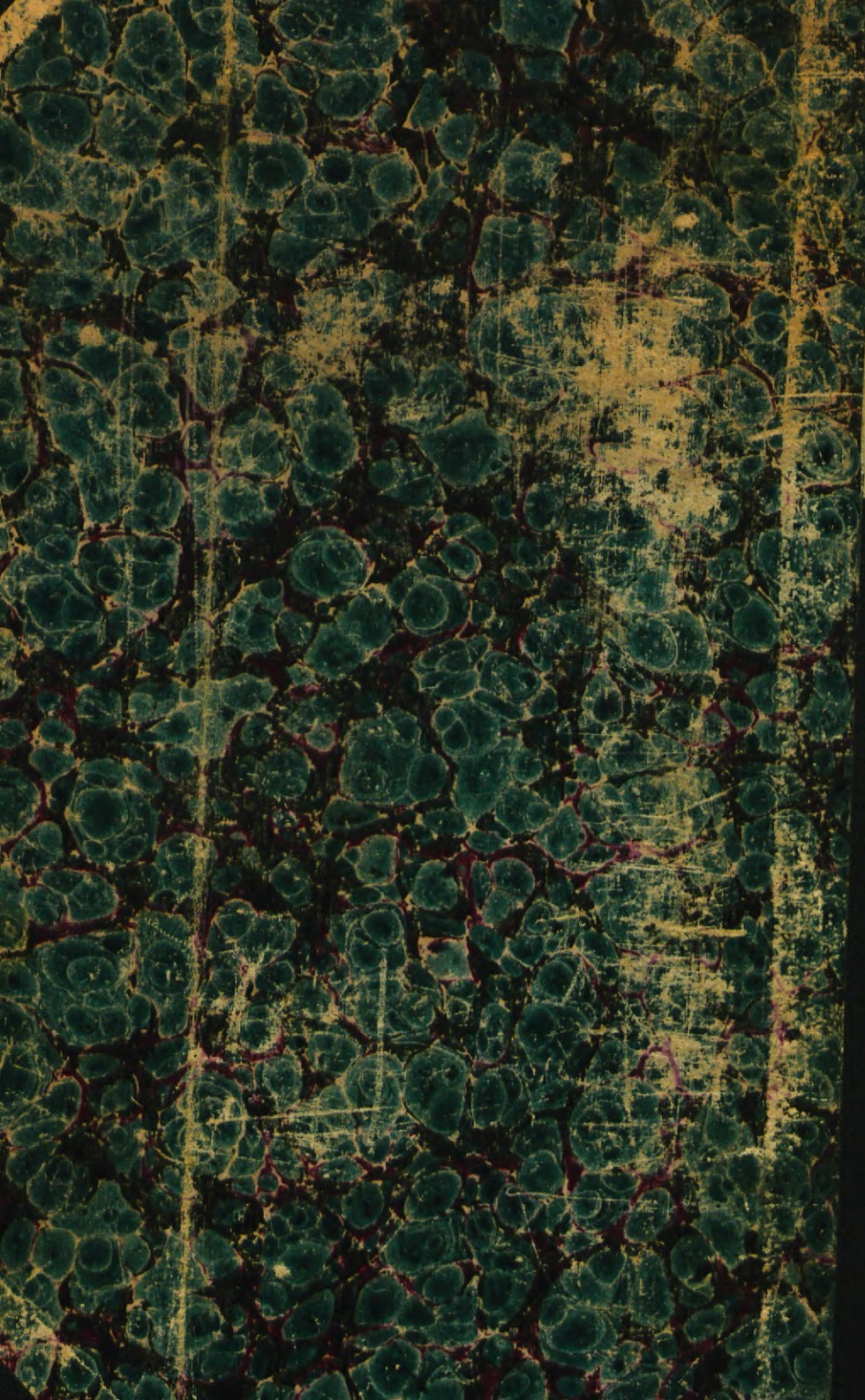
ethnographisch und anatomisch beschrieben

von Prof. **Gustav Fritsch**, Dr. med.

Mit zahlreichen Holzschnitten, großenteils nach Originalphotographien und Zeichnungen des Verfassers, 20 lithogr. Tafeln mit Abbildungen von Skeletteilen 2c. und einer Karte der Wanderungen der südafrikanischen Völkerstämme.

Hierzu ein

Atlas, enthaltend 60 in Kupfer radierte Porträtköpfe.

Preis der beiden Bände (gebunden) 75 *M*.

Druck von August Pries in Leipzig.